AP 3335

Terrace Water
V-31 (1974)
VOL. 4-5

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachrichten

aus der

Brüder-Gemeine.

1856.

---

38. Jahrgang.

Gnadau,
im Verlag der Buchhandlung der evangelischen Brüder-Unität
bei H. L. Menz,
so wie in allen Brüder-Gemeinen; bei Eduard Kummer in
Leipzig und bei Felix Schneider in Basel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Period.
1282
V.38(1856)
no.1-3

Nachrichten
aus der
Brüder-Gemeine.

1856.

Erstes Heft.

Rede
des Bruders Ernst Reichel an die Gemeine in Herrnhut am Feste der Erscheinung Christi, den 6. Januar 1855.

Ges. Sei ewig gelobet, Du heilige Liebe! für die Gemein', Dein Volk und Haus ꝛc. 1400, 1.
Ueberall mit einem Schall ꝛc. 1422, 3.

Wir feiern, meine lieben Geschwister, heute unser Missionsfest, und gedenken damit vorzugsweise unsrer aus den Heiden gesammelten Gemeinen und der bei ihnen angestellten Geschwister; damit aber auch zugleich dankbar des Missionssegens, und gebeugt der Missionspflichten, die uns, das Eine wie das Andere, der Heiland mit diesem Werk gegeben hat.

Die heutigen Tagestexte heißen: die Loosung:

Ich will Deine Befehle nimmermehr vergessen, denn Du erquickest mich damit. Ps. 119, 93.

Dein Gebot ist lauter Güte für ein kindliches Gemüthe. 1530, 2.

Digitized by Google

Und der Text:

Er iſt erſchienen denen, die da ſitzen in Finſterniß und Schatten des Todes. Luc. 1, 79.

Ein kleiner Anfang iſt gemacht, die Erde iſt noch ſehr voll Nacht: ach brich herfür zu unſrer Zeit, Du Sonne der Gerechtigkeit! 1376, 16.

Es iſt, m. l. Geſchw., eine weſentliche Eigenſchaft der Gnadenſonne, an deren ſeligen Aufgang vor 1854 Jahren wir uns erſt vor wenigen Tagen dankbar erinnert haben, daß dieſe Gnadenſonne nicht blos dem Volk Iſrael ſcheinen ſollte, ſondern in ihrem Schein alle Völker froh werden ſollten; es iſt ein weſentliches Kennzeichen des Neuen Bundes vor dem Alten, daß derſelbe nicht blos ein Volk, ſondern alle Völker der Erde mit ſeinen Segnungen umfaſſen ſollte; es gehört darum auch mit zu den hervortretendſten Zügen der altteſtamentlichen Weiſſagungen von dem kommenden Weltheiland, daß ausgeſprochen wird, daß dieſer Heiland ein Heiland aller Welt ſein ſollte. So wird ſchon dem Abraham geſagt: „Daß durch ſeinen Samen geſegnet werden ſollen alle Völker auf Erden“ (1 Moſ. 22, 18). So leſen wir im Propheten Jeſaia im Cap. 9, 1: „Das Volk, ſo im Finſtern wandelt, ſiehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finſtern Lande, ſcheinet es helle.“ Cap. 49, 6: „Es iſt ein Geringes, daß du mein Knecht biſt, die Stämme Jakobs aufzurichten, und das Verwahrloſete in Iſrael wieder zu bringen; ſondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du ſeieſt mein Heil bis an der Welt Ende.“ So leſen wir in unſerm heutigen Epiphanias-Evangelium im 60. Capitel des Propheten Jeſaias: „Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet

auf über dir. Denn siehe, Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und Seine Herrlichkeit erscheinet über dir; und die Heiden werden in Deinem Lichte wandeln, und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet. Hebe deine Augen auf, und siehe umher: diese Alle versammelt kommen zu dir. Deine Söhne werden von ferne kommen, und deine Töchter zur Seite erzogen werden; dann wirst du deine Lust sehen und ausbrechen, und dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu dir bekehret, und die Macht der Heiden zu dir kommt" (V. 1–5). Und eine solche Weissagung kurz vor der Erscheinung des Heilandes aus dem Munde des Zacharias ist auch unser heutiges Texteswort: „Durch die herzliche Barmherzigkeit Gottes," heißt es, „hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe, auf daß Er erscheine denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes."

Darum, m. l. Geschw., ist es eine ganz passende Sache, ein dahin gehörender Nachklang des Weihnachtsfestes, ein Heiden-, ein Missionsfest zu feiern. Aber freilich haben wir noch überdies an dem heutigen Tage dazu eine besondere Veranlassung. Denn jene Weisen aus dem Morgenlande, die zu dem neugebornen Gottes- und Menschensohn kamen, an welche sich die christliche Kirche heut erinnert, stehen da als die Repräsentanten aller der Tausende und aber Tausende aus allen Völkern und Zungen, die schon jetzt bekehret sind zu Jesu Christo, die vor Ihm ihre Knie gebeugt und in Ihm Leben und Seligkeit gefunden haben, „und die einmal vor Seinem Thron in einer Schaar, die Niemand zählen kann, anstimmen

Digitized by Google

ſollen das Lied der Lieder“ (Offenb. 7, 9). Und indem durch Gottes wunderbaren Rathſchluß jene aus weiter Ferne zu dem Jeſuskind hingeführt werden, iſt's gewiß weniger blos abgeſehen auf ihr eigenes Heil, als vielmehr, dadurch ein thatſächliches Zeugniß für alle Zeiten abzulegen von dem heiligen Recht, welches nicht blos die Juden, ſondern alle Menſchen an dieſen menſchgewordenen Gott haben; von dem heiligen Recht, welches dieſer menſchgewordene Gott durch Sein Leben, Leiden und Sterben nicht blos an die Juden, ſondern an alle Menſchen hat; und nicht blos davon, ſondern auch davon, daß Gott der Vater wohl weiß, Seinem Sohn und den Menſchen beiderſeits zu dieſem ihrem Recht zu verhelfen. Das hat Er denn auch durch die Jahrhunderte bezeugt; und Eins, woran wir uns heute dankbar erinnern, iſt eben auch das, daß wir in dieſem Lichte wandeln, „daß auch unſre Vorfahren von ferne gekommen, und an der Seite dieſes Lichtes erzogen worden ſind,“ und die Gemeine Chriſti vermehrt haben.

Aber das iſt's doch nicht, worauf zunächſt heute, m. Geſchw., unſre Aufmerkſamkeit gelenkt wird, ſondern vielmehr auf die heilige Miſſionspflicht, die alle begnadigten Seelen haben. Wenn Er, der ewige Gott, ein Recht hat an die Seelen der Menſchen, an ſie alle, und wenn ſie wiederum ein Recht haben an Ihn, wenn's kein anderes Mittel gibt, ſelig zu werden, als durch Jeſum Chriſtum, und dazu vor Allem die Predigt des Evangeliums gehört, „denn wie ſollen ſie glauben, von dem ſie nichts gehöret haben? wie ſollen ſie aber hören ohne Prediger?“ (Röm. 10, 14) ſo wendet ſich damit der Herr an Seine begnadigten Seelen, daß ſie Ihm zu dieſem Seinem

Digitized by Google

Recht verhelfen, wenn Er brennt vor Hunger nach den Seelen, — und alle die Seelen, die Ihn nicht kennen, haben ein nicht wegzuläugnendes Bedürfniß nach diesem Heiland, weil sie sonst verloren gehen — m. Geschw., dann braucht's keinen Beweis aus der heiligen Schrift weiter, daß Gott der Herr von einer jeden begnadigten Seele will, daß sie einen heiligen Missionstrieb in ihrem Herzen habe; dann braucht's keinen Beweis, daß, wo Leben aus Gott ist, da auch im Herzen das Verlangen sein muß, daß auch andere Seelen dieser Gnade theilhaftig werden; der Beweis steht an der Krippe unsers Heilandes, in dem Ruf der Engel: „daß allem Volk große Freude widerfahren ist" (Luc. 2, 10); der Beweis steht an den am Kreuz über die ganze Menschheit ausgespannten Gottesarmen. Und darum, m. l. Geschw., müssen wir es als ein sehr beschämendes Zeugniß für die Christenheit ansehen, wenn sie Jahrhunderte lang dieser ihrer heiligen Missionspflicht vergessen konnte; vergessen konnte, daß der Heiland ein Recht hat an diese Seelen der Menschen, und sie wiederum ein Recht an Ihn, und daß es Ihm nach Seiner Gnade gefallen hat, kein anderes Mittel zu wählen, als eben Seine erlösten Menschenkinder, daß sie Ihm und ihren Brüdern zu diesem Recht verhelfen. Es steht aber auch jener Missionsbefehl klar und deutlich im Worte Gottes geschrieben. Wir haben uns erst vor wenigen Tagen den herzstärkenden Abschiedssegen des Heilandes beherzigt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 20). Wir haben's gewagt, ihn uns anzueignen, und konnten mit diesem Abschiedssegen getrost ins neue Jahr hinübergehen, und können mit diesem Abschiedssegen getrost

alle Seine Befehle ausrichten, Seine Sache treiben, und allen Gefahren und allen Angriffen der Hölle trotzen; denn wir haben zugleich Sein Abschiedszeugniß, wie es dem Abschiedssegen vorhergeht: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18). Aber zwischen diesem Abschiedszeugniß und diesem Abschiedssegen steht auch das Abschiedstestament unsers Heilandes, der Abschiedsbefehl an die Seinen; und wenn wir das Eine uns aneignen, gilt es das Andere eben so gut: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe" (Matth. 28, 19. 20). Die drei Dinge hängen unzertrennlich mit einander zusammen. „Darum," heißt's, „gehet hin und lehret alle Völker" (Matth. 28, 19); weil es nämlich keine Freudigkeit, keinen Glaubensmuth einer Missionsgemeine gäbe, wenn sie nicht wüßte, daß Er bei ihr ist und Er für sie streitet, „Dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden." Aber auch insofern hängt Sein Abschiedssegen mit Seinem Abschiedstestament zusammen, daß wir uns nur in dem Maß mit Grund Seiner Heilandsnähe, Seiner Hülfe getrösten können, als wir darauf bedacht sind, Ihm und nicht uns zu leben, Seine Befehle und eben auch diesen Abschiedsbefehl zu erfüllen; in Seinem Dienst will Er bei den Seinen sein, und Seine Siegeskraft sie erfahren lassen.

Nun eben darum, m. l. Geschw., ist es zugleich für uns ein Gegenstand des größten Dankes in unsrer Gemeine, daß Er gleich bei ihrem Entstehen den Missionstrieb in sie gelegt, sie dieser Missionspflicht hat nachkommen lassen, und ihr

damit auch ein Missionsfeld gegeben hat. Es ist uns dies ein trostreicher Beweis davon, daß einmal ein wahrhaftiges, kräftiges Leben in dieser unsrer Gemeine war, daß sie die Taufe von Gott empfangen hatte. Aber wenn diese Missionsthätigkeit uns ein Beweis ist für das Leben, das einmal da war, — denn ohne dieses Leben hätte es keine solche Missionsthätigkeit gegeben — m. Geschw., so ist sie uns zu gleicher Zeit auch ein Gegenstand des Dankes gegen den Heiland im Blick auf den großen Segen, den Missionssegen, den Er damit uns gegeben hat. Denn eben so, wie nur aus dem Leben in Gott eine solche Thätigkeit entstanden ist, so dient sie auch wieder vor Allem dazu, das Leben zu erhalten. Es ist nicht zu viel gesagt, daß wir wahrscheinlich schon längst geistlich gestorben wären, uns aufgelöst hätten, oder eine blos bürgerliche Gemeine geworden wären, wie es so manche andere solche Gemeinschaften gibt, wenn wir nicht als göttliches Gnadengeschenk diesen Missionsberuf empfangen hätten. Darauf weist uns auch das Wort unsrer Loosung hin. Wenn es heißt: „Ich will Deine Befehle nimmermehr vergessen, denn Du erquickest mich damit," so gilt das eben auch von diesem Befehl unsers Herrn vornehmlich: „hinzugehen in alle Welt," daß Er uns, wenn wir ihm nachkommen, wenn wir ihn uns ins Herz schreiben, damit erquicken will. Das erfahren vorzugsweise diejenigen Brüder und Schwestern, die unmittelbar diesem Befehl nachkommen, daß Er sie damit erquickt, und ihr eigenes Leben dadurch erst recht geweckt oder doch genährt wird. Wenn sie sehen die herzumwandelnde, beseligende Kraft des Evangeliums an blinden, friedelosen Heiden, dient es zur Stärkung ihres

Glaubens; wenn sie auf der andern Seite sehen die Macht der Sünde, wie sie dort noch gewaltiger sich regt, erkennen sie darin zu gleicher Zeit die Größe ihres eigenen natürlichen Verderbens; und indem sie auf der einen Seite die Seligkeit der Selbstverläugnung erfahren, die eben dieser Dienst besonders fordert, so fühlen sie es auf der andern Seite immer wieder aufs Neue, wie wenig diese Selbstverläugnung von Natur in ihrem Herzen ist; und haben sie auf der einen Seite bei mancherlei Gefahren ihren Kleinglauben inne werden müssen, so können sie auch erfahren, daß sie den Herrn zum Führer haben, dem Himmel und Erde gehorsam sind, und der aus allen Gefahren wohl zu erretten weiß. Aber nicht blos für sie, für uns Alle, für unsre Gemeine ist dies Werk ein Segen gewesen und ist's noch heute. Ich will nur Einiges nennen. Es ist dieses Missionswerk, welches weit unsre Kräfte übersteigt, fortwährend eine Glaubensprobe für uns, aber auch fortwährend eine Glaubensstärkung, indem uns der Herr bis dahin wunderbar die Mittel gegeben hat. Mit diesem Missionswerk ferner werden wir fortwährend aufgefordert zum Gebet und zur Fürbitte; es ruft uns fortwährend die heilige Missionspflicht ins Herz, und, m. Geschw., es dient damit fortwährend auch zu unsrer Beschämung, zur Aufdeckung der Schwäche unsers Liebeslebens. Dazu wollen wir es uns auch heute dienen lassen; denn wenn wir von den Missionspflichten und Missionssegen reden, dürfen wir auch die Missionsbuße nicht übergehen.

Wir können es mit Dank gegen unsern Heiland anerkennen, daß es uns noch fortwährend nicht gefehlt hat an Brüdern und Schwestern, die

mehr oder weniger im eigenen Trieb des Herzens oder doch aus Gehorsam hingegangen sind zu den Heiden und zu den aus ihnen gesammelten Gemeinen. Wir können's mit Dank erkennen, daß es auch an Opferfreudigkeit und Geberwilligkeit nicht unter uns gefehlt hat, zum Theil auch gerade bei den Armen; und eben so, daß eine lebendige, herzliche Theilnahme an unsern Missionaren und ihren Erlebnissen fortwährend sich regt. Aber, m. Geschw., etwas ganz Anderes ist noch die wahre, rechte Theilnahme an der Sache des Herrn, das Leben in dieser Sache und für diese Sache; etwas ganz Anderes ist's noch, ob's uns ins Herz geschrieben ist, ob unser Herz darnach sich sehnt, daß doch der Heiland zu Seinem Lohn komme; ob wir wahrhaftigen Schmerz fühlen über Alles, was dieses Werk hindert, und wahrhaftige Engelfreude über jeden Sieg Seiner Sache. Das sind andere Fragen! Und da werden wir uns mehr oder weniger schämen müssen, auch diejenigen unter uns, bei denen man zunächst eine solche wahre Missionstheilnahme ihrem Beruf nach erwarten könnte. Wir müssen uns da weiter sagen, m. Geschw., wäre unser Herz so lebendig für die Sache des Herrn, wie man's wohl von einer begnadigten Seele erwarten kann, die selbst Frieden und Seligkeit in Jesu Wunden gefunden hat; lebte die Gemeine so in dieser Sache, so würden wir noch mehr von Missionssiegen und Erfolgen zu rühmen wissen, so würden unsre Geschwister da draußen angethan sein noch mit anderer Kraft des Geistes als bisher, wenn sie aus einer in solchem Missionsgeiste lebenden Gemeine kämen; und kämen sie wieder zurück, so fühlten sie sich aufs Neue erwärmt und ergriffen. Es sind nicht leere Ideale, die wir

uns da vor Augen stellen, die hier nie sich verwirklichen könnten, sondern wir haben den Beweis in unsrer Gemeine selbst schon gehabt. Das führt uns eben aber auch nur zum Gebet und zum gläubigen Gebet zu Dem, der bei denen, denen Er diesen Beruf gegeben hat, sein will, sein will mit Seiner herzhinnehmenden Jesuskraft, „und Dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Wir wollen uns jetzt noch, indem wir eben nachher fürbittend zunächst auch der in unsern Heidengemeinen angestellten Geschwister gedenken, das Verzeichniß derselben nebst den Missionsplätzen beherzigen.

Verlesen der Namen und Wohnplätze der Missions-Geschwister.

Ges. Sei herzlich gelobet, Du blutige Liebe! für Dein Erbarmen, Treu' und Hut ꝛc. 1400, 5.

Gebet.

Nimm fürs erste unsern Dank, liebster Heiland, daß Du aller Welt Heiland bist, daß Du und Dein Vater Rath geschafft haben, daß die Friedensbotschaft auch zu unsern Vorfahren gekommen ist, und nun auch wir wandeln dürfen in dem Glanz, der über Bethlehem aufgegangen ist, und uns dessen freuen! Habe Dank, barmherziger Heiland, daß Du uns, daß Du Menschen erwählet hast zu dem heiligen Beruf, Deinen Seelenhunger zu stillen und das Bedürfniß der erlösten Seelen nach einem Heiland, daß die begnadigten Sünder gewürdigt sind von Dir dieses köstlichen Auftrags! Aber ganz besonders, liebster Heiland, danken wir Dir heute dafür, daß unsre Brüdergemeine daran hat Theil nehmen dürfen, daß Du ihr von Anfang

an nicht nur den Missionstrieb ins Herz gegeben hast, sondern auch das Missionsfeld vor ihren Augen geöffnet, ihr Bahn gegeben hast, daß sie Deine Brautwerberin, die Sammlerin Deines Schmerzenslohnes, die Friedensbotin zu den armen Heiden hat sein dürfen, die ihnen verkündigen durfte: Kommt heraus aus eurem Kerker! Eure Ketten sind zerbrochen! Ihr habt einen Heiland! Ach habe Dank, liebster Herr und Heiland, für allen den reichen Segen, für die Erquickung, die uns Allen eben durch Ausrichtung dieses Deines theuren Befehls geworden ist und noch wird, für die Glaubensstärkung, für die Liebesreizung, für die Beschämung, die wir dabei immer aufs Neue inne werden müssen, wenn wir uns fragen nach dem rechten Missionssinn in unserm Herzen! Ja, das müssen wir Dir jetzt auch bekennen und wollen's: wir sollten viel herzlicher diese Sache treiben, sie viel mehr uns auf unser Herz gelegt sein lassen, und damit aufstehen und zu Bette gehen! Ach darum eben bitten wir Dich! Denn wenn das noch mehr wäre, so würdest Du Dich auch noch mehr an uns und dieser Deiner Sache verherrlichen können! Schreib's uns Allen heut aufs Neue ins Herz! ganz besonders aber auch den lieben angestellten Geschwistern, aber uns Allen auch, Dein heiliges Recht, welches Du durch Deinen Tod an die Seelen hast, die noch in der Finsterniß sind, und das heilige Recht, was alle die armen Heiden an Dich haben, und die heilige Pflicht, die damit Deine Gemeine hat, Dir und diesen Heiden zu solchem Rechte zu verhelfen! Schreib's uns ins Herz, und verherrliche Dich dann um so mehr auch an dem Werk, das Du uns gegeben hast! Ja, laß es uns erfahren, daß, wenn wir in Glaubens-

gehorsam hingehen zu den Völkern, Du nach Deiner Jesuskraft als der Sieger über die Hölle und den Satan mit uns gehst und die Herzen der Welt eröffnest! O gib Gnade, liebster Heiland, daß die unsrer Pflege anvertrauten Heidengemeinen immer mehr aus der Unmündigkeit der Kinder herauswachsen in das rechte Mannesalter in Christo, daß auch in ihnen immer mehr der heilige Missionstrieb erwache, der da, wo Leben ist, nicht schlafen kann, um ihren Landsleuten die Botschaft des Friedens zu verkündigen! Gib Gnade, liebster Herr und Heiland, nicht nur unserm Werke, sondern dem ganzen ausgedehnten Missionswerke! O wir freuen uns, und sollten uns noch viel mehr freuen, und unser Herz sollte sich erweitern und ausbreiten, wenn wir bedenken, wie viel mehr Missionssinn und Missionsleben Du in der letzten Zeit in Deiner evangelischen Kirche erweckt hast! O erhalt's, förder's, beleb's, leit's in die rechten Bahnen, begleit's mit Deiner Siegeskraft, Amen!

Ges. Betet unsern König an ꝛc. 1446, 1.

Rede
des Bruders Cröger an die Gemeine in Herrnhut am Sonntag Esto mihi, den 18. Februar 1855.

Ges. Großer Bundesengel ꝛc.
Aber die Gemeine ꝛc. 603, 1. 3.

Es geht vielleicht, meine lieben Brüder und Schwestern, heute Manchen so, wie es wohl schon sonst an Sonntagen und andern Tagen geschehen sein mag, wir meinen, es möge genug sein an der Betrachtung, die im Namen des Herrn an diesem Morgen hier gehalten worden ist; wir haben wohl genug gehabt für unsre Herzen und haben gemeint, wenn nur das jetzt recht in Wahrheit erfüllt wird an meinem Herzen und an der ganzen Gemeine, so haben wir einen reichen Segen, nicht nur für heute, sondern auch noch für künftige Tage. Aber doch, wenn wir uns nach der Sitte unsrer Gemeine in dieser Sonntag-Abendstunde wieder im Hause des Herrn beisammen sehen, dürfen wir hoffen, wie wir's neulich in dem Bericht eines Diaspora-Arbeiters gehört haben, daß der Herr an diesem Tage nicht blos einen Segen haben werde, sondern daß Er, von dem aller Segen kommt, wenn Er durch Seinen heiligen Geist uns Seine Worte zu Geist und Leben macht, uns auch wieder Sein eigenes theures Wort in unserm heutigen Lehrtext uns zu einem Segen für unser Herz verklären werde. Es ist, m. l. Geschw., das Wort unsers Herrn, welches wir am Palmsonntag in der

Geschichte Seiner Leiden zu lesen pflegen: „Die Zeit ist gekommen, daß des Menschen Sohn verkläret werde“ (Joh. 12, 23). Wir fühlen wohl Alle, daß dieser Text sehr schön ausgewählt ist zum Eingang in die Zeit, da wir das verdienstliche Leiden und Sterben unsers Heilandes von Neuem zu betrachten uns anschicken. Wenn wir nun aber nach dem näheren Zusammenhang dieser Worte des Herrn fragen, so werden wir an einen merkwürdigen Moment jener unvergeßlich wichtigen Tage erinnert. „Es kamen einige Griechen, welche auf das Fest nach Jerusalem sich begeben hatten, die wollten Jesum gerne sehen“ (Joh. 12, 20. 21). Also solche Heiden, welche, wie so viele sehnende Seelen in der Heidenwelt jener Zeit, nicht genug hatten an dem Unglauben oder an dem Aberglauben ihrer Landesgenossen, sondern die sich nach einer bessern Wahrheit, nach Trost für ihr Herz sehnten, und darum zu der einigen, wahren Religion des Volkes Israel sich wendeten. Diese kamen und sagten: „Wir wollten Jesum gerne sehen;“ und die Jünger verkündigten dieses Verlangen der Heiden unserm Herrn (V. 22). Da that sich vor Seinem göttlichen Blick die Zeit auf, wo nicht blos aus den Hürden von Israel, sondern auch aus einem andern Stalle unzählige Schafe herzukommen, „und wo ein Hirt und eine Heerde werden sollte“ (Joh. 10, 16). Da sagte der Herr: „Die Zeit ist da, daß des Menschen Sohn verkläret werde.“ Aber zugleich, wie es in Seiner eigenen Seele Ihm so nahe vorschweben mußte bei der unmittelbaren Nähe Seines Leidens, in das Er gehen sollte, und um Seine Jünger wieder vorzubereiten auf das, was auch für sie vor der Erfüllung jener herrlichen Verheißung noch durch-

zumachen wäre, fügte Er hinzu: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte“ (Joh. 12, 24). Damit also, m. l. Geschw., hatte der Heiland es bezeichnet, auf welche Weise allein diese herrliche Zeit, zu deren Herbeiführung Er den Thron des Vaters verlassen hatte und in diese arme Zeit gekommen war, herbeigeführt werden könnte. Nur durch Seinen Tod konnte das Leben der Welt errungen werden. Und so ist diese Zeit, die Zeit Seines Leidens, auch die eigentliche Zeit Seiner Verklärung, insofern, weil die ganze Erscheinung Jesu Christi des Sohnes Gottes auf Erden eine vergebliche für das endliche, ewige Heil der Menschenschaar gewesen wäre, wenn Er nicht Sein heiliges Leben zum Schuldopfer für die Welt gegeben hätte. Und die Herrlichkeit des Sohnes Gottes, die in allen Seinen Worten und Werken uns entgegen leuchtet als eine Herrlichkeit, wie sie nur der Einige aus des Vaters Schooß haben konnte, diese Herrlichkeit leuchtet doch am allerschönsten und mit einer Macht, die allein die harten Herzen zerschmelzen und die Widerspenstigen überwältigen kann, aus der Liebe, die Ihn zu Seinem Leiden am Oelberg, auf Golgatha getrieben hat. Da heißt es: „Dein Kreuz, die Schmach, die Angst, der Schmerz, die Striemen und die Wunden, die sind es, welche mir mein Herz genommen und gebunden.“ Da, in der Leidensmajestät ist Jesus der König der Herzen, der König der Welt, die durch Ihn selig werden sollte. Also, m. l. Geschw., Beides ist aufs innigste mit einander verbunden, jene herrliche Aussicht in die endliche Erfüllung des Gnadenreiches Gottes, und

zugleich der Blick in dieſes Leiden, durch welches allein der Sieg errungen werden konnte.

Das iſt, m. l. Geſchw., wir wiſſen es ja, „das A und O," wie es in einem Liede des Grafen Zinzendorf heißt, bei allen denen, die da wiſſen, was Wahrheit iſt; denn die wiſſen es auch, daß das und das allein, wie wir's heute Vormittag erſt gehört haben, „Gotteskraft und Weisheit" iſt (1 Cor. 1, 24). Aber wenn wir uns als Mitglieder einer Brüdergemeine, wenn wir uns als Mitglieder der Herrnhutiſchen Gemeine hier beiſammen ſehen, ſo dürfen wir's doch nicht vergeſſen, wir müſſen es, und wenn es auch zur tiefen Beſchämung und Anklage für unſer eigenes Herz ſein ſollte, wir müſſen es bekennen zum Preiſe des Gotteslammes: Nicht nur in der ganzen gläubigen Kirche zu aller Zeit, ſondern auch ganz inſonderheit in unſrer Brüdergemeine hier in Herrnhut hat der Geiſt Jeſu Chriſti dieſe Wahrheit als den Inbegriff aller ſeligmachenden Wahrheit in den Tagen unſrer Väter verklärt. Das ſpricht ſich auf eine mächtige Weiſe, die Freunde und Feinde anerkennen müſſen, in allen den Liedern, in allen übrigen Zeugniſſen, ja im Wandel jener Gemeine im Anfang unſrer erneuerten Brüderkirche aus. Es war der einzelnen Seelen, es war der ganzen Gemeine Erfahrung, daß die Liebe des gekreuzigten Heilandes ſie überwunden, ſie zu Sklaven Seines Dienſtes, das heißt, zu ſeligen Knechten des Herrn der Herrlichkeit gemacht hatte; und, m. l. Geſchw., wir ſind heute daran erinnert worden: „wie viel von denen wird gefordert werden, denen viel gegeben iſt" (Luc. 12, 48). Die Leiden des Heilandes, durch welche allein Sünder ſelig werden können, ſind im Laufe eines Jahrhunderts ſo wenig als im Laufe von

bald zwei Jahrtausenden weniger werth geworden, daß die Herzen sie betrachten, sich ganz darein versenken, alles Andere für Schaden achten, und Dem, der sie zuerst und bis in den Tod geliebet hat, sich hingeben mit dem, was sie sind und haben. Und für uns, m. l. Geschw., ist so wenig als für unsre Väter, so wenig als für die ganze Menschenschaar in der weiten Welt, heute ein anderer Weg zur Seligkeit, ein näherer, ein sichererer, ein seligerer Weg als der, zu glauben an die Wunden des Gotteslammes. Wenn wir nun es uns gestehen müssen, daß unsre Liebe gar lau, daß unsre Dankbarkeit eine sehr äußerliche, daß die Hingabe in den Dienst des Herrn — ach so sehr gemischt ist mit so vielen weltlichen und nichtigen Dingen, von denen wir meinen und uns einreden, daß sie nöthig wären zu unserm Glück, daß sie wohl gar mit unserm Lebensberuf zusammen hingen: o so müssen wir vom Geist des Herrn uns zur Buße, zur Rückkehr an die Leidensstätte unsers Heilandes treiben lassen, daß wir da wieder hin uns wenden mit unverwandtem Sinn, wo unsre Väter selig und heilig geworden sind.

Und da, m. l. Brr. u. Schwn., ist uns das Wort aus dem Munde unsers Heilandes am heutigen Tage einmal sehr tröstlich, aber auch mächtig ernst zur Erweckung: „Die Zeit ist hie, daß des Menschen Sohn verkläret werde.“ Es ist wieder einmal diese Gnadenzeit für unsre ganze Gemeine und für alle ihre Abtheilungen und einzelnen Glieder, Alt und Jung, gekommen, die Zeit, welche für Millionen so gesegnet war, die schon im ewigen Leben ihre Gnadenwahl preisen, und die einst am Tage Seiner Herrlichkeit vor Ihm ihre Harfen rühren und ihre Lobgesänge dem Gotteslamm dar-

bringen werden; wie für diese vielen Millionen der Entschlafenen, so ist jetzt für uns wieder die Gnadenzeit gekommen, wo die Betrachtung der Leiden des Heilandes mit ganz besonderer Kraft vom heiligen Geist an unsern Herzen soll gesegnet sein, die Zeit, wo der heilige Geist uns Schritt vor Schritt, Stück für Stück die Leiden unsers Heilandes nach Seele und Leib verklären und so vormalen will mit lebendigen Farben, daß, wenn wir nur willige Schüler mit offenen Ohren, mit offenen Augen sein wollen, auch kein Einiges leer von Segen auf die Ewigkeit ausgehen soll.

Dann, m. l. Brr. u. Schwn., wenn wir so diese Zeit von heute an trachten auszukaufen und mit heiliger Ehrfurcht, mit einem Ernst, den der Herzenskündiger kennt, sie benutzen, daß Jesus in unserm Herzen verklärt werde, daß wir nicht nur in unsern Versammlungen, in unsern schönen Passions-Singstunden und Liturgien singen und sagen von dem Leiden des Heilandes, sondern daß in der Stille des Herzens die Betrachtung vom Morgen bis Mittag und Abend sei, wenn wir mit dieser Angelegenheit an dieses große, heilige, wichtigste Werk gehen, daß wir uns dafür hergeben, damit Jesus in uns verklärt werde — o dann wird es dahin kommen, daß diese Zeit Segen mit sich bringt, als eine hoffnungsvolle Aussaat, welche Früchte trägt weit über diese schnell vorübergehenden Wochen hinaus. Unsre Väter, so sehr sie die Passionszeit schätzten, so innig sie trachteten, dieselbe auszukosten in aller ihrer Süßigkeit und Gotteskraft, haben doch gesungen, und eine jede lebendige Gemeine muß die gleiche Ueberzeugung haben: „Alle Tag' im Jahre, die Gott läßt werden, soll'n der Gemeine Festtage werden der Marter Gott's."

Ach, m. l. Geschw., müssen wir uns nicht gestehen: wenn heute nicht Esto mihi-Sonntag wäre, wer weiß, ob ich heute in meinem Hause und Herzen an die Leiden des Heilandes denken würde! Ach wenn wir einer solchen Aufforderung immer von Neuem bedürfen, und dann uns gestehen müssen, daß wir nur gar zu leicht wieder in die alte Trägheit des Herzens fallen, und unsers Heilandes, wenn auch nicht gerade als eines Todten, ganz vergessen, doch uns wieder allmählig von Ihm entfernen, so müssen wir fühlen, wie dringend nöthig wir's haben, daß eine neue Ausgießung des Geistes vom treuen Heiland uns geschenkt werde. So weit ist's gekommen, m. l. Brr. u. Schwn., daß des Menschen Sohn bis an die Enden der Erde verklärt wird, daß die Boten in allen fünf Welttheilen zeugen von dem Gotteslamm; und hier in Herrnhut sollten Herzen sein, die sich nicht den Menschensohn, den für sie in Leiden und Sterben gegangenen Gottes- und Menschensohn von Neuem sollten verklären lassen? O nein, m. l. Geschw.! Laßt uns dem heiligen Geist unsre Herzen öffnen, daß Er, der freilich allein es wirken kann, in uns zu Stande bringe eine solche Verklärung des Gottes- und Menschensohnes in Seiner Leidensherrlichkeit, daß wir daran sehen, „wie Er uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung" (1 Cor. 1, 30).

Nun Er, der schon so viel an uns gethan, Er hat noch mehr im Sinn; Er will die, die Ihn schon kennen, noch bekannter mit sich machen, sie noch tiefer in Sein durchstochenes Liebesherz blicken lassen; Er will die, die Ihm bisher noch ferne gestanden haben, nahe herbeirufen, daß sie

Alle die Wunden, die für sie geschlagen sind, betrachten, verehren und zu ihrer Seligkeit genießen sollen.

Ges. O hilf, Christe, Gottes Sohn ꝛc. 117, 8.

Rede

des Bischofs C. W. Matthiesen an die Gemeine in Herrnhut bei der Ordination der Brüder Karl Gotthelf Kern und Marc Woldemar Boullaire zu Diakonen, und des Bruders Theophil Christian van Calker zu einem Presbyter der evangelischen Brüderkirche. Gehalten am 12. Mai 1855.

Chor: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte," spricht der Herr (Jerem. 31, 3).

Gemeine: Bleib', ach bleib' ꝛc. 1069, 4.

Lehrtext: Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet. Joh. 15, 16.

Ach auserwählter Heiland! wir sind Dir jetzt wie weiland als Sündervolk bekannt; Du willst nun, daß wir bleiben und Deine Sache treiben, und hast die Seile weit gespannt. 1420, 8.

Das Wort des Propheten Jeremia, mit dessen Gesang wir, meine lieben Brüder und Schwestern, empfangen worden sind bei unsrer gegenwärtigen Versammlung, und das Wort unsers heutigen Lehr-

textes gehören ganz nahe zusammen. Das letzte ist ein Wort unsers Heilandes, welches Er zu Seinen Jüngern gesprochen hat, kurz zuvor, ehe Er in Sein Leiden ging. Die Gemeine hat sich dieses Wort an ihrem heutigen Gemeinfest schon recht zugeeignet. Wir haben ja an diesem Tage mit einander erwogen hier an dieser dem Herrn geweihten Stätte und in der Stille für uns die außerordentlichen Gnadenwohlthaten, welche der Herr, Gott unser Heiland, diesem Orte, dieser Gemeine nun seit bald 133 Jahren erzeigt hat. Wir gedenken an die wunderbare Gründung dieses Ortes, den gar kleinen, so unbedeutenden, ärmlichen und dem äußeren Anschein nach so wenig versprechenden Anfang, aus dem aber nach und nach weit mehr hervorgegangen ist, als damals Menschen gedacht haben, auch selbst bei jenem Gebete bei der Grundsteinlegung dieses großen Hauses. Es kam daher, daß unsre Vorväter in Einfalt, Demuth und Glaubenszuversicht nur auf Gott ihren Heiland sahen, nur auf Ihn baueten. Darum ging aus dem kleinen Anfang ein solcher Ort hervor: der Herr beschirmte denselben, bewahrte ihn in mancherlei Gefahren des Krieges und der Elemente; Er beschützte die Einwohner desselben, und leitete ihren Gang auf das Beste, ganz vornehmlich auch den Gang der Herzen. Ach da waren ja gar manche Gefahren, wie es unter den Menschenkindern ist, wie es auch unter den Gläubigen nicht anders geht. Aber der Herr hielt Seine Hand über dieser Gemeine, daß sie bei dem Worte von Seiner Geduld, bei dem Worte von Seinem Kreuz, von Seiner Erlösung und Versöhnung mit Gott fest stehen geblieben ist bis auf diesen Tag. Der Herr gab Gnade, daß von diesem

kleinen Orte aus gar viele Gemeinen gegründet worden sind diesseit und jenseit des Oceans, und daß das Werk, welches Er uns auch wieder vom kleinen Anfang an anvertraut hat unter Christen und Heiden, in stets Zunehmen kam, gegründet auf Ihn und Seine Gnade, unter der Beweisung Seiner Barmherzigkeit bis auf diese Stunde. Im Blick darauf mögen wir wohl mit dem Worte unsrer heutigen Festloosung sagen: „Herr, wie sind Deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief!“ (Ps. 92, 6). „Wer kann die Wunder und die Thaten zählen, die Du an Deinem Haus und Volk gethan, seitdem es Dir gefall'n, uns zu erwählen?“ Wir sinken in den Staub vor Ihm nieder! Denn es wird uns ja bei der Erwägung aller dieser Gnadenwohlthaten des Heilandes, die Er an der ganzen Gemeine, die Er an den einzelnen Seelen erwiesen hat, klar: nicht wir haben es verdient, der Heiland hat es uns gegeben, nach dem Worte des Propheten: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“ Ja, m. l. Brr. u. Schwn., das werden wir Alle zur Stunde bezeugen, wie wir es dem Heiland an diesem Tage schon haben bezeugen müssen: das ist ein Wort der Wahrheit auch über uns. Er hat unsre Gemeine, Er hat jedes Mitglied derselben „von je und je geliebet, darum hat Er uns zu sich gezogen aus lauter Güte.“ Nicht wir sind Ihm nachgegangen, daß wir Ihn finden möchten, Ihn, den Großen und Allmächtigen und so Gütigen und Gnädigen! Ach nein, wenn es auf uns angekommen wäre, wir hätten Ihn nimmer gefunden; sondern „Er hat uns erwählet,“ Er ist uns nachgegangen nur aus Barmherzigkeit. Er hat uns erwählet, „daß wir

Sein Volk sein sollten" (Jerem. 24, 7), die Güter Seines Hauses genießen, uns Seines Heils erfreuen. Auch ist es nicht unsre Würdigkeit, die Ihn dazu vermocht hat, sondern wir müssen es immer wieder sagen: „Er hat uns geliebet von je und je," Er hat uns geliebet bis auf diese Stunde, sonst hätte Er uns um unsrer Undankbarkeit, um unsers Zurückbleibens, um unsrer Verschmähung Seiner Gnade willen schon längst müssen fallen lassen. Aber „Er hat uns erwählet, nicht wir haben Ihn erwählet." Und „Seine Wahl gereuet Ihn nicht" (Röm. 11, 29), denn es ist eine Wahl der Barmherzigkeit, der Gnade, der Güte, der ewigen Liebe.

Das gehe uns nun, m. l. Brr. u. Schwn., tief zu Herzen! Das dringe uns dazu, daß auch wir in Seiner Liebe brennen mögen! Das treibe uns, daß wir dem Worte, welches unmittelbar auf unsern heutigen Text folgt, nachkommen mögen, da der Heiland sagt: „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet, und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe." Denken wir an dieses Wort, so haben wir beschämt zu sagen: der Heiland hat Sein Wort auch darin gehalten, „Er hat unsre Gemeine dazu gesetzt, daß sie Ihm Frucht bringe," und die Frucht ist durch Seine Gnade geworden eine Frucht, die geblieben ist bis auf diese Stunde, eine Frucht, die bleiben wird über dieses arme, irdische Leben hinaus, weil sie etwas ist, das auf die Ewigkeit, auf die Seligkeit der Seelen geht. Aber, m. l. Brr. u. Schwn., wenn wir weiter daran denken, was unsre Gemeine Ihm hätte sein können und sollen nach der Barmherzigkeit, die Er uns erzeigt hat, nach den tiefen

Gedanken des Heils und Friedens, welche Er über uns hat: so müssen wir die Augen beschämt niederschlagen und sagen: Ach Herr, Du findest so wenig Frucht bei uns! Nur Deine Barmherzigkeit, nur Deine Gnade, nur Deines Geistes Treue ist es, daß solches uns zu Theil geworden, und geblieben ist, daß wir nicht Deine Unehre, sondern Deine Ehre haben sein dürfen, wenn auch in schwachem Grade, daß wir es fühlen durften und auch heute es fühlen dürfen: Du hast noch Freude an uns nach Deiner unendlichen Liebe gegen uns. Aber wir haben nicht bei dem Ganzen stehen zu bleiben, m. l. Brr. u. Schwn., wir haben ein Jedes für sich ins Innere zu gehen, und haben das gewiß heute in der Stille gethan. Ach, daß wir es doch Alle gethan haben möchten! Dann werden wir freilich gar Vieles gefunden haben, was dem Heiland in unserm bisherigen Lebensgang nicht zur Ehre und Freude gewesen ist, wie es Ihm hätte sein können, so daß wir es verdienten, daß Er Seine Wahl der Gnade für uns aufgehoben hätte. Aber wenn wir es erkannt haben, wenn wir es in dieser Stunde bekennen, so ist der Heiland noch heute, noch in diesem Augenblick treu und barmherzig gegen uns; Er hat noch jetzt auch für uns tiefe Gedanken der Gnade und des Heils; „Er hat uns je und je geliebet," und liebt uns auch diese Stunde. Und darum vertrauen wir Ihm mit Glaubenszuversicht; „Er wird das gute Werk, das Er angefangen hat mit dieser Gemeine, mit den einzelnen Seelen, vollführen bis an Seinen Tag" (Phil. 1, 6); „Er wird uns lieben bis ans Ende" (Joh. 13, 1).

Das Wort unsers heutigen Lehrtextes und das Wort des Propheten, welches wir damit verbunden

haben, hat nun aber noch eine besondere Anwendung in dieser Stunde für uns, m. l. Brr. u. Schwn., da wir zum Schlusse unsers Gemeinfestes eine Kirchenhandlung haben, für welche sich diese Worte so ganz besonders eignen. Wir haben hier in unsrer Mitte drei Brüder, Diener des Heilandes, welche nun einen neuen Beruf oder eine Erweiterung ihres bisherigen erhalten, und denen dazu jetzt der Segen der Ordination im Auftrag der Unitäts-Aeltesten-Conferenz ertheilt werden soll. Unser lieber Bruder Karl Gotthelf Kern, welcher in reifen Jahren nach eigener Ueberzeugung zu unsrer Brüdergemeine gekommen ist, in derselben bei der Erziehung und dem Unterricht der Jugend gearbeitet hat, und vor vier Jahren zum Dienst bei unsrer Mission unter den Heiden in Labrador berufen wurde, hat auf dieser Mission seitdem mit Treue, Angelegenheit und dem Segen des Herrn gearbeitet auf mancherlei Weise, beim Unterricht der Jugend, in äußeren Geschäften, und zuletzt auch bei der Verkündigung des Evangelii. Er wird nun bald wieder auf sein voriges Arbeitsfeld nach Labrador zurückkehren mit der Lebensgefährtin, welche der Herr ihm zugeführt hat, und mit welcher er vor kurzem verbunden worden ist. Es ist nothwendig für ihn, daß er jetzt die Ordination zu einem Diakonus der Brüderkirche empfange, nach der Gnade, welche der Herr unsrer Brüdergemeine in der Fortführung der Ordination gegeben hat, damit die Ausspendung der Sacramente bei uns in der rechten und anerkannten Weise der Kirche geschehen möge.

Unser lieber Bruder Marc Woldemar Boullaire, ein Kind der Gemeine, in Liefland geboren, wo seine lieben Eltern im Dienste des Heilandes

ſtanden, iſt für den Dienſt des Herrn in der Brüdergemeine erzogen, hat bis daher bei der Erziehung und dem Unterricht unſrer lieben Jugend in den Unitätsanſtalten mit Angelegenheit, Treue und auch im Segen des Herrn gearbeitet. Er iſt nun berufen, das Pflegeramt bei dem Chor der ledigen Brüder in Zeiſt zu übernehmen; und auch er bedarf dazu den Segen der Ordination zur Theilnahme am Amte des Wortes und bei der Ausſpendung der heiligen Sacramente.

Unſer lieber Bruder Theophil Chriſtian van Calker, auch ein Kind unſrer Gemeine in Zeiſt, von ſeinen lieben Eltern „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen“ (Eph. 6, 4), dann zum Dienſt des Herrn in der Brüdergemeine gebildet, hat ſich auch längere Zeit in verſchiedenen Gemeinen mit Treue und Angelegenheit mit der Erziehung und dem Unterricht der Jugend gemüht. Seit drei Jahren iſt er als Pfleger des lieben ledigen Brüderchores in unſrer Gemeine hier angeſtellt, und der Heiland hat ſich zu ſeinem Dienſt mit Seiner Gnade bekannt, in der Pflege der Seelen und bei der Verkündigung des Wortes und der Ausſpendung der heiligen Sacramente, nach der Ordination, welche er früher empfangen hat. Jetzt hat er den Ruf erhalten, bei unſrer großen und ſich immer weiter ausbreitenden Miſſion unter den Heiden in Suriname als Präſes der Helfer-Conferenz für dieſe Miſſion an die Stelle unſers lieben Bruders Wullſchlägel einzutreten. Da er dort einer großen Gemeine aus den Heiden und den anderen mit derſelben verbundenen vorzuſtehen hat, und zum Vorſitz unter ſeinen Brüdern und Mitarbeitern berufen iſt: ſo ſoll er jetzt nach der unter uns gewöhnlichen Weiſe und Ordnung der

Ordination unsrer Kirche, die Weihe zu einem Presbyter, Aeltesten, der evangelischen Brüderkirche empfangen.

Ihr habt, m. l. Brr., gewiß Eure Herzen vor dem Heiland in diesen Tagen ausgeschüttet, und habt auf Eurer Seite wohl gefunden: „Wir haben den Heiland nicht erwählet;“ ein Jeder von Euch spricht: „Ich habe Ihn nicht erwählet,“ ich bin Ihm nicht nachgegangen, sondern „Er hat mich erwählet, und hat mich geliebet von je und je und zu sich gezogen in lauter Güte,“ sonst wäre ich nicht zu Ihm gekommen, ja sonst hätte ich mich nicht auf Seinen Ruf zu Ihm gefunden, hätte nicht Seine Vergebung und Sein Heil gesucht, wäre nicht selig geworden in Seiner Gnade, in Seiner Nähe. Und nachdem solche Barmherzigkeit mir vom Heiland erwiesen worden ist, welche ich Ihm in Zeit und Ewigkeit nicht genug danken kann; so wäre ich doch nicht zu Seinem Dienste tüchtig, ich hätte es nicht gewagt, mich dazu hinzugeben, wenn der Heiland nicht selbst mich dazu auserwählt, wenn Er mich nicht selbst berufen hätte. Ich habe es in meinem bisherigen Gang ja erfahren, wie Er Sein Wort hält, daß wer zu Ihm kommt, nicht leer ausgehen soll, daß wer auf Ihn etwas wagt, dessen gewiß ist: „Was Er uns gebietet, das sind lauter Sachen, die man machen kann in Seiner Kraft.“ Nun, m. l. Brr., was der Heiland Euch gesagt hat in Euren Herzen, die Vergebung über das Vergangene, die Er Euch ausgesprochen hat, die Glaubenszuversicht für die Zukunft, die Er Euch gegeben hat, die wolle Er Euch in dieser Stunde erneuern und versiegeln! Er wolle Euch in Eure Herzen geben die Sanftmuth, die Demuth, die Kraft der Liebe, worin

Er uns vorangegangen ist, die Aufopferung des ganzen Wesens um der Brüder und Schwestern, um der Liebe zum Heiland willen! Und wenn Er Euch solches verleiht, — und Euer Gebet darum und das Gebet dieser lieben Gemeine, welche auch für Euch fleht, wird nicht unerhört bleiben — so wird Er Euch auch die Gnade schenken, daß Ihr die rechte Liebe, Achtung und Eingang bei Euren Pflegebefohlenen, bei Euren Mitarbeitern habt. Er wird Euren Dienst segnen, Er wird Euch alles das von Tag zu Tage geben, was Ihr bedürft, „Ihm Frucht zu bringen, eine Frucht, die da bleibe."

Ges. Du treuer Hausherr der Gemein' ꝛc. 1341.

Gebet.

Gott unser Heiland, Du Herr und Haupt unsers Bundes, auch dieser Deiner Gemeine hier! nimm zum Schlusse dieses unsers Gemeinfestes unser Aller innigen und herzlichen Dank für die Gnade und den Segen, welchen Du uns an diesem Tage gewährt hast! Ach gib, daß dieser Segen bei uns Allen, Alt und Jung, bleibe, nicht unfruchtbar, sondern gesegnet dazu, daß wir immer mehr Deine Freude werden, als Deine wahren Jünger und Jüngerinnen wandeln mögen, und Du so die rechte Frucht an uns Allen für Deine Treue und Liebe haben mögest! Nun höre unser Gebet, welches wir zu Dir schicken für diese drei Brüder, Deine Diener! Höre ihr Flehen, das sie zu Dir emporsteigen lassen! O gehe Du selbst mit Deinem heiligen Geist ein in ihre Herzen! Gib ihnen die volle Gewißheit der Vergebung alles dessen, womit sie bis daher Dein Herz der Liebe betrübt haben! Gib ihnen die Zuversicht, daß Du selbst ein Neues

mit ihnen anfängst, daß Du, der Du sie bis daher gesegnet hast in ihrem Dienst, sie noch mehr, noch überschwänglicher segnen willst in Zukunft, segnen für ihre eigenen Herzen, daß sie in der Seligkeit immer mehr und mehr zunehmen, segnen in ihrem Beruf, in ihrer Arbeit in Deinem Weinberg! Ach nimm ihr Reisen zu Herzen, laß einen Jeden zu Land, zu See, glücklich gelangen an den Ort, an welchen Du selbst sie berufen hast, und dann begleite ihr Werk dort mit Deiner Gnade von Tag zu Tage! Wenn sie arbeiten an den Seelen, so gib Du ihren Worten Eingang in die Herzen! Laß sie für die Betrübten, die Blöden, wie für die Irrenden, ja auch für die Verstockten, das rechte Wort finden, daß es tief eindringe und das schaffe, was es nach Deinem Sinne schaffen soll! Wenn sie sich mühen mit Deinen Lieblingen, der Jugend der Gemeine, so laß sie es erfahren, welchen Segen Du heute noch darauf legst! Wenn sie in mancherlei Arbeiten ihres Berufs geschäftig sind, so bewahre und schütze Du sie, und gib Gedeihen zu Allem, was sie in Deinem Dienste thun! Und wenn sie mit dem Segen der Ordination, welcher nun auf sie gelegt werden soll, im Amte des Wortes thätig sind und Deine heiligen Sacramente ausspenden, o so laß Alles mit dem Segen von oben begleitet sein! Gib aus der Fülle Deiner Gnade, daß alle Seelen, welche hinzunahen, das Bad der heiligen Taufe zu empfangen, Deinen Leib und Dein Blut zu genießen, der Güter Deines Hauses in reichem Maße theilhaftig werden mögen! Erfülle Du, lieber Heiland, Deine Gnadenabsicht mit einem Jeden von ihnen, bis sie ihr Werk hienieden vollendet haben, und den Gnadenlohn von Dir empfangen sollen, Amen!

Ordinationshandlung.

Chor:

Dorologie bei der Ordination der Presbyter. Lit. Gef. Nr. 75, B. S. 216.

Gemeine:

Habt an Ihm, was Euer Herz begehret ꝛc. 1038, 3.
Wenn, Herr, Dein Herz mit ihn'n ist ꝛc. 105, 3.
Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi ꝛc. 210.

Lebenslauf

des ledigen Bruders Johann Friedrich Heinrich, entschlafen in Herrnhut am 17. Mai 1855.

Es ist sehr zu bedauern, daß der selig entschlafene Bruder keinen eigenhändigen Lebenslauf hinterlassen hat; und da unter seinen Papieren nur einige Bruchstücke von Tagebüchern aus den Jahren 1788 bis 1802 sich vorgefunden haben, so kann über sein ganzes Leben, obgleich es einen ungewöhnlich hohen Grad des Alters erreicht hat, doch nur Weniges mitgetheilt werden. Seine äußere Lebensführung war sehr einfach und arm an Abwechselungen.

Er ist geboren am 15. December 1774 in Reibersdorf bei Zittau, woselbst sein Vater Pfarrer war, der als ein vieljähriges Mitglied der Prediger-Conferenz in Herrnhut und als ein warmer Freund der Brüdergemeine wohlbekannt ist.

Schon in seinem vierten Jahr wurde er in die Anstalt in Kleinwelke gebracht, da seine selige Mutter bald nach seiner Geburt gemüthskrank wurde, und ihm daher eine häusliche Erziehung nicht gegeben werden konnte. Einige Jahre darauf besuchte sie ihn in diesem Zustande in Kleinwelke, und da er bis dahin eigentlich nichts Genaues darüber erfahren hatte, so machte das einen so wehmüthigen Eindruck auf ihn, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren bei der Erinnerung daran sich der Thränen kaum erwehren konnte. Diesem Eindruck schrieb er auch immer seinen Gemüthszustand zu, der ihm, obwohl er es nicht an den Tag zu legen pflegte, eigen war: ein Hang zur Schwermuth und ein Verzagen an sich selber. Er pflegte sein ganzes Leben ein verfehltes zu nennen. Er war sich wohl bewußt, in einigen Stücken nicht Unbedeutendes geleistet zu haben; aber er sprach davon immer nur in dem Sinne, daß er nur durch eine Ueberreizung seiner Kräfte solches zu leisten im Stande gewesen sei. Auch konnte er jede anstrengende Thätigkeit nur eine kurze Zeit ausüben, und bald trat eine Erschlaffung ein, durch welche er dann zu Allem unfähig wurde.

Im Jahr 1788 trat er in das Pädagogium zu Niesky ein, und zog 1789 mit demselben nach Barby. Schon damals war der oben erwähnte Gemüthszustand bei ihm der vorherrschende, wozu noch das Gefühl einer schwächlichen Gesundheit drückend auf seine Gemüthsstimmung einwirkte. In dem Gefühle körperlicher und geistiger Untüchtigkeit sprach er damals öfters den Wunsch aus, nicht weiter studiren und statt dessen einen andern Lebensberuf ergreifen zu dürfen. Bis zuletzt hat er

sich in die Führung des Herrn, daß er dennoch studirt hatte, nicht finden können.

Im Jahr 1794 trat er in das Seminarium zu Nisky ein. Hier hielt er es für seine Pflicht, auf die Studien nur die allernothwendigste Zeit zu verwenden, dagegen seine Hauptsorge auf die Pflege seiner Gesundheit zu richten.

Im Jahr 1797 wurde er als Lehrer in der Unitäts-Anstalt in Nisky angestellt, im Jahr 1800 an die Knaben-Anstalt nach Ebersdorf berufen und in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz zur Akoluthie angenommen. Schon im darauf folgenden Jahr 1801 trat er als erster Lehrer in die Ortsschule in Herrnhut ein, welches Amt er bis 1812 mit Angelegenheit und Treue verwaltete, so daß noch in manchem Herzen seiner damaligen Schüler ihm ein dankbares Andenken bewahrt wird. Nachdem er in dem Gefühl seiner Unfähigkeit die Anträge zum Lehrer am Seminarium und zum Inspector einer Knaben-Anstalt ausschlagen zu müssen geglaubt hatte, und auch seine Kräfte zum Schuldienste erschöpft waren, trat er im Jahr 1812 als Gehülfe bei der Redaction der Gemein-Nachrichten ein, in welchem Amte er fast bis an das Ende seines Lebens, also über 40 Jahre, geblieben ist.

Sehen wir nun, was ja immer das Hauptaugenmerk bei unsern Lebensläufen ist, auf die Entwickelung seines inneren Lebens, auf die Gnadenarbeit des Geistes Gottes an seinem Herzen, so kann es wohl sein, daß sein Leben Manchem größtentheils als ein Leben im Unglauben geschienen hat. Er selbst hat durch eine unvorsichtige und leichtsinnige Anwendung eines gewissen satyrischen Witzes, der ihm eigen war, selbst dazu Veranlassung gegeben. Er ist sich dessen auch wohl

bewußt gewesen, und hat sich in seinen letzten Jahren, wie über vieles Andere, so auch darüber Vorwürfe gemacht; nicht als ob es ihn gekränkt hätte, daß er unrichtig beurtheilt worden sei, sondern, wie er sich aussprach, dadurch seiner Seele geschadet zu haben. Blicken wir aber auf den Heiland, als den, der ja selbst wirket das Wollen und das Vollbringen, so erscheint das ganze Leben unsers nun gewiß selig entschlafenen Bruders als ein Beispiel Seiner großen, nicht ermüdenden Geduld und Hirtentreue.

Er hat schon in seinen Kinder- und Knabenjahren sich an ihm nicht unbezeugt gelassen. Die Tagebücher aus jener Zeit geben manches schöne Zeugniß davon, wie in seinem jugendlichen Herzen eine Liebe zum Heiland, und zugleich ein ernstes Verlangen nach Wachsthum in der Gnade und Befestigung im Glauben, eine Sehnsucht nach inniger, lebendiger Gemeinschaft mit Jesu gewirkt war. — Von den vielen Herzensergüssen, Gebeten und Gedichten, welche er in jener Zeit niederschrieb, sei hier nur einiges Wenige zur Bestätigung des eben Gesagten und zum Preise Jesu, der solches gegeben hatte, angeführt.

Am 4. October 1788, in seinem 14ten Lebensjahr, schrieb er: „Heute feierte ich den Gedenktag meiner Aufnahme in das Knabenchor vor einem Jahre. Ach, lieber Heiland! wenn ich bedenke, was Du in diesem Jahre an mir gethan hast, wie Du mich geführt hast, so kann ich Dir nicht genug für die Treue und gnädige Durchhülfe bei so vielen schweren Umständen danken. Besonders aber danke ich Dir für so manche unverdiente Gnade, z. B. die Aufnahme in die Gemeine, Du wolleſt ferner Deine Gnade an mir mächtig werden

lassen, und die vielen Beweise Deiner Liebe mich zur Dankbarkeit reizen lassen, und mich bereiten nach Deinem Sinn. Mache meinen Umgang mit Dir immer vertraulicher und immer kindlicher, bis Du mich ganz nach Deinem Sinn gestaltet hast und mich der ferneren wichtigen Gnaden würdigest. Bis dahin führe Du mich desto sicherer und fester.“

Kurz vor seinem Austritt aus dem Pädagogium schüttete er in einem längeren schriftlichen Gebete sein Herz vor dem Heiland aus, woraus erhellt, wie einestheils der bedenkliche Zustand seiner Gesundheit und die wiederholten Anfechtungen zum Unglauben ihm manche bange Stunde machte, wie er aber auch anderntheils sein Vertrauen mit kindlicher Zuversicht auf den Heiland setzte.

Aus der Zeit seiner Studien im Seminarium fehlen die Tagebücher, wenn er überhaupt in dieser Zeit welche geführt hat. — Aus der ersten Zeit seines Lehrerthums sei hier nur noch ein Wort angeführt, welches uns einen Blick darein thun läßt, mit welchem Ernste und mit welcher Gewissenhaftigkeit er seines Amtes wartete. Nachdem er, wie man aus den Worten deutlich fühlt, mit tiefer Scham niedergeschrieben, wie verkehrt er an dem betreffenden Tage seine Zöglinge behandelt, und aus beleidigter Eigenliebe ihnen durch eine strenge Strafe großes Unrecht gethan habe, schließt er mit den Worten: „Möchte mir doch jede Erinnerung an diesen Tag Ermunterung zur Prüfung meines Pflichtgefühls und Ausübung desselben gegen meine Kleinen sein! Sollte nicht schon beim Erwachen der Gedanke an sie, und wie viel hier auf rechte Behandlung ankommt, mein Erstes sein? O, es ist keine Kleinigkeit, ob einen die unschuldigen Geschöpfe, deren viele einst wohl hundertmal

mehr sein werden, als ich, dann segnen oder fluchen müssen! Aber ach, hier fehlt es an vielen Ecken!“

Ueber die ganze übrige Zeit seines Lebens findet sich in seinen Papieren nicht eine einzige Notiz. In den letzten Jahren fing er an, lebensmüde zu werden, und sehnte sich nach der ewigen Ruhe. Diese Sehnsucht wurde in ihm immer mehr rege, je mehrere seiner Altersgenossen entschliefen, und er sich immer mehr unter lauter jüngern Brüdern allein dastehend fühlte. So wie überhaupt in seinem Charakter, so mochte wohl auch in diesem Umstande der Grund liegen, weshalb er sich über sein inneres Leben wenig auszusprechen pflegte. Als er jedoch im Januar des letztverflossenen Jahres 1854 ernstlicher erkrankte, und nun glaubte, daß endlich das Ziel seiner langen Pilgerschaft erreicht sei, ging ihm das Herz mehr auf.

Ueber seinen Glauben sprach er sich im Wesentlichen so aus: „Ich habe nie glauben können, daß jedes Wort der Bibel, wo es sich nicht um die Heilslehre handelt, vom heiligen Geiste eingegeben sei. Wo es sich aber um die Heilslehre handelt, ist sie das untrügliche heilige Gotteswort. Die Versöhnungslehre, als der alleinige Grund unsrer Hoffnung des ewigen Lebens, ist so klar in der Bibel enthalten, daß auch der Böswilligste eigentlich nicht daran zweifeln kann. Die ist mir auch immer klar gewesen. In meinen Knabenjahren hielt ich mich einfältig an das, was die Bibel lehrt; es war mir Wahrheit, ohne eigentlich mein völliges Eigenthum zu sein. Im Seminarium, wo uns mehr Naturwissenschaft und Philosophie, als Theologie gelehrt wurde, ging es freilich mit meinem Glauben sehr bergab. Ich verlor fast Alles,

und erst später, als die Erfahrungen des Amtes mir die Schwächen meines Herzens aufdeckten, wurde mir auch mit der Noth wieder Glaube geschenkt. Die Lehre von der Versöhnung ist auch jetzt mein einziger Trost und meine Hoffnung.“

Der 21. Januar des vorigen Jahres 1854 war Abendmahlstag. Wenn er auch aus Grund seiner körperlichen Zustände schon seit Jahren im Winter den Gemeinversammlungen nicht beiwohnen und also auch das heilige Abendmahl mit der Gemeine nicht genießen konnte, so war ihm doch jeder Abendmahlstag ein wichtiger Tag und eine Veranlassung zur Einkehr in sein Herz. An diesem Tage war ihm der Lehrtext besonders wichtig: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an: so Jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir“ (Offenb. 3, 20). Er sprach sich darüber mit Thränen in den Augen so aus: „Wie lange steht der Heiland schon vor der Thür, wie oft hat Er angeklopft! Ich muß mir viele Vorwürfe machen, daß ich mir meine Seelenpflege zu wenig am Herzen habe liegen lassen. Ich habe aus Interesse an der Wissenschaft mich zu wenig um das Wesen gekümmert. Darum steht Er immer nur erst vor der Thür.“ Und als ihm gesagt wurde: das gehört auch mit zu den Dingen, die der Heiland vergibt und durch Sein Verdienst wieder gut macht, so daß uns doch noch Seine Gnade zu Theil werden kann, erwiederte er: „Das dient mir zur Beruhigung; ja, die Gnade bleibt zuletzt die einzige Zuflucht.“

Am 18. Februar 1854, als der Lehrtext hieß: „Wer mein Fleich isset, und trinket mein Blut,

der bleibet in mir und Ich in ihm" — besuchte ihn ein Bruder und wünschte ihm beim Weggehen, daß er den Frieden Gottes recht im Herzen fühlen möchte. Das brachte ihn zu einem ernsten selbstprüfenden Nachdenken. Er äußerte hernach: „Den Frieden Gottes im Herzen fühlen, das würde mehr der Fall sein, wenn ich mit mehr Angelegenheit darnach getrachtet hätte, mit dem Heiland in so innige Verbindung zu treten. Aber beim heutigen Lehrtext legt sich die Frage nahe: ob ich wohl je mit Ihm in einem solchen Verhältniß gestanden habe."

So hatte der Heiland viel an seiner Seele gethan; aber Er holte sie noch nicht zu sich heim, wohl darum, weil sie noch nicht ganz bereit war, die Krone des Lebens als ein Gnadengeschenk zu empfangen. Es fehlte noch das völlige Armsein am Geiste. Der treue Heiland, der nun bald 80 Jahre so viele Liebe und Gnade erzeigt und mit solcher Geduld auf die völlige Hingabe dieses Herzens gewartet hatte, vollendete nun in diesem letzten Jahre das Werk Seiner Barmherzigkeit, und führte den Seligen ganz in die Tiefe der Sünde einerseits, und der Erlösung andererseits. Davon möge hier nur ein Zeugniß mitgetheilt werden.

Am 15. December 1854 vollendete er sein 80stes Lebensjahr. Die Loosung hieß: „Da ich ihre Wege ansah, heilete ich sie, und leitete sie, und gab ihnen wieder Trost" (Jes. 57, 18). In dem Gefühl, daß nun die Zahl seiner Jahre erfüllt sei, schrieb er am Morgen dieses Tages seine Gedanken über seine Geburtstagsloosung in folgenden Versen nieder:

Der nun zweimal vierzig Jahr
In der fremden Wüste
Mein getreuer Moſes war,
Heimathweh verſüßte,
Wenn Sein Stab Labung gab,
Und bei Todesgrauen
Ließ zum Kreuz aufſchauen.

Welche Wonne, wenn dereinſt
Sich die Heimathspforte,
Vielleicht ehe du es meinſt,
Oeffnet Seinem Worte,
Und dein Freund dir erſcheint
Mit den Nägelnarben,
Die dein Heil erwarben!

Bei des Gärtners Schweiß — fürwahr!
Galt Sein raſtlos Flehen:
„Laß den Baum, Herr, doch ein Jahr
Noch auf Hoffnung ſtehen!“
Möchte doch heute noch
Solchem Liebesneigen
Reiche Frucht ſich zeigen!

Haſt, mein Glaube, hier Sein Wort,
Faß es auf mit Freuden.
Könnte wohl der Mann, der dort
Schon beim Erdenleiden
Troſtreich ſpricht: „Weine nicht!“
Thränen ſich verſchließen,
Die um Ihn nur fließen?

Nun iſt Er der Joſua,
Der, wie's Ihm gebühret,
Ueber'm Sühnberg Golgatha
Und ins Erbe führet.

Muß der Blick auf dies Glück
Nicht das Herz erheben,
Nur für Ihn zu leben?

Sei die letzte Spanne Zeit
Jeder Blutstropf Seine,
Jeder Athemzug geweiht
Seinem Ruhm alleine!
Ihn erfreu' Herzenstreu'
Noch zur letzten Runde
Um die elfte Stunde.

In dieser Herzensstellung blieb er, bei immer zunehmender körperlichen Schwäche, bis an sein Ende. Die Kälte des vergangenen Winters griff ihn sehr an, raubte ihm namentlich immer mehr das Gehör, so daß man zuletzt nur schriftlich sich ihm mittheilen konnte. Seine Sehnsucht nach dem Heimgang wurde immer größer; doch ließ der Herr ihn noch warten bis zum Anfang dieses Monates. Ohne eigentliche Krankheit nahm seine Altersschwäche nun schnell zu, so daß er das Bett ganz hüten mußte. Am 17. Mai wurde ihm der Segen des Herrn zu seiner Heimfahrt ertheilt, und um 5 Uhr erlöste der Herr auf sehr sanfte Weise die harrende Seele von der Bürde der leiblichen Hülle. Die Zeit ihrer Zubereitung zum ewigen Leben hat gewährt 80 Jahre, 5 Monate und 2 Tage.

Lebenslauf
des verwitweten Bruders Wilhelm Clemens, heimgegangen den 18ten März 1852 in Neusalz.

Am 7. September 1815 wurde ich in Herrnhut geboren, und Tages darauf durch das Bad der heiligen Taufe in den Bund der christlichen Gemeine aufgenommen. Die erste Zeit meines Lebens war ich ein sehr kränkliches Kind. In meinem sechsten Jahr wurde ich der Schule übergeben, die ich anfänglich mit vielem Vergnügen besuchte, und auch, da ich sehr leicht lernte, bald Fortschritte machte. Nach und nach aber verlor sich aller Eifer, und mich auf mein leichtes Lernen stützend, vernachlässigte ich immer mehr die Aufgaben, die ich erhielt, auszuarbeiten. Dazu gesellte sich noch ein entsetzlicher Eigensinn, so daß ich es meinen treuen Eltern und Lehrern unbeschreiblich schwer machte.

Im Jahr 1827 schon einige Zeit vor dem Jubelfeste der Kinder arbeitete der Herr oft und kräftig an meiner Seele. Der Heimgang eines Kindes hatte mich tief ergriffen, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß auch mich der Heiland möchte zu sich nehmen, da ich ja ein so wenig Gutes versprechendes Kind sei. Gar manches Gebet in diesem Sinne ist zum Thron der Gnade aufgestiegen. Das Beten und dessen Nutzen ist mir frühe klar geworden, nur daß ich keinen Unterschied zwischen erhörlichen und unerhörlichen Bitten

zu machen wußte. So kam das Kinderfest heran. Mit ungemein freudiger Spannung sahen wir Kinder damals diesem Feste entgegen, und gewiß haben die Meisten eine liebliche Erinnerung und Segen davon behalten. Wenige Wochen darauf schloß sich für mich die oft trübe gewesene Kinderzeit, und ich trat in die Kupferschmiede des Brüderhauses als Lehrling ein. Fröhlich und vergnügt warf ich den mir verhaßten Schulzwang hinter mich, und nahm gern das Joch der oft schweren Lehrjahre auf mich. Alles Schwere, was mir zustieß, so wie recht empfindliche Züchtigungen meines Meisters, konnten meinen Uebermuth nicht bannen, und von einem Gefühl inneren Lebens war keine Spur vorhanden. So kam die Zeit des Confirmations-Unterrichts heran, und wenn ich auch nicht sagen kann, daß mein Herz ganz unempfindlich geblieben wäre, so muß ich doch mit Beugung auf diese Zeit zurückblicken. Zu Ostern 1829 sollte die Confirmation Statt finden; da aber mehrere der Confirmanden an den Masern erkrankten, — zwei wurden aus unsrer Mitte vom Herrn heimberufen — so wurde die Confirmation auf den 9. August verlegt. Beim ersten Genuß des heiligen Abendmahles machte mir der Gedanke viel Sorge, daß ich es unwürdig genießen könne; dies raubte mir wohl einen Theil des Segens; ich hatte aber doch Ehrfurcht vor diesem hohen Gute. — Im Jahr 1832 wurde ich in das Chor der ledigen Brüder aufgenommen.

Um diese Zeit regte sich in mir eine unüberwindliche Neigung, unter das Militär zu gehen. Ich eröffnete meinen Eltern den gefaßten Vorsatz, in der Erwartung, ihre Einwilligung schwer oder vielleicht gar nicht zu erhalten. Doch hierin hatte

ich mich getäuscht; ich bekam ihre Einwilligung. Bald darauf reiste ich nach Dresden, um den Eintritt beim Militär zu bewerkstelligen, ward aber wegen schwächlichem Körperbau abgewiesen, und mußte sehr niedergeschlagen zu meiner Profession zurückkehren. So war der langmüthige, erbarmungsreiche Gott so gnädig, mich von dem Schritt, der mir bei meinem Leichtsinn vielleicht zum Verderben gereicht hätte, zurückzuhalten. Aber in meinem Innern wurde es um diese Zeit gar dunkel, und der Feind meiner Seele war eifrig bemüht, mir Fallstrick um Fallstrick zu legen, und nur Gottes Gnade, die ich freilich nicht kannte, wachte über mir, und hielt mich, wenn ich strauchelte.

Im Jahr 1836 fügte es der Herr, daß ich in Gnadenfrei in die dortige Kupferschmiede eintreten konnte, und ich begab mich unter mancherlei Furcht und Bangigkeit dorthin auf den Weg. Im Nachtquartier zu Gnadenberg wendete ich mich dieser Sorgen wegen wieder einmal im Gebet an den Heiland; seit langer Zeit das erste Mal; und obgleich meine Bitten in einem wunderlichen Contract mit dem Herrn bestanden, so hörte Er doch darauf und half mir durch vielerlei Schwierigkeiten, die mir in der ersten Zeit des Aufenthalts in Gnadenfrei aufstießen, gnädig hindurch. Je mehr ich nun an diesen Ort eingewohnte, desto mehr fühlte ich meine nunmehr erlangte Freiheit, meine eigenen Wege wandeln zu können, und so gerieth ich immer tiefer in ein Treiben hinein, in welchem ich ohne Gottes Langmuth und Gnade unfehlbar untergegangen sein würde.

Jahre lang war ich nun schon so hingegangen, ohne mich zum Tische des Herrn, von wel-

chem ich mich freiwillig ausschloß, zu nahen. Da geschah es, daß ich während der Abendmahlsfeier die im Brüderhause übliche Hauswache besorgte, in der Hausthür lehnte und dem Gesang in dem gegenüberliegenden Gemeinsaal zuhörte. Auf einmal wurde es mir ganz weich ums Herz; ich kam mir so verlassen, so ausgestoßen vor. Die Sehnsucht nach dem Genuß des heiligen Abendmahles war plötzlich erwacht, und ich beschloß, mich das nächste Mal der Gemeine dabei wieder anzuschließen.

Seit dieser Zeit spürte ich aber eine sonderbare Unruhe in mir, und erkannte darin die Mahnung und Arbeit des heiligen Geistes. Nun verlangte mich darnach, mein ganzes Wesen zu bessern; ich faßte aber die Sache am falschen Ende an. Ich wußte nicht, daß eine wahre Herzensveränderung allein Sache der Gnade Gottes sei, und in inbrünstigem Gebet müsse errungen werden. Statt dessen stellte ich mir Lebensregeln auf, die meine Richtschnur sein sollten. Alle bösen Angewohnheiten mußten vermieden werden; kurz, ich wollte aus eigener Kraft ein moralisch tadelloses Leben beginnen. Abgesehen davon, daß mir dies nicht zur Frucht für Jenseits gereicht hätte, wenn die Vorsätze auch wären ausgeführt worden, so war ich doch keineswegs der fest beharrliche Mann, der erforderlich ist zu solcher Ausführung. Neben diesem nutzlosen Mühen versuchte ich auch, Einsicht in die Heilswahrheiten zu gewinnen. Ich grübelte über den Zusammenhang des Versöhnungswerkes. Eine wunderliche Idee verdrängte die andere, und ich verwickelte mich dermaßen in Irrthümer, daß ich beschloß, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und mich damit begnügte, ein äußerlich einigermaßen solides Leben zu führen.

Um diese Zeit vertauschte ich die Kupferschmied-Profession mit der Steinhauerei. Es wollte mir wohl bisweilen schwer werden, von Neuem zu lernen; allein die Liebe und Geduld, mit der ich behandelt wurde, half mir darüber hinweg. Es wurden mir auch bald Arbeiten anvertraut, bei denen ich Fortschritte in Erlernung des neuen Geschäftes machen konnte. Nun lebte ich sehr vergnügt und glücklich. Aber, obschon ich jetzt mehr im Gebet mit dem Herrn verkehrte, so waren es doch immer nur äußere Angelegenheiten, die ich dem treuen Seelenhirten vortrug; auf das innere Leben nahm ich eigentlich wenig oder doch nicht ernstlich Bedacht. Der Weg, auf dem das Heil der Seele allein zu erlangen ist, war zu der Zeit meinen Augen verborgen.

Mitte April 1842 zog ich hieher nach Neusalz, und trat in der Dehm'schen Steinhauerei in Arbeit. Das Eingewohnen hierorts ward mir unendlich schwer, und kaum hatte ich mich mit den Verhältnissen etwas vertrauter gemacht, so ging meine Principalin, die Schwester Dehm, aus dieser Zeit, und es war nun an mir, zu erklären, ob ich die Steinhauerei auf eigene Rechnung übernehmen wollte. Nach langen und schweren Kämpfen entschloß ich mich endlich dazu, wiewohl mit innerem Widerstreben.

Im August 1843 zog meine Schwester zu mir, und übernahm die Besorgung meiner häuslichen Angelegenheiten. So vergingen vier Jahre, wohl reich an trüben, entmuthigenden Erfahrungen, aber auch vielfach gesegnet für mein inneres Leben.

Im November 1847 entschloß ich mich, in den Ehestand zu treten, und der Herr führte mir als Gefährtin die ledige Schwester Pauline Dehm

zu, mit welcher ich am 25. November verlobt und den 10. Februar 1848 ehelich verbunden ward. Mit innerer Angst that ich diesen ernsten Schritt; einestheils, weil ich doch fürchtete, meiner Pflicht als Versorger eines Hausstandes nicht genügen zu können, und anderntheils drängte sich mir eine trübe Ahnung auf, die sich in der Folge auch bestätigte, nämlich, daß dieser Bund hienieden nur von sehr kurzer Dauer sein würde. Wenige Wochen nach unsrer Verbindung brach der Aufruhr aus, der ganz Deutschland durchtobte, und wir machten uns darauf gefaßt, in unserm neuen Stande bald dornigte Wege gehen zu müssen. Aber der gnädige Gott hatte es ganz anders beschlossen. Rauh sollte unser Pfad werden, aber nicht so, wie wir es befürchteten. Das ganze Jahr hindurch konnten wir ungehindert und ruhig unsers Glückes genießen. Jede Noth hielt der Herr fern von uns. Am letzten Tage desselben Jahres schenkte uns der Herr ein Söhnlein. Voll des wärmsten Dankes für die erwiesene Durchhülfe erneuerten wir am Neujahrstage und am Tauftage des Kindes alle die Gelöbnisse, die wir bei unsrer Verlobung und Trauung in die Hand des Herrn gethan hatten.

Im Februar 1849 mahnten mich bedenkliche Anzeigen von entstehender Auszehrung bei meiner geliebten Frau an die früheren Ahnungen, und ein unnennbarer Schmerz und eine furchtbare Angst befiel mich, als es sich im April ganz deutlich herausstellte, daß ihre Tage hienieden bald abgelaufen sein würden. Kaum ertrug ich diese Qualen; denn das Herz zu Gott zu erheben, an diese Trostquelle zu eilen, das vermochte ich nicht; mein Schmerz war größer als der Glaube. Manchmal aber schien es doch, als wäre noch Hoffnung vor-

handen, und diese Hoffnungsstrahlen waren in der Hand des Herrn die Fäden, die mich am Abgrunde der Angst und Verzweiflung aufhielten. — Am 14. August nahm der Herr meine liebe Frau mir hinweg, und ich stand mit meinem kleinen Kinde allein da. Doch, nun offenbarte sich des Herrn Herrlichkeit, Gnade und Barmherzigkeit an mir auf das reichste. Sein Trost linderte meinen grenzenlosen Schmerz. Seine Güte sorgte für das kleine verlassene Wesen, für mein nun mutterloses Kind. Wenige Tage nach dem Begräbniß meiner seligen Frau kam meine geliebte Tante hieher, und übernahm die Pflege meines Kindes. In mir wurde der Wunsch immer lebhafter, meiner Frau bald nachgehen zu dürfen. So sehr nun auch diese Sehnsucht ihr galt, so benutzte der treue Heiland, der mir so lange nachgegangen war, die Leere und Stille meines Herzens, aus dem für die Zeit jeglicher irdische Wunsch entschwunden war, und streute Seinen Samen, der nun einmal weichen aufgelockerten Boden fand, in welchem derselbe Wurzel fassen konnte.

Anfangs October verließ mich die Tante mit dem Kinde, um demselben bei meinen Eltern in Herrnhut eine neue Heimath zu gründen. Wenn mir auch die Trennung von meinem Kinde schwer werden wollte, so ließ ich es doch gern ziehen, da ich ihm die nöthige Pflege nicht bieten konnte.

So war ich nun mit meinem Herrn und Heiland allein, und konnte in der Stille der Absicht dieser Prüfung nachforschen, die der Herr mir auch bald ganz klar machte. Oft bestürmte ich Ihn mit der Bitte, mich bald, recht bald heimzuholen. Da machte mich der Heiland, als ich auch wieder mit dieser Bitte vor Ihm erschien, einmal recht darauf

aufmerksam, wie thöricht mein Flehen sei, und es tönte in meiner Seele: „Wenn du auch begehrst abzuscheiden, bist du denn auch bereit und fertig? wäre dein Ort, der dir angewiesen würde, nicht vielleicht der Ort der ewigen Verdammniß, wenn du so ohne Erkenntniß deiner Sünden, und ohne die Nothwendigkeit einer Sühne einzusehen, und ohne den Herrn als alleinigen Erlöser erkannt zu haben, durch das dunkle Thor des Todes abgeführt würdest? Geschähe dein Abscheiden im innigen Glauben an Jesum Christum, den Tilger deiner Sünden, der Sünden, die du noch gar nicht einmal erkannt und bereut hast, der Sünden, um deren Vergebung du eigentlich noch nie ernstlich geseufzet hast?" — Nun endlich gingen mir die Augen auf; so lange hatte der Heiland an meines Herzens Thür gestanden, so lange hatte Er angeklopft mit immer härteren Schlägen, bis der Schlag geschah, der den Schlaf störte. Wollte die Sehnsucht nach meiner Auflösung stürmisch und ungestüm werden, so rief ich mir die Fürbitte ins Gemüth: „Herr, laß ihn noch dies Jahr!" und damit erinnerte ich das ungeduldige Herz an gar Vieles, und Tage lange Angst war oft die Folge einer solchen herben Mahnung. Ich lernte die mir noch geschenkte Gnadenfrist mehr und mehr erkennen.

Im Januar 1851 bekam ich eine heftige Brustkrankheit, und mußte mehrere Wochen Bett und Zimmer hüten, bis ich endlich im März so weit hergestellt war, daß ich zu fernerer Erholung einen Besuch in Herrnhut machen konnte. Etwas gekräftigter kehrte ich im Mai nach Neusalz zurück; aber schon im August überfiel mich abermals eine Brustkrankheit, bei der die Hoffnung eines Genesens

aufgegeben werden konnte; und in der That siechte ich von da an immer sichtlicher. Bei mir stand schon im Beginn der Krankheit der Gedanke fest, daß meine Genesung nur durch den Eintritt in das gesunde Reich könne herbeigeführt werden, und dazu helfe mir Gott in Gnade und Barmherzigkeit! So sehr mißmuthig mich auch das Langwierige der Krankheit stimmen konnte, so fehlte es doch auch wiederum nicht an den herrlichsten Tröstungen, und dahin rechne ich besonders die herzerquickliche Theilnahme, die mir von so vielen Seiten zu Theil geworden, während der ganzen langen Zeit meiner Krankheit. Manch Freudenthränlein, das bei solchen Gelegenheiten floß, mag der Herr gezählt haben, und zu einem Segen derer beigelegt, die es durch ihre freundliche Fürsorge und Güte hervorgelockt hatten.

Bis hieher hatte der theure Vollendete noch im December des vorigen Jahres geschrieben. Seine tiefbetrübte Schwester fügt noch hinzu:

So hat denn dieser müde Pilger seinen Stab zu den Füßen seines Herrn niederlegen dürfen. Mit heißen Schmerzensthränen und doch lobend und dankend stehe ich an seinem Sarge; denn wie unaussprechlich wohl hat der Herr ihm gethan. Vierzehn Monate war er mit wenig Unterbrechung krank. Aber je mehr die äußere Hülle abfiel, desto herrlicher reifte seine Seele für die Ewigkeit. Mit Wahrheit kann ich wohl sagen, seine Krankheitszeit war Manchem zur Erbauung; und nicht allein am Tage, nein, auch in der stillen Nacht, wenn er glaubte, es höre ihn Niemand als sein Heiland, that sich seine selige Herzensstimmung kund.

Seit dem Beginn dieses Jahres schwanden seine Kräfte sichtlich, und so manches Leiden wurde

empfindlicher. In den letzten Tagen seines Lebens konnte er den ihn besuchenden Freunden nicht genug sagen, wie herzlich vergnügt er sei, und wirklich war ihm diese Freude auch abzufühlen; es war wohl schon ein Vorschmack der auf ihn wartenden ewigen Seligkeit. Am 16. März war er noch Vormittags außer dem Bett, aber dabei so schwach, daß ich glaubte, er werde den Abend nicht erleben. Am Nachmittag legte er sich zu Bett; durch die damit verbundenen Strapazen auf das äußerste angegriffen, erwartete er nun seinen Heiland, der ihn bald zu sich heimholen werde. In einem herzinnigen Gebet empfahl er alle seine Angehörigen, namentlich seine Eltern und sein Kind, dem Herrn und flehte den reichsten Segen auf sie, auf seine Freunde, ja auf die ganze hiesige liebe Gemeine herab für die vielen Beweise von Theilnahme, die er von allen Seiten erfahren, und die ihm seine Krankheit so unendlich erleichtert hatten. — Am 18ten sah man deutlich, daß er nun bald werde ausgelitten haben. Er lag still wie ein müdes Kind. Es war ein Friede über ihn ausgebreitet, der nicht mit Worten zu beschreiben ist, und gegen Abend stand sein Athem stille. Sein Heimgang war so sanft und schön, daß wir Alle das Gefühl hatten, der Herr werde ihn mit den Worten empfangen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Er selbst aber hatte uns einige Tage zuvor gesagt, sein Heiland werde sagen: „Du warst mir immer ein unnützer Knecht; doch will ich Gnade für Recht ergehen lassen, und dich zu mir nehmen.“ Sei es denn auch so: uns bleibt die Hoffnung, daß er mit Freuden eingezogen ist in die Stadt des lebendigen Gottes, in das Jerusalem, das droben ist, und diese selige

Hoffnung ist eine Quelle reichen Trostes für seine ihm mit Thränen nachblickenden Eltern, Geschwister und Freunde. — Sein Alter hat er gebracht auf 36 Jahre, 5 Monate und 11 Tage.

Es kommt doch schon
Dem Wartenden das Ende,
Todt müde schon und sterbend liegt der Leib;
Zu Dir, o Gott!
Erheb' ich meine Hände,
Erlös' mich bald von alle diesem Leid.

O, sende mir
Aus Gnad' und aus Erbarmen
Bald einen Engel, der mich zu Dir bringt;
Dann kann ich ruhn
In meines Heilands Armen,
Dorthin nichts mehr von diesem Jammer dringt!

Was wird es sein,
Wenn ich Dich dann erblicke
Nach diesem Schritt durchs finstre Todesthal?
Hab' ich dann Theil
An dem ersehnten Glücke,
Zu schauen Dich in Deinem Freudensaal?

Voll Schwachheit war
Mein Treiben hier auf Erden,
Drum rechne ich auf Deine Gnade nur.
Wie oft schon hier
Ließ'st Du den Trost mir werden,
Daß ich konnt' fühlen dieser Gnade Spur.

Er naht Dir schon
Dein Freund; siehst Du sie kommen
Die Engel, die der Herr nach Dir gesandt?

Jetzt ist die Zeit,
Jetzt, jetzt wirst Du entnommen
Dem Leid, geführt in Deines Heilands Hand.

Nun wirst du ruhn,
Befreit von allen Plagen,
Verschwunden ist nun alle Erdennoth;
Drum sollen auch
Verstummen unsre Klagen:
Wir wissen ja, die Seele ist bei Gott.

O wohl Dir nun,
Du hast nun überwunden
Durch Christi Blut; wir gönnen Dir Dein Glück;
Du siehst und schaust
Vor Seinem Thron die Wunden,
Die wir noch nicht erreichen mit dem Blick.

So ruhe sanft
In Deiner stillen Kammer,
Wir weinen hier indeß an Deiner Gruft,
Bis einst auch uns,
Befreit von allem Jammer,
Vor Seinen Thron der treue Heiland ruft.

Lebenslauf

der verwitweten Schwester Brigitte Maria Cunow, gebornen Hammerum, heimgegangen in Herrnhut den 14. Februar 1853.

Das Erste und Hauptsächlichste, was ich von meinem Leben zu sagen weiß, ist, daß ich aus unverdienter Gnade den Grund gefunden habe, der meinen Anker ewig hält, wo anders, als in Jesu Wunden? Ehe ich so glücklich war, hier festen Fuß zu fassen, half mir freilich mein unbeschreiblich treuer barmherziger Heiland aus manchem Gewirre, und dennoch blieb ich Ihm nachher nicht so treu, als Er's um mich verdient hätte. Ach, nichts als Seine Gnade, Sein Verdienst allein, läßt mich arme sünd'ge Made gut, gerecht und selig sein!

Ich bin den 24. Juli 1769 in Kopenhagen geboren. Meine Eltern waren Peter Hammerum, Kaufmann, und Florentine, geborne Jensen, welche beide zur Brüder-Societät gehörten. Schon den 4. Februar 1771 vollendete mein lieber Vater seinen Lebenslauf. Im Jahr 1779 gab meine Mutter mich nach Christiansfeld in die Mädchenanstalt, wo ich bald eingewohnte. Hier sammelte ich einen großen Schatz biblischer Wahrheiten, die mir in späteren Jahren von unnennbarem Werth und ein Licht auf meinem Lebensweg wurden. — Am 17ten August 1781 machte ich eine Erfahrung von der Liebe des Heilandes, die mir unvergeßlich geblieben ist. Es war bei einem Kinderanbeten. Ich fühlte

mich so sündig und verdorben, daß ich nur zum lieben Heiland seufzen konnte: „Hier hast Du mich gar, so sündig ich war, und heute noch bin, und künftig sein werde, ach, nimm mich nur hin!“ Da war es, als stände der liebe Heiland vor mir, und reichte mir Seine durchbohrte Hand, die ich so fest hielt, daß ich beinah vergessen hätte, vom Anbeten aufzustehen, bis der Liturgus, Bruder Johannes Prätorius, zu singen anfing: „Das Auge ist nur zu, allein die Seele fühlet Dein's Daseins Sabbathsnu!“ Es war ein ausgezeichneter Gnadentag. Der Heiland bekannte sich zu Seinen armen Kindern auf eine so fühlbare Weise, daß gewiß Allen, die zugegen waren, der Eindruck davon geblieben ist bis in die Ewigkeit.

Im Jahr 1782 erhielt ich Erlaubniß zur Gemeine, und zog ins Schwesternhaus. Meine Confirmation und der erstmalige Genuß des heiligen Abendmahles gereichte mir zu großem Segen. Uebrigens verbrachte ich meine größern Mädchenjahre nicht recht froh, fühlte mich oft gedrückt durch die damals bei der Erziehung der Jugend herrschende Strenge, und wäre so gern recht vergnügt und heiter gewesen. — Im Jahr 1787 wurde ich ins Chor der ledigen Schwestern aufgenommen, und ergab mich bei dieser Gelegenheit dem Heiland aufs Neue, hatte aber in der Folge oft das Gefühl, als würde ich immer schlechter, und seufzte: Wie schwer ist's doch, wenn man Dich nicht verstehet und ungeduldig in der Schule ist, wo man so treuen Unterricht genießt! — Am 13. November des folgenden Jahres ließ Er es mich bei einer besondern Veranlassung erfahren, daß Er meine Seele nicht aus Seinen treuen Armen lassen will. Ich hatte den ganzen Tag zu Seinen

Füßen um Gnade und Erbarmen gefleht, und kam mir wie von Gott und Menschen verlassen vor. Da sprach Er mir Trost und Frieden zu, und gab mir die Versicherung, ich sei Sein Kind und nichts solle mich aus Seiner Hand reißen. Seitdem konnte ich mich in jeder Noth getrost zu Ihm wenden, und habe in meinem spätern Leben viele Beweise gehabt, daß Er unsre Bitten erhört, nur nicht immer so, wie wir es wünschen, doch so, wie es uns heilsam ist. Eine Erfahrung Seiner Herablassung zu mir, Seinem ärmsten Kinde, bleibt mir lebenslang eindrücklich. Ich hatte mehrere Tage den Heiland inbrünstig gebeten, mir in Seiner Leidensgestalt recht lebhaft vor die Seele zu treten. Ich saß bei meiner Arbeit, mein Herz aber blickte Ihn sehnsuchtsvoll an, um die Erhörung meines Gebetes. Da trat mein Mensch gewordener Gott und Heiland so lebhaft vor meines Geistes Augen, als sähe ich Ihn und hörte die trostvollen Worte: Ich bin Jesus, dein Bruder, trete doch her zu mir! O welch selige Stunde! Mit einem nie empfundenen Gefühl sank ich zu den Füßen meines Herrn und Dank- und Liebesthränen flossen. Ich konnte nicht zweifeln, daß Er Mitleiden mit meiner Schwachheit habe, und mir den getrosten Zutritt zu Ihm, als meinem Bruder, erlaube. Das Trostgefühl erneuert sich in meinem Herzen jedesmal, wenn ich die Worte höre: Ich bin Jesus, euer Bruder! Ja, mein Bruder! Gott Lob, daß ich Ihn weiß und kenne, Ihn meines Herzens Zuversicht, Erbarmer, Freund und Bruder nenne, und sicher weiß, Er läßt mich nicht; Er, der mich selbst zu sich gezogen, bleibt meinem Herzen stets gewogen! Es bleibe Ihm nun überlassen, ob Er mir die Gnade schenken will, Ihn so lebhaft in

Seiner Marterschöne zu erblicken, als mein Herz sich darnach sehnt. Wenn Er nur so gnädig ist, mir Seinen Frieden zu erhalten, meinen Glauben zu stärken, und mir die Gewißheit meiner Seligkeit zu schenken!

Im Jahr 1796 machte ich einen Besuch bei meinen Geschwistern Brickenstein in Gnadenberg. Da dieselben einen Ruf erhalten hatten zur Bedienung der Brüder-Societät in Basel, so wurde mir von der Unitäts-Aeltesten-Conferenz aufgetragen, sie dorthin zu begleiten, da sie ein kleines Kind von neun Wochen mitzunehmen hatten. Es fiel mir schwer, da der Kriegsschauplatz in der Nähe von Basel und im October schon harter Winter war, und ich bat um Entscheidung durch den Mund des Herrn, welche bejahend ausfiel. Nun reiste ich recht getrost, und wir gelangten durch das Aug' des Wächters Israel bewahrt, wiewohl nicht ohne mancherlei Ungemach, am 30. November glücklich nach Basel, gerade an dem Tage, wo der Brückenkopf in Klein-Hüningen beschossen wurde, und Alles in Angst und Verwirrung war. Ich lernte bald viele liebe Seelen kennen, und hatte bis im Mai des folgenden Jahres einen vergnügten Aufenthalt daselbst; dann aber gedachte ich nach Herrnhut zurückzukehren und freute mich sehr darauf. Indessen erhielt ich einen sehr ernsten Brief von Bruder Risler, in welchem er mir bezeugte, wie die Unitäts-Aeltesten-Conferenz über meinen Entschluß, Basel zu verlassen, sich sehr verwundern müßte, da sie erwartet hätte, ich würde mich der ledigen Schwestern annehmen, da Schwester Uhl ihres vorgerückten Alters wegen nicht mehr dazu im Stande sei. Dies brachte mich in große Verlegenheit; es kam mir unmöglich vor, Gehorsam

zu beweisen, und ich rief zum Heiland: Sende Jemand Anders, ich bin zu jung und unerfahren! Da hieß es in meinem Innern: „Sage nicht, du bist zu jung; du sollst gehen, wohin ich dich sende!“ Wenn ich heute noch daran denke, so muß ich mich tief schämen; denn der Heiland hat mich mit unaussprechlicher Geduld und Langmuth getragen und mir durchgeholfen, wo ich keinen Rath wußte. Auch schenkte Er mir die Liebe und das Vertrauen vieler älteren Schwestern, und Alle sprachen mir Muth zu, das Amt anzunehmen. Bald wurde ich gewahr, daß es mir zur Förderung meines eigenen Gnadenganges gereiche, und ich konnte später dem Heiland danken für Seine gnädige Führung. Mit meinen lieben Schwestern fühlte ich mich bald sehr verbunden, und es that mir weh, wenn eine meiner lieben Alten mir in die Ewigkeit voranging. Es kam bald eine Anzahl junger Schwestern herzu, die sich mit mir verbanden, allein für den Heiland zu leben. Die Gesellschaften, welche abwechselnd alle 14 Tage gehalten wurden, gereichten uns zu großem Segen. Es war eine selige Zeit; doch kam auch manches mir Fremde und Ungewohnte vor, was ich nur dem Heiland klagen konnte. Dabei kam mir die Bekanntschaft mit dem würdigen Obersthelfer Stückelberger sehr zu Statten. Er half mir oft zurecht und bestätigte mich darin, die Seelen mit Allem, es möge Namen haben, wie es wolle, ohne Umschweif zu dem Sünderheiland zu weisen, Ihm sei die tiefe Verdorbenheit unsrer Herzen bekannt, Er vermöge aber auch, die verborgensten Schäden zu heilen. Wie oft habe ich Seine Treue und Langmuth bewundert, mit welcher Er irrende Seelen vom Rande des Verderbens zurückzuholen und vor

gänzlichem Abfall zu bewahren weiß. Daß ich Ihm an Seinem Eigenthum nichts verderben möge, war meine tägliche Bitte, und ich kann Ihm nicht genug danken für die unendlich vielen Beweise Seiner Gnade und Liebe, namentlich für die tiefe Erkenntniß meines eigenen sündigen Herzens.

Im Jahr 1811 erhielt ich einen Ruf nach Königsfeld als Arbeiterin der ledigen Schwestern. Da Alles neu einzurichten und große Armuth in dem neuen Gemeinlein war, so gab es manches nicht Leichte; doch half der Heiland mir gnädig durch, und bedeckte meine Fehler und Versehen mit Seinem Blute. Uebrigens war ich mit meinen Schwestern in inniger Liebe verbunden, und wir machten manche Erfahrung von der Durchhülfe des Herrn auch im Aeußern, wofür wir Ihm zu danken hatten.

Den 4. Juli 1814 trat ich in die Ehe mit meinem lieben Mann, Johann Gottfried Cunow in Berthelsdorf, an dem ich einen unbeschreiblich lieben und treuen Freund hatte, dessen Umgang mir sehr lehrreich war. Leider wurde unser Glück durch die lange Krankheit meines lieben Mannes sehr getrübt, doch danke ich dem Heiland beim Rückblick auf unsre zehnjährige Ehe für alle Erfahrungen und für Seinen gnädigen Beistand und Seine Durchhülfe. Er allein weiß, was ich in den Jahren 1818 bis 1824 Ihm vorgeseufzt und in Sein Herz gesagt habe; ich kann es nicht in Worte bringen, und eben so wenig die Gefühle meines Herzens, da die müde Hütte meines theuern Mannes sanft ruhte, und sein edler Geist entflohen war, und ich ihn in Sicherheit und im Genuß der uns erworbenen Seligkeit vor dem Throne Gottes wußte. Ach, hätte ich ihm doch bald folgen dürfen!

Aber nein, ich mußte noch Erfahrungen machen, die mir sehr schwer wurden; doch, der treue Heiland ließ mich nie stecken, sondern schenkte mir die Gnade, Ihm Alles, was mich drückte, zutrauensvoll klagen zu können.

Am 21. Mai 1826 wurde ich dem Witwenchor in Herrnhut als Arbeiterin vorgestellt. Das Bewußtsein meines gänzlichen Unvermögens und Unwerthseins machte mir die Annahme dieses Amtes ungemein schwer. Es kostete mich einen ernsten Kampf, der endlich durch das Gefühl meiner großen Dankschuld gegen den treuen Heiland besiegt wurde, daß ich unter stetem Flehen zu Ihm, daß Er gut machen wolle, was ich verderbe, Seinem Rufe folgte.

Im Jahr 1833 wurde ich durch körperliche Schwäche, die mich bisweilen in eine Aengstlichkeit brachte, veranlaßt, meine Aemter zu Seinen Füßen niederzulegen, mit der angelegentlichen Bitte, daß Er alle meine Fehler, Versehen und Schulden mit Seinem theuern Blute durchstreichen wolle, mir Seinen Frieden und den offenen Weg zu Seinem Herzen erhalten, bis Er mir Erlaubniß gibt, heimzufahren und Ihn zu sehen, der mich versöhnt. Dann bring' ich meinen Dank zu jenem Lobgesang und bin in Frieden!

Nachdem die selige Schwester ihre unermüdete, treue, uneigennützige und vom Heiland gesegnete Thätigkeit beim hiesigen Witwenchor beschlossen und viele Beweise der innigsten Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit von ihren Chor- und Hausgenossen empfangen hatte, bezog sie eine Wohnung im Orte und verbrachte ihre Zeit vergnügt im angenehmen

Umgang mit manchen näheren Freunden, machte öftere Besuche bei ihrer kränkelnden Schwester Brickenstein in Nisky, und als diese immer leidender und endlich ganz gelähmt wurde, entschloß sie sich, dahin zu ziehen, und pflegte ihre Schwester mit der ihr verliehenen ausgezeichneten Gabe bis zu deren Heimgang, worauf sie im Januar 1842 gern wieder hieher zurückkehrte. Von der Zeit an bemerkte man eine Abnahme ihrer Kräfte; doch genoß sie im Ganzen einer für ihre Jahre guten Gesundheit, mit Ausnahme einer bedeutenden Krankheit und zweimaliger Verletzungen durch Fallen, die aber glücklich geheilt wurden, so daß sie keinerlei nachtheilige Folgen spürte. — Der Briefwechsel mit mehreren entfernten Freunden, namentlich mit einer ihr sehr lieben Nichte, Elisabeth Bugge in Christiansfeld, so wie mit den Söhnen ihrer seligen Schwester Brickenstein, die sie wie eigene Kinder liebte, und die Besuche, die sie bisweilen von Letzteren empfing, gereichten ihr zu großer Aufmunterung. Bei einem solchen Besuch im Sommer 1849 war sie überaus vergnügt. Sie konnte in dieser Zeit sich von ganzem Herzen des Bekenntnisses des Heilandes freuen, mit dem sie in einem besonders innigem Gebetsumgang stand. Am 6ten Juni lagen ihr den ganzen Tag die Worte im Gemüth: „Ich möcht' Dich mehr genießen, Dich, der so herzlich ist, und immer fühlbar wissen, daß Du zufrieden bist!" Am Abend dieses Tages geschah es, daß sie durch einen an sich unbedeutenden Fall eine schwere Verletzung des Hüftgelenkes erhielt, und aller ärztlichen Bemühungen ohngeachtet, gelähmt blieb, was für ihr lebhaftes Gemüth schwer zu ertragen war. Sie vermochte nicht sogleich, die Liebesabsichten des Heilandes in dieser

Prüfung zu erkennen, sehnte sich aber darnach und lernte bei anhaltendem Gebet immer mehr Sein Herz verstehen, wovon folgende Ergüsse ihres Herzens Zeugniß geben: „Bei Gelegenheit meiner Hüftbeschädigung muß ich Tag und Nacht mit Jakob ausrufen: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich dann! Ja, lieber Heiland, segne mich, und laß mich kräftig inne werden, daß ich in Deine Hand gezeichnet bin, daß Du mein gedenkst, und wie Du mich vorlängst zu Dir gezogen, mir jetzt noch seist gewogen und mir durch diese Prüfung helfen willst! Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich dann! Ach, Du weißt ja, welch ein armes Gemächte Du an mir hast; aber ich gehe Dir nicht von der Seite. Du wirst mir Theil an allem mir erworbenen Heil schenken, und alles dessen nie mehr gedenken, was mich irgend auf mein End' blöd' und schüchtern machen könnt'. Bruder Christian Gregor's Tagesverse sind mir von unnennbarem Werth, und die darin ausgesprochenen Bitten ganz nach meinem Bedürfniß." — „Liebster Heiland," schreibt sie später, „was Du mir jetzt sagen willst, daß Du mich in eine solche Schule nimmst, ist mir sonnenklar; ach, daß Du Deinen Zweck nur ganz erreichen möchtest, mich von allem eigenen Guten auszuziehen, und von Allem, was Dir an mir nicht wohlgefällt, befreien könntest. Du weißt, wie arm ich mich fühle; doch habe ich unzählige Ursache, Dir zu danken; Du hast mich mit Seilen der Liebe fest gehalten, wenn mein von Natur lebhaftes Wesen mich von Dir entfernen oder zaghaft machen wollte. Eins bitte ich Dich heute, Du wollest mich vor Angst bewahren, die mich manchmal anwandeln will, und mein Vertrauen zu Dir erhalten, bis ich Dich schaue!" —

Am 9. März 1851 setzte sie hinzu: „Die Loosung von meinem diesjährigen Geburtstag ertönt heute laut in meiner Seele, und erfüllt mich mit unaussprechlichem Trost. Ja, mein treuer Heiland hat mich gesucht und zu sich gezogen, wo wäre ich sonst hingekommen! Seine Geduld, mit der Er mich geleitet hat, ist mir Bürge für Seine Treue. Er war mein Fürsprecher bei dem Vater, und redete mir das Wort, daß ich immer wieder mit getrostem Muth zum Gnadenthron hinzunahen durfte. In Sein liebevolles Herz lernte ich allen Kummer ausschütten, und wie fühlte ich da Sein Erbarmen und Seinen Frieden! Nur Eines ist, warum ich oft noch sehnlich weine: Ach, um einen viel tieferen Blick in Seinen Tod und Leiden und Alles, was Er für mich gethan hat! Ach, lieber Heiland, schenke Du mir, was mir noch fehlt, und sprich: Du bist mein, Niemand kann Dich aus meiner Hand reißen!“

Ganz übereinstimmend mit diesen Herzensergüssen war ihr äußeres, ehemals so munteres Wesen. Fast beständig sah man sie die Hände falten oder nach einem Trostspruch suchen, und an jedem Tage war ihre erste und letzte Bitte: „Ach, lieber, lieber Heiland, erbarme Dich über mich armes Kind; komm' doch bald! Schaue meiner Händefalten und mich selber freundlich an!“ — Schon seit einiger Zeit schien es, als ob die Erfüllung dieser Bitte nicht mehr fern sei; indem sich Symptome der Brustwassersucht einstellten. Am Abend des 10. Februar bekam sie einen heftigen Anfall von Engigkeit und man konnte vermuthen, daß ihr längst ersehntes Heimfahrtsstündlein nahe sei, wozu ihr der Segen des Herrn unter einem tröstlichen Gefühl Seiner Nähe ertheilt wurde,

welches sie am folgenden Morgen noch mit gebrochenen Worten ihren Freundinnen sagen konnte. Nachdem die Engigkeit nachgelassen hatte, sank sie in einen sanften Schlummer und wir hofften, der Heiland werde sie bald vollenden; allein es gefiel Ihm, noch zu verziehen. Sie lag still mit geschlossenen Augen, aber von Zeit zu Zeit schwerer athmend, bis zum Morgen des 14ten, wo ihre theuer erlöste Seele auf eine sanfte Weise die müde Hütte verlassen und heimgehen durfte zu ihrem Heiland, der hier ihr Ein und Alles war, und der ihr nun nach Seiner Gnade unaussprechlich wohl thun und ihr noch einen besonderen Gnadenlohn darreichen wird für das, was sie beim Dienst in Seinem Hause hier und in Basel und Königsfeld mit Herzenstreue gethan hat, wo ihr Andenken in Segen bleiben wird.

Ihre Wallfahrt hat gewährt 83 Jahre, 6 Monate und 21 Tage.

Bruder Cunow in Berthelsdorf fügt hinzu:

Einer ganz besondern Erwähnung, von Seiten des Neffen ihres seligen Mannes, verdient noch die Treue und Ausdauer, mit welcher sie denselben durch lange Jahre der Kränklichkeit unverrückt pflegte. Von Anfang ihrer Ehe an war das Verhältniß ein sehr zärtliches, und der selige Onkel freute sich ihrer lebhaften Geschäftigkeit, ihres heitern Frohsinns und ihres innig liebevollen Wesens. Die Tiefe ihrer Liebe und die Kraft, die sie ihr verlieh, offenbarte sich aber besonders in der langen Krankheit ihres Mannes, die den Schluß ihres ehelichen Lebens zu einer wahren Schmerzensperiode machte. Bei Tag und Nacht pflegte sie ihn selber, wachte unermüdet an seinem Krankenlager, erheiterte

ihn durch ihren Zuspruch und linderte seine Schmerzen durch ihre treue liebevolle Sorgfalt. Wie sehr ihr seliger Mann diese Aufopferung anerkannte, geht aus vielen schriftlichen Aeußerungen hervor, die sich unter ihren Papieren gefunden haben. Es war seine Gewohnheit, ihr an ihrem Geburtstag seine Gefühle in wenigen, aber innigen Worten auszusprechen, welche sie, als Erinnerungen an die schönste und glücklichste Zeit ihres Lebens, in ihrem 28jährigen Witwenstand als einen köstlichen Schatz aufbewahrte. So schrieb er unter andern: „Meine kranke Hand kann nur wenig auf das Papier bringen. Möge dies Wenige Dir ein kleines Zeichen sein meiner innigsten Liebe und Dankbarkeit für Deine unermüdet treue und zärtliche Pflege in meiner langen Krankheit. Vergelten kann ich Dir Deine Treue nicht; aber der liebe Heiland, den ich oft darum bitte, wird es thun." — Am letzten Geburtstag, den er mit ihr verlebte, am 24. Juli 1824, war er nicht mehr im Stande, die Feder zu führen, und dictirte ihr daher folgende kurze aber rührende Worte: „Der Herr spricht heute zu Dir: Ich weiß deine Werke. Was Du gethan hast meinem kranken Diener, das hast Du Mir gethan."

Dieselbe Treue, die sie an ihrem seligen Mann bewies, that sie in späteren Jahren auch in der Pflege ihrer seligen Schwester Brickenstein kund. Schon in früheren Jahren, während der Zeit ihres Aufenthaltes in Basel, hatte sie dem lieben Mann und der Familie ihrer seligen Schwester viele Liebe erwiesen, und sie hing mit besonderer Zärtlichkeit an den Kindern derselben, so daß dieselben sie wie eine Mutter liebten und ehrten. Bis an

ihr Ende blieb sie denselben in warmer Liebe zugethan, und sie weinen ihr daher Thränen der Dankbarkeit nach und stimmen von Herzen in den Wunsch des seligen Onkels ein, daß der Herr, der das Werk der Liebe nicht unvergolten zu lassen versprochen hat, die auch ihnen erzeigten Liebesbeweise, als Ihm selber gethan, ansehen wolle.

In ihrer späteren Erfahrung zeigte es sich deutlich, daß die Erfüllung dieser Bitte der Ewigkeit vorbehalten war. Die schweren Geduldsschulen und schmerzlichen Leiden, die sie in den letzten vier Jahren ihres Lebens durchzumachen hatte, lieferten einen neuen Beweis von der Wahrheit, die sich unsre stolzen Herzen nicht oft genug vorhalten können, daß auch der begnadigte Sünder, der die Werke der Liebe aus innerem Herzensdrang verrichtet, darum doch in Gottes Augen sich kein Verdienst erwirbt, sondern, nachdem er Alles gethan hat, was ihm befohlen war, sprechen muß: Ich bin ein unnützer Knecht; ich habe gethan, was ich zu thun schuldig war!

Wiewohl aber der Seligen, dem Anschein nach, kein Lohn in diesem Leben durch Befreiung von Krankheit und Schmerzen zu Theil wurde, so wissen wir doch, daß ihr nun, nachdem sie eingegangen ist in ihres Herrn Freude, ein besonderer Gnadenanblick des Heilandes alles das lohnen wird, was sie an dem treuen Diener des Herrn, mit welchem sie zehn Jahre lang auf dem Lebenspfade dem ewigen Vaterlande entgegen pilgerte, gethan hat. In der Wiedervereinigung mit dem Geliebten wird sie nun Freude die Fülle und liebliches Wesen zur Rechten ihres Heilandes ewig genießen und sich des Heiles freuen, das Sein Tod ihr erworben hat. Dorthin folgt ihr unser Blick mit dank-

erfülltem Herzen und gönnt ihr den Vollgenuß der Herrlichkeit, die auch an uns soll offenbaret werden, wenn wir, wie sie, in der Kraft Gottes, den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und Glauben gehalten haben werden. Dazu gebe uns der Herr Seine Gnade, bis uns reichlich dargereicht werde der Eingang zu dem ewigen Reich unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Bericht

des Bruders Kölbing von seiner mit Bruder Breutel gemachten Reise von Gnadenthal nach Clarkson, Enon, Silo und zurück. Vom 26. November 1853 bis 6. April 1854.

Bruder Breutel war mit seiner Frau nach Süd-Afrika gekommen, um im Auftrage der Unitäts-Aeltesten-Conferenz unsre süd-afrikanischen Missions-Stationen, namentlich die im Unterland oder den östlichen Provinzen, zu besuchen, und es wurde beschlossen, daß ich ihn begleiten solle. Wir machten die Reise mit Mauleseln, welche Bruder Lemmerz von Elim lieferte, theils weil wir hofften, auf diese Weise schneller nach Clarkson zu kommen, theils weil wir mit den Ochsen, bei der in der Colonie herrschenden Lungenseuche unter dem Rindvieh, fürchten mußten, in große Verlegenheit zu kommen.

Am 26. November traten wir unsre Reise an, nachdem wir uns von den Geschwistern verabschiedet. Ein großer Theil der Gemeine hatte sich auf unserm schönen, geräumigen Platz versammelt, und unter dem Gesang einiger Segensverse, welche uns die Versammelten nachsangen, fuhren die Wagen ab. So verließen wir denn das liebe Gnadenthal; doch sollten wir noch nicht Abschied von den Unsrigen nehmen, da Schwester Breutel ihren Mann, meine Frau und Kinder mich bis Kopjeskasteel begleiteten, und die Brüder Kühn, Schärf und Hartmann uns zu Pferde bis auf den ersten Ausspannplatz das Geleit gaben und erst dort sich von uns verabschieden wollten. — Reist man nämlich auf die hier zu Lande gewöhnlichste Weise mit Ochsen oder auch mit Pferden in einem großen Wagen, so führt man seine Lebensmittel, so wie Kessel und Küchengeräthschaften mit sich. An einem Platz im Feld, wo es Gras für das Vieh und wo möglich Wasser gibt, wird ausgespannt; man läßt das Vieh weiden. Hat man Pferde oder Esel, so werden sie gefesselt, d. h. ein um den Hals befestigter Riemen wird um das eine Vorderbein gebunden, so daß das Thier gehen und weiden, aber nicht laufen kann. Indessen lodert, mit trockenen Sträuchern angemacht und unterhalten, ein Feuer empor, um Wasser zu kochen, und es wird Kaffee oder Thee bereitet. An der Landstraße gibt es privilegirte Ausspannplätze, die zu diesem Zweck für die Reisenden reservirt sind, — gewissermaßen die Wirthshäuser — an den Spuren der Feuer leicht kenntlich, dies fehlt auf Nebenwegen, doch gibt es nur wenige Eigenthümer, die dem Reisenden das Ausspannen auf ihrem Grunde wehren.

Der weitere Weg führte uns über Zoetemelksvalley (sprich Suhtemelkswalle), d. h. Süßemilchsthal, wo 1793, beim Wiederanfang der capischen Mission, Bas Teunis wohnte, welcher die drei Brüder Marsveld, Schwin und Kühnel von der Capstadt abholte und bei sich beherbergte, bis das erste Haus in Gnadenthal, damals Baviaanskloof, so weit fertig war, daß sie es beziehen konnten. Noch stehen einige der gewaltigen Eichen, unter denen sie oft mögen gesessen haben, ehe sie das Missionswerk begannen, welches sich in den 60 Jahren unter des Herrn Segen so ausgebreitet hat. — Nachdem wir bei Ziekenhuis durch den Zonderendfluß gefahren, passirten wir den Platz des Herrn Linde, auf dessen Land und mit dessen Beförderung das Kirchlein in Twistwyk gebaut ist, konnten ihn aber nicht sprechen, da er nicht wohl war, und erreichten, nachdem wir noch einmal am Zonderend ausgespannt, um 4 Uhr Kopjeskasteel. Dieser Platz gehört der Familie Klink. Alle Glieder derselben gehören zur Gnadenthaler Gemeine, und auf ihr Verlangen ist hier eine Kirche, hauptsächlich durch die Unterstützung der Zeister Missions-Committee, gebaut, 50 Fuß lang und 20 Fuß breit, in welcher alle 14 Tage von Gnadenthal aus Gottesdienst gehalten wird, und zu welchem Zwecke wir dann am Sonnabend hierher fahren. Zum Abendgottesdienst finden sich nur die Einwohner des Platzes ein und diejenigen, welche bei ihnen auf Arbeit sind. Da aber 7 Familien hier wohnen, so sind doch zu manchen Zeiten gegen 50 Zuhörer. Sonntags aber kommen zu Wagen und zu Pferde von allen Seiten noch mehr Zuhörer herbei, meist Bauern aus der Nachbarschaft, so daß wir oft über hundert Zuhörer haben. Leider scheint

jetzt der Besuch etwas nachzulassen, zum Theil, weil drei Meilen von hier eine reformirte Kirche erbaut ist, zum Theil wohl auch, weil der Eifer erkaltet. — Kopjeskasteel ist ein fruchtbarer Platz von 4- bis 5000 Morgen Landes, worauf Weizen, Gerste und Hafer gebaut wird. Er hat aber leider kein Wasser, außer in den Wintermonaten. Im Sommer muß das größere Vieh dreiviertel Stunden weit zum Flusse Zonderend getrieben werden; für die Menschen sind einige Cisternen gegraben, aber das Wasser wird so trübe, daß man sehr daran gewöhnt sein muß, um es trinkbar zu finden. Versiegen auch diese, so wird das Flußwasser in Fässern herangefahren. Schafe und Ziegen aber nehmen mit dem sehr salzigen Wasser vorlieb, welches hie und da in den Vertiefungen eines Bächleins, das nur nach starkem Regen fließendes Wasser hat, stehen geblieben ist. — Nach dem Abendessen hielt ich Versammlung, und Bruder Breutel richtete einige herzliche Worte an die Anwesenden. Dann erquickten wir uns nach dem heißen Tage an der Abendkühle und erfreuten uns an dem herrlichen Sternenhimmel, bis wir endlich Alle unser Nachtlager aufsuchten.

Der nächste Tag hatte trübes Wetter gebracht, was wir nach dem klaren Sternenhimmel nicht erwartet hatten, doch klärte es sich bald wieder auf und wurde ein heiterer, warmer Tag. Die Predigt war von Fremden nicht stark besucht, da es nicht der regelmäßige Predigtsonntag war. Nur die, welche die Wagen hatten fahren sehen, hatten sich eingefunden, dagegen waren viele Gnadenthaler, die hier in der Ernte auf Arbeit sind, gekommen. Nun nahte der Abschied. Nach dem gemeinschaftlichen Mittagsessen vereinigten wir uns zu einem

Abschiedsgebet, in welchem Bruder Breutel uns, die Reisenden, und unsre zurückbleibenden Lieben dem Schutze des Herrn empfahl. — Unterdessen waren die Wagen gepackt und eingespannt worden, die Einwohner versammelten sich und sangen uns einige Segensverse. Wir nahmen von den Unsern Abschied, und Schwester Breutel und meine Familie traten in dem Gnadenthaler Wagen, von 4 raschen Pferden gezogen, die Rückreise an, während wir nach Swellendam abfuhren. Obschon die Richtung der Wege fürs erste einander nicht entgegengesetzt ist, indem beide Wege in einem spitzen Winkel dem Zonderend zugehen, so entzogen uns doch bald die Anhöhen den Anblick des Wagens mit unsern heimkehrenden Lieben. — Von unsern Gefühlen schweige ich, und da hier eigentlich die Reise beginnt, so ist es wohl der beste Platz, einige Worte über unsern Wagen und unsre Reiseeinrichtung zu sagen.

Der Wagen ist ein sogenannter Pferdewagen, nicht ganz so groß und schwer, als ein gewöhnlicher Ochsenwagen, aber doch groß genug. Er ist 13 bis 14 Fuß lang und so hoch, daß man fast aufrecht darin stehen kann. Die Seiten bestehen aus starken, grün angestrichenen Brettern, die Räder haben rothe Farbe, das Verdeck bildet eine starke, doppelte Plane. Vorn sitzen die zwei Kutscher auf einer Kiste, in welcher Kaffee, Zucker, Thee in Blechtrommeln, zinnerne Teller, Schüsseln, Besteck und sonst noch mancherlei Lebensmittel sich befinden. Ein Vorrath von Reis, Mehl, Brod u. s. w. ist in einer andern Kiste hinten im Wagen. Wir saßen auf einem Hängesitz und hatten durch die Vorderöffnung Aussicht genug. Regnet es, so kann diese Oeffnung durch einen Vorhang von Segeltuch geschlossen werden. Mit unsern Sachen,

einen Bettsack, dem Zelt und anderen Bedürfnissen war der übrige Raum des Wagens voll gepackt. Auf diesem Gepäck fand eine Schwester aus Clarkson, die als Kindermädchen der Geschwister Schärf mit diesen im Januar nach Gnadenthal gekommen war, ihren Platz. Sie heißt Maria Tazon und hat uns mit Kochen und Aufwaschen des Geschirres unterwegs sehr treu gedient. Außen an den Wagen sind an der einen Seite zwei Feldstühle, auf der andern die Zeltpfähle angebunden, sodaß wir eine vollständige Haushaltung mit uns führen und überall unser Lager aufschlagen können. Bespannt ist der Wagen mit 10 Mauleseln. Die zwei letzten sind an die Deichsel gespannt und müssen, wenn es bergab geht, den Wagen aufhalten. Vorn an der Deichsel ist ein aus starken Riemen geflochtenes Tau, an diesem sind so viel Querhölzer, als Eselpaare. Gelenkt werden die Zugthiere mit vier Zügeln, zwei langen, um die ganze Reihe rechts oder links zu wenden, wobei das Meiste auf das vorderste Paar ankommt, und zwei kurzen für die letzten, besonders wenn sie den Wagen zurückhalten sollen. Durch die lange Peitsche, einen 16 bis 18 Fuß langen Bambusstock, mit noch längerer, aus Riemen geflochtener Schnur, deren Knall so laut ist, wie ein Pistolenschuß, und durch Zuruf werden die Thiere angetrieben. Die Zügel führt der Leiselhouder, die Peitsche der eigentliche Kutscher, der das Commando hat. Er muß besonders darauf sehen, daß alle Thiere gleich anziehen, und wenn der Zuruf des Namens nichts hilft, so trifft die Peitsche das säumige Zugthier. Oft springt er auch ab, um sie alle der Reihe nach anzutreiben. Zu diesem Zweck führt er eine kurze Peitsche, und schwingt sich, auch wenn es im Trabe geht, ge-

schickt wieder auf seinen Sitz. Das Handhaben der großen Peitsche muß von Jugend auf gelernt sein; die liebe afrikanische Jugend übt sich auch, wo sie kann, darin, denn die große Peitsche zu führen, ist ihr höchster Stolz. Unsre Esel haben Menschennamen, und der Zuruf des Kutschers klingt daher oft sehr komisch. Sehr ergötzlich sieht es aus, wenn man das lange Gespann mit wackelnden Ohren munter dahintraben sieht. Unser Kutscher heißt Abel Hendriks, ist ein Aufseher in Gnadenthal, der selbst sein Gespann von 10 Ochsen mit Wagen besitzt und schon dreimal in Clarkson war. Der Leiselhouder, Ludwig Haas, war ebenfalls mehrmals in Clarkson und einmal mit Bruder Teutsch in Silo. Dies ist sehr wichtig, denn sie müssen nicht nur den Weg kennen, sondern auch wissen, wie weit die Ausspannplätze von einander entfernt liegen, ob viel oder wenig Gras daselbst und ob Wasser für Menschen und Thiere zu finden ist. Ist dies Letztere nicht der Fall, so müssen für uns die zwei Wasserfässer gefüllt werden. Sie wissen aber dieses nicht allein, sondern kennen auch jede Anhöhe und regieren ihr großes Gespann so gut, daß sie auf der Stelle halten oder umwenden können, dabei sind sie willig und bescheiden und wissen in allen Dingen Rath.

So fuhren wir dem Zonderend zu, in nordöstlicher Richtung, erreichten denselben in einer kleinen Stunde und mit ihm die große Straße, auf der wir immer nach Osten hinfuhren, bis wir sie nahe bei Clarkson verließen. Sie war sehr öde, manchen Tag lang begegnete uns auch nicht ein Wagen, obschon es die Landstraße von der Capstadt nach Grahamstadt ist, weil jetzt Alles in der Ernte beschäftigt ist, und der Hauptverkehr zur

See an der Küste hingeht. Die Straße ist meist natürlicher guter Weg, nur hin und wieder bei Bergen und Thälern ist etwas nachgeholfen. Zur Seite hatten wir die schöne Bergkette, die am Zonderend hinläuft, Sandsteinfelsen mit kühnen Spitzen, in den Schluchten sind noch Urwälder. Wir fuhren an drei ansehnlichen Bauernplätzen vorüber, wo der Weizen reif auf den Feldern stand und zum Theil die Ernte begonnen hatte. Für Afrika ist diese Gegend gut angebaut; der europäische Beobachter wundert sich freilich, daß nur so wenig, kaum der dreißigste Theil des Landes bebaut wird, und alles Andere, zu Weideland benutzt, wüst liegt. Hie und da zeigten sich Mimosenbäume, hier Dornbäume genannt. Als wir Stormsvalley passirt hatten, wurde gegen 4 Uhr ausgespannt in einer Niederung, die mit dem Zonderend in Verbindung steht. Zu unsrer Verwunderung hörten wir, daß wir heute nicht weiter fahren würden, da weiterhin kein Wasser und Gras für das Vieh zu finden ist, und mußten schon jetzt die Erfahrung machen, daß auf einer solchen Reise die Zugthiere die eigentlichen Herren seien, indem Alles gethan werden muß, um sie in brauchbarem Stand zu erhalten. Der Platz war übrigens schön, man hatte über die mit Gebüsch bedeckte Niederung die Aussicht auf die gewaltigen Berge. Bald brannte das Feuer, es wurde Thee, Mehlsuppe und Eier gekocht, Fleisch und Brod boten uns unsre Vorräthe, und wir genossen ein vortreffliches Abendessen. Unterdessen war das Zelt aufgeschlagen. Es ist rund, in der Mitte erhebt sich ein Pfahl, von dessen Spitze 16 Stricke schräg gegen den Boden zulaufen, wo sie an Pflöcken, die in die Erde geschlagen werden, befestigt sind. Ueber diese Seile

wird das Zelt gespannt, unten herum liegt der Rand des Zeltes auf den Boden auf und ist ebenfalls mit Pflöcken befestigt, um allen Zug abzuhalten. Auf den Boden werden Matten gelegt, auf diese kommen die Matratzen, Kissen und Decken aus dem Bettsack und das Nachtlager ist bereitet. Das Zelt ist sehr geräumig, es können wohl sechs Personen darin schlafen. Das Ausspannen und Ankoppeln der Esel machte viele Noth, da sie sich sehr wild und unbändig bewiesen. Der Himmel umzog sich, es wurde kühl und gegen 8 Uhr fing es an zu regnen. Wir riefen deshalb die Leute zum Abendsegen in das Zelt. Bruder Breutel sprach ein herzliches Gebet, uns und unsre Lieben in Gnadenthal und Europa dem Schutz des Herrn befehlend, und dann begaben wir uns zur Ruhe. Wir hielten unsern Morgen- und Abendsegen mit Lesen eines Capitels aus der holländischen Bibel und mit Gebet abwechselnd, Bruder Breutel in deutscher Sprache, welche die Leute doch ziemlich verstehen, und ich in holländischer, und haben dabei oft die Nähe des Heilandes gespürt. Wenn es nicht regnete hielten wir diese Gottesdienste unter freiem Himmel, den Abendsegen beim Schein des lodernden Feuers unter dem Sternenhimmel. Unsre Leute schlugen ihr Nachtlager unter dem Wagen auf, in welchem Marie ihre Schlafstätte fand.

Ich stand am folgenden Tage um 4½ Uhr auf und ließ Feuer machen. Es hatte während der Nacht geregnet, doch unser Zelt hatte uns hinreichend geschützt und unser Schlaf war nicht gestört worden. Der Himmel war noch trübe. Ehe das Frühstück bereitet und eingenommen, die Wagen wieder bespannt und Alles zur Weiterreise fertig gemacht worden war, wurde es 7 Uhr. Um diese

Zeit aber setzten wir unsre Reise fort. Gewöhnlich sind die Bauernplätze etwa eine Stunde von einander entfernt. Das alte Maß eines Platzes ist ein Kreis um das Haus, ringsum eine halbe Stunde weit, hier aber, weil es an Wasser fehlt, stehen die Plätze viel weiter aus einander, und wir kamen recht in die Einöde. In drei Stunden fuhren wir nur an einem Platz vorüber. Die Hügel sind mit den graugrünen 2 bis 4 Fuß hohen Rhinosterboschjes *) bedeckt, die hier und den größten Theil unsrer Reise bis Clarkson die herrschende Pflanze ist und der Gegend einen sehr traurigen Charakter gibt. An Stellen, wo sich nach längerem Regen Wasser sammelt, stehen hie und da Mimosenbüsche dazwischen. Die Gnadenthaler Berge, wohin wir im Andenken an unsre Theuern gern die Blicke richteten, hatten sich in Nebel gehüllt und bald fing es auch bei uns zu regnen an. Als wir das Sandsteingebirge oder dessen Ausläufer passirten, wurde die Pflanzenwelt noch starrer und düsterer und gab der ohnehin öden Gegend einen noch öderen Charakter **). Kein Mensch, kein Thier, auch kein Vogel war in dieser Einöde zu sehen, bis wir uns gegen 10 Uhr von den Bergen herunter nach dem Breederivier wendeten, um denselben, wo er den Zonderend aufnimmt, zu durchfahren. Da änderte sich die ganze

---

*) **Stoebe Rhinocerotis.**

) Es begann hier die **Aloë perfoliata, aus welcher der Aloesaft gewonnen wird. Die Stämme dieser Pflanze sind mannshoch, besetzt mit den vertrockneten Blättern früherer Jahre, oben einige starre, grüne Blätter und die vertrocknete Blüthe, so ragen sie aus den Rhinosterboschjes heraus, oder stehen einsam auf den nackten Steinen der Berglehne.

Gegend. Das Ufer beider Flüsse ist mit schönen Bäumen dicht bewachsen, die bei der Furth ein schattiges Wäldchen bilden. Der klare Breederivier fließt über loses Steingeröll zwischen den Bäumen hin.

Es ist eine Stelle, die überall für schön gelten würde und mit Recht; aber hier in unserm baum- und wasserlosen Lande, und nach der Einöde, die wir durchfahren, ist sie entzückend schön. Der Breederivier mochte 20 Schritt breit und 2 bis 3 Fuß tief sein und strömte lebhaft. Das weite Bett mit Sand und abgerundeten Stein- und Felsmassen gefüllt, gibt aber Zeugniß, daß er wohl zu zehn- bis zwanzigfacher Größe anschwellen kann, und dann nicht zu passiren ist. Zwei Stunden von hier ist eine Fähre, doch auch mit dieser ist zuweilen Tage lang für Wagen die Ueberfahrt unmöglich, wie Bruder Heinrich und ich es im Jahr 1849 erfuhren. Daß wir dicht bei dieser schönen Stelle ausspannten, um Mittag zu machen, war uns sehr erfreulich, denn oft geschieht dies auch an uninteressanten Stellen. Die Esel wollten anfangs nicht durch das Wasser, und es bedurfte der Peitsche, um sie dazu zu vermögen. Hohe dichte Sträucher und Mimosenbäume umgaben den Ausspannplatz. Dies kam unsern Leuten gut zu Statten und gewährte ihnen Schutz, denn es fing bald wieder zu regnen an. Für Essen und Trinken war gut gesorgt, wir nahmen unser Mittagsbrod im Wagen sitzend ein, ein vor dem Sitz quer übergelegtes Brett diente als Tisch. Bei alledem war die Aussicht, daß wir vielleicht hier bleiben müßten, denn im Regen wird nicht gefahren, weil, wie man sagt, das Geschirr die Zugthiere sonst wund mache, und so auch heute wieder nur zwei

deutsche Meilen zurücklegen sollten, niederschlagend genug. Ueberdies war gestern der eine, heut der andere unsrer Leute nicht wohl. Es half indessen nichts, und wir benutzen diesen unerwünschten Stillstand zum Schreiben an die lieben Unsern, obgleich dies beschwerlich genug ist, und lasen einiges mit einander, z. B. einen Aufsatz von La Trobe, der Gelegenheit zu Besprechungen gab. So verging die Zeit, dennoch aber war uns der Gedanke drückend, daß, wenn es so fortgehe, die Reise und die Abwesenheit von den Unsern sich ins Unendliche ausdehnen könne. Deshalb waren wir sehr froh, als der Regen aufhörte und Anstalt zum Weiterfahren gemacht wurde. Nach sechsstündigem Aufenthalt verließen wir gegen 5 Uhr den Lagerplatz und hatten die Freude, daß uns die Abendsonne noch begrüßte. Wir passirten einen schönen Platz mit großen stattlichen Gebäuden und einem Garten, mit herrlichen Apfelsinen- und Granatbäumen, deren scharlachrothe Blüthen in dem dunkelgrünen, glänzenden Laube sich sehr schön ausnahmen, dazwischen mischten sich Feigen- und gewaltige Eichbäume, und erreichten bald nach Sonnenuntergang unsern heutigen Ruheplatz am Klipprivier eine halbe Stunde von Swellendam. Auch hier hatten wir einen schönen Platz, ein Bach und hinlängliches Gras war vorhanden. Man hatte die Aussicht auf das Swellendamer Gebirge. Große Büsche von immergrünen Sträuchern, zum Theil mit herrlichen Blumen geschmückt, welche den Rasenplätzen eines europäischen Parkes zur größten Zierde gereichen würden, dienten hier nur dazu, um hinter denselben, vom Winde geschützt, die Lagerfeuer anzuzünden. Das Zelt wurde aufgeschlagen, auf den feuchten Boden die Matten gebreitet und auf diesen das Nachtlager

bereitet. Nach dem Abendessen begaben wir uns zur Ruhe.

In der Nacht regnete es stark, doch schützte uns das Zelt vollkommen. Unsre Leute hatten in den Wagen Zuflucht gesucht und die Nacht sitzend zugebracht. Am Morgen schien es sich aufhellen zu wollen. Ich ging zu dem nahen ansehnlichen Platz des Herrn Reid, der im Jahr 1849 Bruder Heinrich und mich so gastfrei aufnahm, um Milch für uns und Hafergarben für die Esel zu kaufen, erhielt aber beides umsonst. Die Esel bekommen wo möglich alle Tage unausgedroschenen Hafer. Wir kauften denselben, wo er gerade zu haben war, und nahmen dann die Garben hinten aufgebunden mit bis zum Ausspannplatz. Hier beendigten wir unsre Briefe nach Gnadenthal und Clarkson, welche auf die Post gegeben werden sollten, und warteten, da die Leute noch mit dem Trocknen des Zeltes zu thun hatten, das Aufpacken nicht ab, sondern gingen voran nach Swellendam. Dies besteht eigentlich aus einer sehr langen Straße; die Häuser stehen nicht dicht an einander, sondern jedes ist von einem mit hohen Bäumen gezierten Garten umgeben. Zum Theil sind es kleine Häuser, zum Theil sehr ansehnliche. Unter den Einwohnern treiben einige bedeutende Handelsgeschäfte. Zu diesen gehört Kaufmann Reinecke, ein Berliner, der klein angefangen hat und nun eine bedeutende Handlung hat. Er ist Secretär der hiesigen Bibelgesellschaft und allen Missionaren befreundet. Sein Vater war lange Mitglied des Berliner Missions-Committee. Auch wir wurden von ihm sehr freundlich aufgenommen. Dann gingen wir mit ihm zu Dr. Robertson, Prediger der holländisch-reformirten Kirche. Er wird allgemein geschätzt als ein sehr

eifriger, evangelischer Mann, der sehr im Segen steht, nicht nur bei seiner Gemeine hier im Dorfe, sondern der sich auch der Farbigen annimmt und unermüdet herumreist in seinem großen Kirchspiel, dessen Endpunkte wohl 12 Meilen von einander entfernt sind. Er nahm uns sehr freundlich auf und würde uns gern länger behalten haben, auch wir wären gern noch länger geblieben, aber die Wagen waren bereits nachgekommen, und wir mußten unsre Reise weiter fortsetzen. Wir hatten jetzt die Swellendamer Gebirge zur Linken, ebenfalls ein Sandsteingebirge, in welchem kühne Spitzen mit Tafelbergen abwechseln, wie das Gebirge am Zonderend, und eben so, wie dieses, von Westen nach Osten laufend, so daß es uns Tage lang zur Seite blieb. Die Berge schienen hier zum Theil höher, als die Gnadenthaler, die doch 4- bis 5000 Fuß hoch sein mögen, sie sind, wie diese, im Allgemeinen kahl, haben aber in den Schluchten schöne Waldungen, und nach den gestrigen Regengüssen stürzen sich gewaltige Wasserfälle hinunter, die in Europa weltberühmt sein und von weither besucht würden. Auch die Aussicht auf das Gebirge würde viele Freunde und Bewunderer finden. Alle Gebirge in diesem Theile der Colonie sind Sandsteingebirge und laufen sämmtlich von Westen nach Osten. Die Leute sagen nicht mit Unrecht: das Gebirge geht mit uns bis Clarkson. Hie und da erheben sich Sandsteinvorberge, öfters aber bildet Thonschiefer abgerundete Höhen und Hügel, die sehr fruchtbar, aber zugleich wasserarm sind. Das wenige Wasser, welches sich findet, ist salzig. Es ist daher nur wenig Anbau, und nur da, wo die Sandsteingebirge Flüsse zur Ebene senden, sind Bauernplätze angelegt. Doch geschieht es immer

mehr, daß an schicklichen Stellen die Thäler durch einen Damm geschlossen werden, um das Regenwasser aufzufangen. Dies ist dann das Trinkwasser für Menschen und Vieh, oft freilich sehr lehmig und trübe. Dadurch aber können auch in dieser wasserarmen Gegend Bauernplätze entstehen, und es werden ihrer nach und nach immer mehr angelegt. Brunnen zu graben ist noch wenig versucht worden. Solche sogenannte trockne Plätze liegen meist mit ihren Gebäuden ganz kahl nur von ihren Viehkraalen umgeben, da sie keine Gärten und Bäume pflanzen können indem das Wasser für die Menschen und das Vieh gespart werden muß. Dieser Landstrich, die Ruggens (Bergrücken) genannt, ist südlich von dem Zonderend und dem Swellendammer Gebirge, einige Meilen breit. Man sieht dort keinen Baum, nur die Rhinosterboschjes finden sich vor. Die Regenmenge die hier fällt, ist, wenn man die Totalsumme vom ganzen Jahr nimmt, viel größer als in Deutschland, da aber im Sommer oft Monate lang kein Tropfen zur Erde fällt, so wird das Land von den ziemlich senkrechten Sonnenstrahlen sehr ausgedürrt, und alles Gras vertrocknet. Dieses Jahr aber hatte es ungewöhnlich viel geregnet und unsre Leute sagten, sie hätten das Feld noch nie so voll Gras gesehen, eine sehr wichtige Sache, da, wenn das Vieh kein Futter findet, der Reisende natürlich in Noth kommt. Um halb vier Uhr erreichten wir Büffeljagtririer, einen bedeutenden Fluß, der früher die Reisenden oft tagelang aufhielt, z. B. 1848 Geschwister Gysing 6 Tage lang. Wir waren dankbar, daß wir auf der massiven, auf 10 steinernen Pfeilern ruhenden Brücke ohne Hinderniß über denselben passiren konnten.

Jenseits machten wir Mittag und fuhren nach 5 Uhr weiter. Mit Bekümmerniß bemerkten wir, daß unser Ludwig Haas kränker wurde. Um nach Zuurbrak (sprich Sührbrek) zu kommen, wandten wir uns von der Straße ab, nach den Bergen zu, würden aber den Platz nicht mehr erreicht haben, wenn uns nicht Missionar Helm, den Robertson unsre Absicht durch einen dorthin zurückreitenden Hottentotten gemeldet hatte, seinen zweirädrigen, auf Federn ruhenden Wagen, hier zu Lande „Karr" genannt, mit 4 starken Pferden entgegengeschickt hätte. Wir nahmen das Nothwendigste von unsern Sachen mit, der Weg führte durch eine malerische Schlucht in das Thal, in welchem Zuurbrak liegt, und in diesem hin, bis wir gegen 7 Uhr vor dem Hause des Missionar Helm ankamen, und von ihm freundlich empfangen wurden. Zuurbrak ist ein Missionsplatz der Londoner Missionssocietät, der ersten Gesellschaft, die nach uns das Missionswerk in der Colonie begonnen. Sie hat jetzt 8 Stationen in der Colonie, von welchen Zuurbrak die bedeutendste ist, und außerhalb der Colonie ungefähr eben so viel. Die Mitglieder des Comitee sind meist Independenten, die Missionare größtentheils Deutsche. Wir gingen bald in die im Kreuz gebaute Kirche, die gegen 600 Zuhörer fassen mag. Der Erntezeit wegen sind viele abwesend; es mochten sich gegen 300 eingefunden haben, zu denen ich über Apostelgesch. 17, 26—30 von der Kanzel sprach. Darauf hielt Bruder Breutel vom Altar, wobei ich dolmetschte, an sie eine herzliche Ansprache. Die Gemeine war sehr anständig gekleidet und hörte aufmerksam zu. Der Gesang aber ist in unsern Gemeinen unendlich viel besser. Nach dem Gottesdienst nahmen wir mit Helm ein frugales Abend-

essen, an welches sich der Hausgottesdienst anschloß, darauf begaben wir uns in die uns angewiesene Stube, die mit zwei guten Betten versehen war, zur Ruhe. Der folgende Tag, der 30. November war ein schöner Tag. Nach dem Frühstück sahen wir uns in dem Missionsplatz um. In der Mitte befindet sich ein großer freier viereckiger Rasenplatz mit Eichen umgeben, die hier nicht ganz so gut wie in Gnadenthal gedeihen. An diesem Platze liegen die Kirche und das Missionshaus; die Schule steht auf einer etwas entfernter gelegenen Anhöhe. Von diesem Platz gehen nach Osten eine, nach Westen zwei Straßen, zum Theil auch mit Eichenalleen. Es sind ungefähr 100 Häuser und ebensoviel Hütten; bei jedem Haus befindet sich ein Garten. Häuser und Einwohner ähneln denen in Gnadenthal. Das Dorf liegt im Thal zwischen dem Sandsteingebirge, an dessen Fuß der Büffeljagtrivier fließt, aber leider zu tief, um zur Bewässerung dienen zu können. Es ist deshalb aus Quellen vom Fuß des Gebirges das Wasser in eisernen Röhren über den Fluß geleitet, und mit demselben werden die Gärten bewässert. Da aber nur alle 6 Wochen auf 6 Stunden für jeden Garten die Reihe kommt, so sind die Gärten nicht nur kleiner, sondern auch viel weniger ergiebig, als die unsern. Dagegen scheint der Ackerbau bedeutender. Was sie sonst bedürfen, verdienen diese Leute durch Arbeit bei den Bauern.

Um 9 Uhr kam unser Wagen an, aber unser Ludwig Haas war so krank daß wir uns entschließen mußten hier zu bleiben. Wir benutzten diese unwillkommene Frist, die hiesige Schule zu besuchen, die von 80 Kindern besucht wird; schrieben Briefe und nahmen die Gegend in Augenschein. Es war

immer noch ein Glück, daß dieser Aufenthalt uns wenigstens hier traf. Gegen Abend kam Kaufmann Helm aus Swellendam, ein Bruder des Missionars, und brachte eine Zeitung aus der wir erfuhren, daß der Investigator aufgefunden, und daß auch Bruder Miertschings Name unter den Namen der aus ihrer gefährlichen Lage geretteten Offiziere ausdrücklich genannt wurde. Das war ein Lichtpunkt mitten in unsern Bekümmernissen.

Am nächsten Morgen war das Wetter schön, und was uns noch erfreulicher war, unser Ludwig Haas hatte sich durch meine kräftigen Mittel unter Gottes Beistand so weit erholt, daß er sich im Stande fühlte, weiter zu fahren. In der That war er nach zwei Tagen wieder ganz gesund. Nach dem Frühstück und dem Morgengottesdienste traten wir die Reise um 8 Uhr an, mit vielem Dank gegen unsern gastfreundlichen Wirth, der sich weigerte irgend etwas als Entschädigung anzunehmen. Es ging stark bergauf und bergab, besonders bis wir die Landstraße erreicht hatten. Auf diesen Anhöhen sahen wir zum letzten Mal die Gnadenthaler Berge, schon in großer Ferne. Von 11 bis 2 Uhr wurde bei Rietkuil Mittag gemacht, das Wasser hatten wir in Fässern mitgebracht, da es hier kein Trinkwasser gibt. Die Esel, gut ausgeruht, trabten munter die Thonschieferanhöhen bergauf und bergab. In den Niederungen gab es schöne, blühende Gebüsche und Sträucher von mancherlei Art. An dem kleinen Schlangenrivier passirten wir einen Platz mit ansehnlichen Gebäuden, wo ein Feld mit Agaren als Hecke bepflanzt war, die 15 bis 20 Fuß hohe Blüthenstengel getrieben hatten. Mit Sonnenuntergang erreichten wir Duivenhöksrivier (Taubenwinkelfluß), ein schönes, laufendes Wasser, aber leicht

zu passiren, an dem wir zwischen Mimosenbäumen unser Lager aufschlugen. Der Wind wurde ziemlich kühl, der Himmel trübte sich, und wir befürchteten wieder Regen für die Nacht. Indessen trafen unsre Befürchtungen nicht ein, es war ein schöner Morgen geworden. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir den Platz Piet Humanns Krombenksrivier, wo wir ausspannten, da nun einige Stunden weit kein Trinkwasser zu haben ist. Es sind hier ansehnliche Gebäude und ein schöner Garten mit Fruchtbäumen aller Art. Das kleine Flüßchen hat der Besitzer in einen großen Teich, hier „Domm" genannt, geleitet dessen Herstellung ihm, wie er sagte, 200 Pfd. Sterl. gekostet. Er bringt ihm aber auch vielen Vortheil, da er aus demselben im Dezember und Januar, wo das Flüßchen versiegt, den großen Garten bewässert. Von hier geht die Straße über sehr öde Thonschieferanhöhen mit nichts als Rhinosterboschjes bedeckt, kaum von Stunde zu Stunde ein einzelnes Haus, nur auf den Höhen die Aussicht auf das ferne Gebirge. Um 3 Uhr erreichten wir Riversdale, ein Dorf am Veltrivier, welches erst vor 12 Jahren angefangen wurde und nun 50 bis 60 hübsche Häuser zählt. Die meisten Einwohner treiben Handel. Die Kirche ist sehr nett gebaut und ansehnlich groß. Jenseit des Dorfes spannten wir aus, dann gingen wir ins Dorf, um den Magistrat, Kapitain Rainier, der früher bei Gnadenthal einen Platz besaß, und seine schon seit langer Zeit uns befreundete Schwiegermutter, Madame Liesching zu besuchen. Der Kapitain hatte sich ein nettes Haus gebaut und ist beschäftigt, bei demselben einen Garten anzulegen. Die Fenster des Speisesaals haben eine herrliche Aussicht auf das Gebirge. Sehr leid that es der Familie, daß nicht

meine Frau und Kinder mitgekommen waren, auf deren Besuch sie sich schon lange gefreut. Nachdem wir bei diesen lieben Leuten, die noch immer sehr anhänglich an Gnadenthal sind, einige Stunden verweilt, fuhr uns der Kapitain in seinem Gig nach dem Kafferkuilsrivier (Kaffergrubenfluß) wo unser Wagen und Zelt bereits stand. Der Kapitain war so gütig, unsre nach Gnadenthal bestimmten Briefe mitzunehmen, um sie auf die Post zu besorgen. Freude machte es mir in Riversdale so viele Blue Gum-Bäume *) zu sehen, die alle aus Samen stammen, welchen ich dem Kapitain gegeben. Dieser Australische Baum wird seines schnellen Wuchses wegen (im 2ten Jahre erreicht er oft schon die Höhe von 15 Fuß) sehr gesucht, um ihn vor den Häusern zu pflanzen. Außer der Kapstadt sind aber unsre Bäume in Gnadenthal vielleicht die einzigen, die jetzt schon Samen tragen, so daß wir viel um Samen angegangen werden.

Sonnabend den 3. Dezember. Es war anfangs trübe, klärte sich aber bald wieder auf und wurde recht heiß. So bald wir Kafferkuitsrivier verlassen, wo ich bei der freundlichen Bauernfrau, die früher in der Nähe von Elim gewohnt hatte, unser Gesangbuch, und zwar fleißig gebraucht sah, und die uns aus alter Freundschaft für die Herrnhuter die Milch umsonst lieferte, wurde der Weg wieder dem gestrigen ähnlich. Beim Mittagsausspann hätte es kein Wasser für uns gegeben, wenn nicht das Fäßchen am Morgen gefüllt worden wäre. Schöner war der Platz, wo wir Nachmittags lagerten. Dieser hieß Droogewalley (trockne Niede-

*) Eucalyptus robusta.

rung) jener Süßmilchsfluß. So täuschen auch in Afrika die Namen.

Gewöhnlich wird zwischen Morgen und Abend zweimal ausgespannt, jedesmal auf zwei Stunden. Wir sind jetzt gut damit eingerichtet. Wenn der letzte Esel ausgespannt ist, haben wir schon Holz gesammelt, und das Feuer brennt. Während der Kessel kocht packe ich die Vorräthe und Geräthschaften aus der Kiste aus. Jetzt sind wir noch mit Allem gut versorgt. Die Zeit wird uns nicht lang, wir benutzen sie zum Durchstreifen der Gegend, suchen Pflanzen und legen dieselben ein und schreiben, obgleich dies sehr mühselig ist, da man die Mappe auf dem Schoos halten muß, und mit dem Wind, der das Papier entführen will, einen beständigen Kampf hat. Da wir früh, obgleich meist vor 5 Uhr aufgestanden wird, nicht leicht vor 7 Uhr zum Aufbruch kommen, und Abends um 7 Uhr wieder Halt machen, um das Zelt aufzuschlagen und Alles abzupacken, denn es wird schnell nach Sonnenuntergang dunkel, so legen wir am Tag im Anfang 5, später weniger als 4 deutsche Meilen zurück. Freilich ein langsames Fortkommen, zumal wenn man es mit den jetzigen Reisen in Europa vergleicht, wo unsre Tagereisen in weniger als einer Stunde zurückgelegt werden. Nachdem wir unser Fäßchen im Valserivier gefüllt hatten, schlugen wir unser Nachtquartier auf der Hochebene auf. Es war ein schöner Abend, Mond und Sterne leuchteten am hellen Abendhimmel, die Gebirge, auf die man eine schöne Aussicht gehabt, hüllten sich in nächtliche Schatten, keine menschliche Wohnung war weit und breit zu sehen, wir allein mit unserm Wagen und Zelt um das Feuer gelagert, zur Seite ein tiefes Thal mit felsigen Abhängen, auf denen die große Aloe die

Sträucher überragte. Seltsam aussehende Bäume fielen mir in der Ferne auf, in denen ich die den Palmen ähnlichen Cussonien erkannte. Dieser 8 bis 10 Fuß hohe Baum hat keine Aeste, sondern die handförmig gefiederten Blätter und die Blüthenkätzchen sitzen am Ende des Stammes. Ein seltsamer Gesang ertönte aus den Sträuchern, und auf meine Frage, was für ein Vogel so singe? brachte uns Marie eine 2 Zoll lange Cicade mit grünen, silberfleckigen Flügeln. Bald flogen noch mehrere dem Feuer zu. Wir beschlossen heut unsre erste Reisewoche mit Lob und Dank gegen den Herrn, daß er uns glücklich bis hieher geleitet und vor allem Schaden aus Gnaden bewahrt habe.

Sonntag den 4. Dezember. Die Gegend wurde nun äußerst interessant. Der Boden, Thonschiefer von beigemengtem Eisenrothbraun, war nun nicht mehr mit Rhinosterboschjes bedeckt, sondern mit Mimosen und allerlei Sträuchern, die ein stachlichtes Dickicht bilden. Ueberhaupt begann eine ganz neue Flora *) diese hörte auf, als wir wieder ins Sandsteingebirge kamen, aber nun öffnete sich eine sehr interessante Gebirgsansicht, am Besten zu vergleichen mit den Saalthälern bei Ebersdorf. Zwar fehlen die Fichtenwälder, dagegen sind die Berge großartiger.

Wir sahen hier die Bereitung des Aloe-Saftes,

---

*) Unter den Sträuchern führe ich nur an: Die Boerbonen (**Schotia speciosa**), einen 6 bis 8 Fuß hohen Strauch, der wie abgestorben aussieht, oben aus der Spitze kommen gefiederte Blätter und scharlachrothe Blumen in Büscheln. Die Frucht ist eine große Bohne, der Saubohne ähnlich. Das stachlichte Dickicht wurde von Cussonien überragt, auf den Boden bemerkte man 3 verschiedene Aloe-Arten, Euphorbien u. dgl. m.

der ein Ausfuhrartikel der Capcolonie ist. — Die Blätter der Aloe perfoliata werden in Haufen auf ein untergebreitetes Schaffell in der Runde gelegt, so daß die Mitte frei bleibt. Der Saft läuft von selbst aus (er soll bei trübem Wetter stärker laufen) wird dann in große eiserne Kessel gefüllt, durch Kochen eingedickt und in hölzerne Kasten, die 6 Cubikfuß halten mögen, gegossen, worin er zu einem festen Harz erhärtet.

Zum Hinauffahren war der Weg sehr schlecht, doch kamen wir ohne Unfall hinab, fuhren durch den breiten, jetzt aber nicht tiefen Strom und spannten jenseits bei einer Guppe Mimosenbäumen aus. Es ist eine schöne Stelle, die hohen Uferberge mit steilen Abhängen umgeben das weite Flußbett, an dessen Rand sich schöne Baumgruppen erheben. Wenn der Fluß anschwillt, so kann er nicht passirt werden. Geschw. Teutsch haben im Jahre 1848 hier 12 Tage gelegen, und auf sein Sinken gewartet, und wir hatten uns oft bang gefragt, werden wir glücklich hinüber kommen? Durch ein fröhliches Mittagsessen feierten wir die glücklich überwundene Schwierigkeit. Da das Zugvieh einen schweren, angestrengten Vormittag gehabt, blieben wir länger als gewöhnlich, und es war schon 4 Uhr, als wir weiter fuhren. Wir hatten die Poststraße verlassen, die einen bedeutenden Umweg macht, und fuhren auf schlechtem Weg die Honigklipkloof hinauf. Hie und da ist ein Haus mit Viehkraalen, auch einige Plätze mit großen Gärten. Bei einem derselben schlugen wir unser Nachtquartier auf. Bewunderungswürdig war es, wie der Mann mit seiner Frau den großen Garten, die Felder, dazu Pferde und Rindvieh allein besorgt. Dazu war ihm auch sein Schafhirt weggegangen, so daß er

jetzt in der Ernte sogar auch die Schafe beaufsichtigen mußte. Für etwas Blue-Gum-Samen bekam ich drei Hafergarben und Milch. Fleisch war nicht zu bekommen.

Montag den 5. Dezember. Früh war es neblig, doch wurde es später klar und sehr warm. Es ging zuerst die Honigklipkloof hinauf, dann über eine öde Hochebene mit Aussichten auf die Berge, die sich nach Mosselbay hinziehen, dann wieder in besser angebaute Gegenden hinunter. Nachdem wir einige Plätze mit schönen Häusern und Gärten passirt, fuhren wir durch den Klein-Brakrivier und spannten jenseits desselben um 4 Uhr aus. Um 5 Uhr fuhren wir weiter, aber ein heraufziehendes Gewitter nöthigte uns, bald auszuspannen und unser Zelt aufzuschlagen.

Es hatte in der Nacht stark geblitzt und gedonnert, aber nicht sehr viel geregnet, doch als wir am Morgen weiter fahren wollten, kam ein neues Gewitter mit Regen, und nöthigte uns zu bleiben. Wir blieben im Zelt, schrieben und lasen. Der Regen ließ bald nach, bald aber fing es von Neuem an zu regnen. Unser Wasservorrath war alle geworden, das Regenwasser, das sich im Fahrweg sammelte, mußte dazu dienen, um Kartoffeln und Reis zu kochen. Während wir aber aßen, kam ein so heftiger Guß, daß das Wasser unten ins Zelt hineinlief, und wir mußten uns sagen, daß wenn es so anhielt, wir uns auf ein nasses, der Gesundheit leicht nachtheiliges Nachtquartier gefaßt machen müßten. Daher waren wir sehr froh, daß es doch soweit nachließ, daß wir um 1 Uhr weiter fahren konnten. Es war gefährlich die Höhe hinabzufahren, da der fette Lehmboden so schlüpfrig war, daß Esel und Wagen ausglitten,

doch ging es ohne Schaden ab, und wir erreichten um 3 Uhr ein Haus am großen Brakrivier, das zum Logiren für Fremde eingerichtet ist. Die freundliche Frau wies uns ein Stübchen mit zwei Himmelbetten an. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber es war noch trübe, und es war jedenfalls dankenswerth, daß wir das Nachtlager nicht auf dem feuchten Boden aufschlagen mußten.

Die Leute schlugen das Zelt auf, um es trocknen zu lassen. Man ist hier dem Seestrande recht nahe, er mag eine Stunde entfernt sein, die Brandung hörten wir schon vorige Nacht. Das Seewasser tritt bei der Fluth in den Brakrivier und macht bis hieher sein Wasser salzig. Ueber den Groß-Brakrivier ist seit einigen Jahren eine 200 Schritt lange steinerne Brücke errichtet. Jenseits erheben sich mit Hochwald bedeckte Anhöhen, die wir besuchten. Bäume von verschiedener Art, meist ganz mit Schlingpflanzen überrangt, Flechten, Moose, Farrnkräuter und mancherlei neue Blumen belohnten reichlich die Mühe, in das Dickicht einzudringen. Gegen Abend fuhr eine seltsame zweirädrige Chaise vorüber, wir trafen sie den andern Tag wieder und hörten, daß sie einen Apostel der Mormonen und einen ihrer Anhänger enthalten. Sie hatten die Chaise geschenkt bekommen und reisten von der Capstadt, wo sie wenig Glück gemacht haben, nach Grahamsstadt. Von den von ihren in Swellendamm vertheilten Traktaten über ihre Grundsätze hatten wir einige bekommen und unterwegs gelesen. Glücklicherweise kehrten sie nicht in dem Logierhause ein. Für unsre Leute und die Hausgenossen hielt ich eine kurze Abendversammlung.

Am nächsten Morgen hatte es sich wieder aufgeheitert, nur einzelne Wolken waren noch am

Himmel, als wir um 7 Uhr aufbrachen und über die Brücke des Brakrivier fuhren. Diese ist größtentheils von Granit gebaut, einer Gebirgsart, die in Süd-Afrika sehr selten ist, und so viel ich weiß, nur am Fuß des Tafelbergs und hier vorkommt. Die neugebaute Straße führt durch den schönen Bergwald hinauf, die hohen Bäume sind alle dicht mit Schlingpflanzen verschiedener Art, hier Baviansto genannt, überwachsen, welche oft die Bäume ganz überziehen, und mannigfach verschlungen, wie Guirlanden tief herabhängen. Wenn man die Höhe dieses Berges erreicht hat, kommt man auf eine kahle, mit Gras bedeckte Hochebene, die sich einige Stunden weit bis an den Fuß der Houteniquasberge hinzieht. Der Weg führt zum Theil an einem langsam fließenden Flüßchen hin. Mehrere Brücken, auch eine Hängebrücke führen über denselben. Endlich erreichten wir um 2 Uhr Bleneo, einige Häuser, wo wir endlich einmal, seit 2 Tagen hatten wir oft vergebens darnach gefragt, Fleisch kaufen konnten. Da es zu spät war, um den Gebirgspaß zu passiren, so wurde beschlossen, eine Stunde weiter bis an den Berg zu fahren, und dort zu übernachten. Ich wollte nach George gehen, einem Städtchen, welches eine Stunde seitwärts liegt. Nahe dabei befindet sich die Station der Londoner Missionsgesellschaft, Paaltsdorp. Hätten wir früher gewußt, daß wir heute doch nicht weiter kämen, so würden wir über diese Orte gefahren sein.

George liegt auf einer Anhöhe am Fuß des Gebirges. Die Bergwälder ziehen sich hinunter bis dicht an das Städtchen, welches sehr weitläuftig gebaut ist. Die Häuser sind wie hier zu Lande, in der Capstadt ausgenommen, fast immer einstöckig,

mit Gärten und Bäumen umgeben. Außer der großen, holländisch-reformirten Kirche mit hohem, sechseckigen Thurm, und einer englischen Kirche, ist auch eine katholische Kirche und eine Kapelle der Londoner Missions-Societät dort zu finden. Der Missionar an derselben ist Kolbe, früher rheinischer Missionar in Dameraland, den ich ohnehin aufsuchen wollte, und dazu nun genöthigt war, da ich auf der Post hörte, daß ein an mich gerichteter Brief an ihn abgegeben sei. Kolbe begleitete mich eine gute halbe Stunde weit bis an den Fuß der Berge und unterhielt mich dabei sehr interessant von Dameraland und dem Mordanfall auf seine Station. Dann setzte ich allein meinen Weg fort, bis ich kurz vor Sonnenuntergang den Wagen und das aufgespannte Zelt erreichte. *) Wir beherzigten nun die erhaltenen Briefe, welche gute Nachrichten enthielten. Der Himmel umwölkte sich zwar, doch begaben wir uns guten Muths zur Ruhe.

Donnerstag den 8. Dezember. Heut sollten wir das Houteniqua-Gebirge übersteigen, ein Sandsteingebirge mit Kegel- und Tafelbergen von Osten nach Westen hinlaufend. Früher war der Weg fast unfahrbar, er zog sich über den Craddonksberg

*) In den Gebüschen waren hier vielerlei interessante Sträucher und Blumen z. B. **Lonicera capensis** mit großen, scharlachrothen Blüthen; strauchartige Polygalaarten mit großen, rosenrothen Blumen und, da es ein Sandsteingebirge ist, mancherlei Heiden-**Rotaceae**, zwei Familien, die selbst auf Thonschiefer sich finden, auf dem Sandstein nicht leicht fehlen. Bruder Breutel war unterdessen in die Gebirgswälder eingedrungen und hatte mancherlei gefunden, namentlich **Hemitelia capensis**, ein Farrenkraut, das wie die tropischen Farren einen mannshohen Stamm bildet (bei Clarkson selbst 10 Fuß hoch) und an dessen Spitze sich die schönen Wedel palmenartig ausbreiten.

oft über 2 Fuß hohe Felsblöcke, schräg an tiefen Abgründen dahin, für Wagen, Zugthiere und Menschen gleich gefährlich. Jetzt ist eine schöne Straße um diesen Berg herumgebaut. Zu Leveillants Zeiten gab es in diesen Gegenden viel Elephanten, er schoß einmal drei an einem Tag, jetzt sind sie hier verschwunden. In den Schluchten des Gebirges sind noch große Waldungen, die viel Bauholz und Bretter liefern. Die Spitzen der Berge waren mit Wolken bedeckt, als wir um halb 7 Uhr aufbrachen, doch hofften wir, es würde nicht zum Regen kommen.

Die erste halbe Stunde führt die Straße fast horizontal an der Lehne eines Berges hin. Oft mußten Felsen gesprengt werden um Platz zu bekommen, oft mußte gewaltig aufgemauert werden. Dann führte eine hohe Brücke aus Quadern auf die andere Berglehne hinüber, und es geht nun im Urwald allmählich bergan. Immer tiefer und romantischer wird das Waldthal, aus dem gewaltige Bäume sich aus dem dichten Unterholz erheben, und doch sieht man von der Bergstraße weit auf ihre Wipfel hinunter. Eine reiche Vegitation bedeckt den Boden. Leider senkten sich die Wolken immer mehr, und bald ergoß sich der Regen in Strömen, vor dem wir zwar im Wagen Schutz fanden, aber nicht unsre Leute. Der Weg wurde schlüpfrig und es wurde dem Esel schwer, den Wagen heraufzuziehen. Endlich erreichten wir glücklich die Höhe des Passes und nach einem viertelstündigen Hinabfahren ein kleines Häuschen. Es war zwar nur eine elende Hütte mit 2 Räumen, der eine als Küche, Vorhaus und Wohn- und Schlafstube der Bewohnerin mit ihren drei Kindern dienend, der andre ein kleines Stübchen mit einem Bett,

einem Tisch und einem Sessel, aber Fenster und Thüren in dem schlechtesten Zustand; dennoch waren wir froh dieses Obdach gefunden zu haben. Das Stübchen ist zum Beherbergen der Fremden bestimmt, die wenigen Geräthschaften aber ließen wenig Raum übrig, indessen konnten wir doch am Tische schreiben und thaten es fleißig, nachdem die zerbrochenen Fensterscheiben etwas versetzt worden. Unterdessen bereitete die Wirthin, deren Vater ein Deutscher, Namens Günther aus Leipzig gewesen, Kaffee und eine Kartoffelsuppe. Wir waren nicht die einzigen Gäste. Ein junges Ehepaar, ein Bauer mit seiner Frau, der mit seinem Ochsenwagen vorbeireiste, suchte ebenfalls Schutz vor dem Regenguß, und ebenso fand sich ein Engländer ein, der hier in der Nähe ein großes Haus zum Beherbergen der Gäste einrichten will. Da wir aber das Stübchen in Besitz hatten, konnten wir ungestört schreiben und unsre Pflanzen besorgen. Gleichwohl waren wir froh, als um 3 Uhr der Regen so weit nachließ, daß wir nach 4stündigem Aufenthalt aufbrechen konnten. Unsre Leute hatten im Wagen Schutz gefunden. Jetzt ging es bergab, dann in östlicher Richtung am Fuß der Berge hin. Obgleich es in der Ebene weniger stark geregnet hatte, war der Boden doch zu naß, als daß es rathsam gewesen wäre, auf demselben das Nachtquartier zu bereiten, und wir suchten deshalb in einem Hause zu übernachten. Als wir an einen Platz (so nennt man hier ein Bauergut mit Wohnhaus und Wirthschaftsgebäuden, zu denen gewöhnlich 3000 Morgen Landes gehören,) vorüberfuhren, welcher dem Londoner Missionar Anderson gehörte, und von einem Abraham Paul bewirthschaftet wird, war es uns noch zu früh zum Ausspannen, später bedauerten wir es.

Es wäre interessant gewesen, jenen Paul kennen zu lernen, da er hier den Gottesdienst leitet und sehr im Segen steht. Nur jeden 4ten Sonntag kommt ein Missionar her. Wir hörten, daß er vor einigen Wochen in George war, um Doctor Robertson, Prediger in Swellendam, der ihn getauft hat, zu besuchen, und ihn in Gesellschaft von 4 andern Predigern der reformirten Kirche gefunden habe. Nachdem Robertson bei der Morgenandacht ein Kapitel aus der Bibel gelesen, habe er den Paul aufgefordert ein Gebet zu thun, und dies habe er so einfältig, kräftig und herzlich verrichtet, daß die anwesenden Prediger ganz erstaunt waren. Wir hofften in einem ansehnlichen Hause an der Straße, wo sonst ein Verkaufladen gewesen, Quartier zu finden, dieser Verkauf aber hatte aufgehört, und von den farbigen Bewohnern dieses und der dabei befindlichen Häuser wurden wir ziemlich barsch abgewiesen. Wir möchten, hieß es, zum Herrn auf den Platz fahren, der eine Viertelstunde seitab lag. Da es nun anfing spät zu werden, blieb uns auch keine andere Wahl, als einen Versuch zu machen, und wenn er mißlänge auf dem nassen Boden Matten und Matratzen zu breiten. Zuerst schien es, als würde es dazu kommen, denn als ich hineinging, um anzufragen, war Herr Fletcher Richardson sehr kalt und gab nur zögernd, und wie es schien, ungern Erlaubniß, daß wir hereinkommen und draußen neben dem Garten den Wagen ausspannen könnten. Bald aber änderte sich dies, und wir fanden an ihm einen durch Leiden geprüften und zum Herrn gezogenen christlichen Mann, mit dem wir bald zusammenflossen. Seit seinem 2ten Jahre leidet er an Asthma, oft so, daß er Wochen lang in kein Bett kommt. Er sagte aber, daß er dem Herrn oft dafür danke,

denn sonst möchte er durch Leichtsinn auf den Weg des Verderbens gekommen sein. Sein großes Gut bewirthschaften ihm Hottentotten treu und ordentlich. Nachdem wir mit ihm zu Abend gegessen, hielt ich den Abendgottesdienst, und es wurde uns eine große Stube zum Schlafen angewiesen.

Als ich am nächsten Morgen um 4 Uhr aufstand, war es klar und schön, hatte sich aber bis zu unsrer Abreise schon wieder umzogen und blieb bis Mittag kühl. Unser freundlicher Wirth nahm nicht nur nichts für Nachtquartier und Bewirthung, sondern auch nichts für die Hafergarben, die ich für die Esel gekauft, und lud uns ein, auf dem Rückweg wieder bei ihm einzusprechen. Er sagte, da er nahe an der Straße wohne, kämen oft Fremde, deren Gesellschaft ihm unangenehm wäre, wenn es aber stille, christliche Leute seien, so sähe er sie gern. Der Weg wurde nun einförmig; wir befanden uns in der Langenkloof, in der wir nun fünf Tage blieben. So heißt nämlich das Thal, das sich nördlich von den Houteniquebergen hinzieht, die zum Theil hoch sind und kühne Formen haben. Das eigentliche Thal ist ein fruchtbarer Thonschiefer mit sehr aufgerichteten Schichten, offenbar mit dem Thonschiefer südlich von der Bergkette in früheren Zeiten zusammenhängend, ehe diese sich erhebend, ihn durchbrochen. Die Plätze sind sehr einzeln, wo das Sandsteingebirge einen Bach herabsendet, dann aber erheben sich auch alsbald schöne, ansehnliche Gebäude, Gärten und Weingärten. Das übrige fruchtbare Land ist mit Rhinosterboschjes bewachsen. Heut Nachmittag war es nicht nur trübe, sondern auch die Aussichten für die weitere Reise fingen an bedenklich zu werden,

indem die Zugthiere, besonders ein kleiner Esel, sich sehr ermüdet zeigten. Von dem letzteren sagte der Kutscher: „Das Pferdchen bringen wir nicht nach Clarkson!“ Indessen zeigte es sich beim Ausspannen, daß es noch nicht so schlimm aussähe, da das Thier sich mit den anderen noch ziemlich munter herumschlug und biß. Heute wurde wieder im Felde ausgespannt, und das Zelt aufgeschlagen. Die Esel konnte man nun auch während der Nacht frei im Felde laufen lassen, daß sie nach Gefallen weiden oder ruhen konnten. In den ersten Tagen konnte dies nicht geschehen, da man fürchten mußte, daß sie den Rückweg nach Elim suchen würden, auch geht es nur da, wo kein Bauernplatz in der Nähe ist, da sie nicht ins Korn gerathen und Schaden thun können. Für sie ist es freilich viel besser, als wenn sie erst Morgens losgemacht werden können. Am heutigen Tage kamen wir gegen Abend nach Avontuur, einem sehr ansehnlichen Platz, einem Herrn Sonntag gehörig, bei dem schon viele unsrer Geschwister gastliche Aufnahme gefunden haben. Auch wir fanden freundliche Aufnahme. Ein Stück von dem Wohnhaus entfernt, am Fuß des Hügels wurde ausgespannt und für die Leute das Zelt aufgeschlagen. Das Wohnhaus ist eins der größten, die ich gesehen, und Alles zeugt von Wohlstand. Merkwürdig war es uns, hier große Oelgemälde von Blücher, Friedrich Wilhelm III. und den anderen Generalen und Monarchen von 1813 zu finden. In dem großen Zimmer wird, wenn der Prediger von George auf seinen Besuchreisen durch sein Kirchspiel hieher kommt, die Nachbarschaft zum Gottesdienst versammelt. Ueberhaupt sind Herr Sonntag und seine Frau liebe christliche

Leute. Sein Vater kam ganz arm von Deutschland und kam durch Fleiß in den Stand, einen Bauernplatz kaufen zu können, die damals ziemlich wohlfeil waren; jetzt ist die Familie sehr wohlhabend. An dem Abendessen nahm auch ein englischer Meester, wir würden Hauslehrer sagen, Theil. Es scheint, daß in dem District George, Alle, die auf Erziehung Anspruch machen, Englisch können müssen, was in unsrer Gegend noch wenig der Fall ist. Sonntags erinnerten sie sich unter anderem daran, wie einst Geschwister Nauhaus mit einem kleinen Kinde und den Bräuten der Brüder Bonatz und Küster bei ihnen 6 Tage lang durch Regen aufgehalten wurden. Ein schönes, gut eingerichtetes Zimmer wurde uns zum Nachtlager angewiesen.

Sonntag, den 11. December. In der Nähe, etwa eine Viertelstunde entfernt, ist ein Missionsplatz der Londoner Missions-Gesellschaft. Es ist dort eine Kirche erbaut, und ein Missionar wohnt dabei, gegenwärtig Rudolf Hoets. Ich wollte zum Morgengottesdienst gehen, da ich aber nicht erfahren konnte, wenn derselbe Statt findet, kam ich um 7 Uhr zu spät und fand den Missionar bei seiner Familienandacht. Er ist 13 Jahre hier und hat 170 Communicanten. Von seiner Gemeine wohnen Mehrere zerstreut bei den Bauern. Die Häuser sind ziemlich schlecht, Gärten und Felder dagegen in guter Ordnung. Sonntags würden uns gern behalten haben, da wir aber ohnehin langsamer, als wir gehofft, vorwärts kamen, konnten wir diesen Tag nicht dareingeben und setzten die Reise fort. Wir wurden von unserm freundlichen Wirth mit Butter, Eiern und Kartoffeln beschenkt, für das Nachtquartier nahmen sie nichts.

Das ist afrikanische Gastfreundschaft, die zwar an den großen Straßen selten, aber doch noch hie und da gefunden wird. Sehr oft wenigstens wird nur das Pferdefutter bezahlt, Essen und Herberge dagegen umsonst gegeben. Erst um 10 Uhr brachen wir, nach herzlichem Abschied von den freundlichen Leuten, auf, der Himmel war bedeckt, unsre heutige Tagereise betrug nur 3 Meilen. Auch heut Abend fragten wir gegen Abend um Aufnahme, wurden aber nicht aufgenommen, und spannten daher in einer wüsten Gegend im Felde aus, wo wir Antilopen sahen und in der Nacht den Schakal heulen hörten. — Zum ersten Mal seit acht Tagen hatten wir am nächsten Tag einen schönen Morgen und den ganzen Tag anhaltend schönes Wetter. Dagegen war es wieder entmuthigend zu sehen, daß der eine Esel wirklich nicht mehr recht fort konnte. Es wurde versucht, da 8 Esel hinreichend waren, unsern leicht beladenen Wagen zu ziehen, ihn und den zu ihm gehörenden, frei, oder nur an die andern festgemacht, aber ohne zu ziehen, nebenher laufen zu lassen, das wollte aber auch nicht gehen. Wir fragten bei einem Bauer, ob wir nicht beide Esel hier lassen könnten, bis wir sie von Clarkson aus holen ließen, es war aber Alles mit der Ernte beschäftigt, so daß zu fürchten war, die Esel möchten sich verlaufen; wir mußten deshalb auf die vorige Weise weiter zu kommen suchen. Heute sahen wir bei den Bauern schon hie und da Fingus, die meist ihre eigenen, kleinen Hütten bewohnen. Wir kamen vor mehreren schönen Bauernplätzen mit bedeutenden Gärten vorbei. Häufig sind diese mit gewaltigen Aloen (Agaven) umgeben, die zum Theil jetzt ihre baumhohen Blüthenstengel heraustrieben, während die vorjäh-

rigen daneben ſtanden. Sie ſind bekanntlich in Amerika einheimiſch, jetzt aber über die ganze Colonie verbreitet und gedeihen ſehr gut. In Europa reiſt man, wenn einmal eine ſolche Agave in einem Gewächshauſe blüht, von weit herzu, hier ſieht man ganze Reihen derſelben. Denn obgleich es Jahre erfordert, bis eine ſolche Pflanze einen Blüthenſtengel treibt, und dann abſtirbt, ſo iſt jede blühende Pflanze von ſo vielen anderen von jeder Größe umgeben, daß ſich immer eine darunter findet, die das kommende Jahr einen Blüthenſtengel treibt. Noch allgemeiner iſt der Nopal-Cactus (Cactus ficus indica) zu ſtachligen Hecken verwendet. Faſt das ganze Jahr iſt er mit Früchten bedeckt, welche den Menſchen wie dem Viehe zur Nahrung dienen. Da jedes Blatt, wo es hinfällt, auch auf dem trockenſten Boden treibt und eine neue Pflanze bildet, iſt er häufig verwildert, beſonders zwiſchen Uitenhagen und Enon, wo er ſich ſtundenweit von den menſchlichen Wohnungen in dem Buſche ausgebreitet hat. Der Abend war warm, ſtill und ſchön.

Dienstag, den 13. December. Wir hatten einen ſchönen warmen Tag. Nach dem Mittagsausſpann verließen wir endlich die lange Kloof und ihre Fortſetzungen und fuhren die Krumriviershoogte hinauf. Ich war, wie ich häufig that, vorausgegangen. Als ich wieder zum Wagen kam, bemerkte ich, daß Bruder Breutel, der noch Mittags ganz wohl geweſen, unwohl ausſah, und bald folgte ein Schwindelanfall, der zwar glücklich vorüberging, uns aber doch ernſtlich beſorgt machte. Wo wir waren, konnten wir nicht bleiben, kein Haus war zu erreichen, und der Weg war ſchlechter, wie je, immer bergauf, bergab und ſehr

steinig, so daß der Wagen sehr stieß, wogegen man durch Kissen nur wenig schützen konnte. Sobald daher ein schicklicher Platz erreicht war, wurde das Zelt aufgeschlagen, das Nachtlager bereitet, und wir begaben uns voll Besorgniß, aber mit heißen Gebeten zum Herrn um Seine Hülfe zur Ruhe. Er hat die Gebete erhört. Bruder Breutel fühlte sich am nächsten Morgen nach einer ziemlich ungestörten Ruhe zwar noch schwach, aber ziemlich wohl. So konnten wir hoffen, heute noch Clarkson zu erreichen. Der Weg führt immer am Krumrivier hin, in einem Thale von wenig Senkung mit Palmirten (Juncus serratus) und Farrenkräutern bewachsen, in welcher wir zwei Kraniche gehen sahen. Die Gegend ist malerisch und botanisch. Um 9 Uhr passirten wir das Haus eines Straßenaufsehers, wo ich Brod kaufte. Er zeigte uns das Fell eines Leoparden, der kürzlich von ihm geschossen worden, und der unter den Schafheerden große Verwüstungen angerichtet hatte. Um ½11 Uhr erreichten wir Jagenbosch, den schönen Platz des Herrn Meeding, wo die Straße nach Clarkson von der Hauptstraße abbiegt. Kaum hielten wir still, als ein Mädchen kam und uns einen hieher adressirten Brief aus Gnadenthal von unsern lieben Frauen brachte mit guten Nachrichten und der Meldung, daß wir größere Briefsendungen, auch europäische Briefe enthaltend, in Clarkson vorfinden würden. Ehe ganz ausgespannt war, kamen drei Reiter von Clarkson. Zwei von ihnen, Nikolaus Oppelt und Johannes Zwelibenzi, die beiden Schulmeister für Clarkson und die umliegenden Fingus, waren einst meine Schüler gewesen. Bald darauf folgte ein Gespann von 16 starken Ochsen, von Bruder Küster uns als Vorspann ent-

gegen geschickt. Ich hatte unterwegs mit der Post an ihn geschrieben, dieser Brief, der vorgestern hier angekommen, war aber liegen geblieben, und es war nur seine Vorsicht, daß er die Ochsen schickte, wofür wir um so dankbarer waren, da wir sonst mit unsern von der Reise ermüdeten Eseln heute eine sehr schwere Tagereise über die Berge gehabt haben würden.

Wir beendigten unsre Briefe für Gnadenthal, wie wir überhaupt unterwegs immer fleißig schrieben und, wenn wir zu einem Postamt kamen, die Briefe beendeten und abgaben. Das Mittagsessen wurde eingenommen, die Clarksoner Ochsen eingespannt, und um 1 Uhr fuhren wir ab mit der fröhlichen Aussicht, heute Abend die erste Abtheilung der Reise zu beendigen und bei den Geschwistern in Clarkson anzulangen. Kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als Bruder Küster und Bruder Schärf zu Pferde ankamen, uns zu begrüßen. Das war eine große Freude für uns. Bruder Küster setzte sich zu Bruder Breutel in den Wagen und gab mir sein Pferd, auf dem ich mit Bruder Schärf den Wagen begleitete. Man muß noch einmal über das Sandsteingebirge. Der weitere Weg führt über den Clarksoner Berg, dieser war von der Gemeine für uns ausgebessert worden, der nähere geht über den steilen Karredoberg. Der letztere wurde, um früher nach Clarkson zu kommen, gewählt. Der Grund, es seien ja Leute genug da, den Wagen zu halten, ließ auf den Zustand dieses Weges schließen, und bald genug sollten wir es erfahren. Es waren nun zwei Clarksoner Fuhrleute da, welche allein hätten commandiren sollen, da aber auch unser Abel Befehle gab, entstand Verwirrung und die Folge war, daß der

Wagen umschlug. Es war eine Bewahrung Gottes, daß Bruder Breutel und Küsler einen Augenblick vorher ausgestiegen waren, und daß überhaupt kein Mensch beschädigt wurde. Der Wagen mußte nun ausgeladen, zum Theil aus einander genommen und mit vereinten Kräften wieder aufgerichtet werden. Hätte er bedeutenden Schaden erlitten, so hätten wir hier bleiben müssen, dies war aber zum Wunder nicht geschehen, sondern es waren nur einige Reifen beschädigt, auch von den Sachen war Alles ganz geblieben, bis auf eine Flasche und einige Eier. So hatten wir viel Ursache, dankbar zu sein, daß wir die Reise fortsetzen konnten. Beim Herunterfahren vom Berge kamen erst die schlechtesten Stellen, bald fußhohe Felsblöcke quer über dem Weg, bald die eine Seite des Weges zwei und mehr Fuß höher als die andere. Die Leute waren indessen vorsichtiger geworden, starke Riemen wurden oben an beide Seiten des Wagens befestigt, und daran der Wagen gehalten. Dennoch war es zu verwundern, daß es ohne weiteres Unglück abging, und wir waren sehr dankbar, als wir den Fuß des Berges erreicht hatten. Es war dies eine Probe der echtafrikanischen Wege, wie sie sonst überall waren, jetzt aber nur noch auf den Nebenstraßen zu finden sind. Obgleich die Wagen sehr stark gebaut sind, so begreift man doch nicht, daß sie dies aushalten.

Am Fuß des Berges befanden wir uns in der Zitzikamma. So heißt der Strich, der sich hier zwischen dem Gebirge und der See, etwa zwei deutsche Meilen breit, hinzieht. In den Schluchten des Gebirges ist überall Hochwald, der sich zum Theil noch in die Ebene hineinzieht. In der Entfernung von einigen Stunden sahen wir den großen

Wald, in dem noch Elephanten und Büffel hausen. Von den aus den Schluchten kommenden Gewässern wird diese Ebene durchschnitten, die eine immer grüne Wiese bildet. So angenehm dies auch dem Auge ist, so ist leider das Gras sauer und bietet für Schafe und Rindvieh schlechte Weide. Die Felder verlangen fleißige Düngung. Daher ist dieser Landstrich sehr unbewohnt und wurde im Jahr 1837 den Fingus angewiesen, die mit sehr viel Vieh hieher kamen, aber durch die schlechte Weide es meist verloren. Besser geht es mit dem Vieh, das hier gezogen ist. Nachdem wir mehrere Bäche mit steilen Ufern und böse Sumpfstellen glücklich passirt hatten, erblickten wir Clarkson, das erste Ziel unsrer Reise. Eine große Anzahl Frauen und Kinder kamen uns entgegen, stellten sich am Wege auf und begrüßten uns mit kaffrischen und holländischen Versen, mit herzlichem Händedruck und zum Theil mit Freudenthränen. Als wir nun durch die lange Gasse bis zur Kirche und dem Missionshause gefahren waren, und die Geschwister uns mit dem Verse: „Nun danket Alle Gott!“ begrüßten, da stimmten unsre Herzen mit ein in den Dank gegen den treuen Heiland, der uns glücklich bis hieher geleitet in die Mitte dieser lieben Gemeine, wo wir nun selbst sehen und hören konnten, was der Herr hier an den Seelen gethan hat.

Unser Aufenthalt in Clarkson dauerte auf unsrer Hinreise vom 15. bis 27. December, auf der Rückreise vom 15. bis 22. März. Die bei dieser Gelegenheit gemachten Bemerkungen stelle ich hier kurz zusammen. Die lieben Geschwister Küster und Schärf thaten Alles, um uns den Aufenthalt

bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen. Ganz besonders aber wurden unsre Herzen erfreut durch die warme Liebe zum Heiland, die in der Fingugemeine waltete. Es that uns sehr leid, daß wir nur durch Dolmetscher mit ihnen sprechen konnten, aber man fühlt es den Leuten ab, wie dankbar sie dem Heiland sind, daß Er ihnen Lehrer geschickt und sie unter dem Panier des Kreuzes versammelt hat.

Die Veranlassung zur Anlegung des Missionsplatzes Clarkson gab die Aufnahme von Fingus in der Zitzikamma. Die Fingus waren ursprünglich ein mächtiges Kaffernvolk, das seine Wohnsitze in der Nähe von Port Natal hatte. Von 1810 bis 1830 wütheten innere Kriege im Norden und Nordosten der Capcolonie und in den Ländern der Kaffern. Es wird berechnet, daß in diesen Kriegen eine halbe Million Menschen ihren Untergang gefunden haben durch die Assagai und die Mordkeule, aber noch mehr durch Hunger und Elend. Große, ehemals gut bevölkerte Strecken mit ansehnlichen Kraalen von mehreren tausend Einwohnern liegen noch wüst, andere sind von anderen Stämmen, wie z. B. den Korannas, in Besitz genommen, andere von den aus der Colonie auswandernden Bauern. — In diesen Kriegen wurde auch das Finguvolk vertrieben und zerstreut. Nur Wenige blieben zurück, die Meisten kamen nach vielen Drangsalen und großen Verlusten zu den Amakosas, den von uns gewöhnlich „Kaffern" genannten Stamm, um bei ihnen Dienste zu suchen. Sie lebten in gedrückten Verhältnissen und waren, wie sie sagen, die Hunde der Kaffern. Aus dieser Knechtschaft wurden sie durch den Kaffernkrieg von 1836 befreit. Einige Tausend folgten den engli-

schen Truppen zum Theil mit dem Vieh der Kaffern in die Colonie und wurden theils bei Grahamstown, theils bei Fort Peddie, theils in der Zitzikamma angesiedelt.

Der Gouverneur Sir George Napier, der ein lebhaftes Interesse an ihnen nahm, lud unsre Brüder ein, eine Mission unter ihnen zu beginnen, und da er überdies durch bedeutende Beiträge aus eignen Mitteln den Anfang förderte, so konnte sein Verlangen, den Platz Clarkson zu nennen, nicht gut verweigert werden. Der Platz war im Jahr 1838 durch die Brüder Teutsch und Halter ausgesucht worden. Die Geschwister Halter und A. Küster fingen am 14. Februar 1839 die Missionsarbeit an. Noch in demselben Jahr wurden Geschwister Halter durch Geschwister Nauhaus abgelöst, und kehrten nach Enon zurück. Das Ansuchen der Brüder, daß sich auch andere Farbige auf dem für die Fingu-Mission angewiesenem Lande niederlassen dürften, wurde gewährt, und da seit dem December 1838 die ehemaligen Sklaven in der Colonie ganz frei wurden, so zogen viele derselben, die auf den Bauergütern dieser Gegend Sklaven gewesen, hieher, wodurch der Zweck, Handwerker zu bekommen, die beim Anbau des Ortes helfen könnten, erreicht wurde, denn es waren darunter Maurer, Zimmerleute und Dachdecker. Man hatte aber dadurch auch den Enoner Hottentotten, die damals durch die dort herrschende Dürre in großer Noth waren, eine Gelegenheit zu besserem Unterkommen geben wollen. Da jedoch die Viehweide hier zu schlecht ist, so zogen die, welche Enon verlassen wollten, es vor, nach Silo zu gehen. Es scheint, daß es jetzt in dieser Gegend wenige Farbige gibt, die nicht nach Clarkson, oder zu einem

der Missionsplätze der Londoner Missionsgesellschaft gehören. Clarkson zählt jetzt 351 Einwohner, aus ehemaligen Sklaven und deren Abkömmlingen und Fingus bestehend. Von ersteren sind 36, von letzteren 29 Communicanten. Ueberdies gehören auch 92 auswärts wohnende Fingus zur Gemeine, von denen 20 Communicanten und 10 getauft sind. Sie finden sich Sonntag Morgens oder schon Sonnabend Abends zur Kirche ein, zu Fuß, zu Pferd, oder nach kaffrischer Sitte auf Packochsen reitend, welche durch ein durch die Nase gestecktes Holz geleitet werden. Hottentottenfamilien gibt es, so viel ich weiß, außer der des Schulmeisters jetzt nur eine. Die ehemaligen Sklaven sind wie in unsrer Colonie überhaupt von verschiedenen Farbenschattirungen. Unter ihnen sind, wie schon erwähnt, viele Handwerker. Sie bebauen ihre Gärten und überdies gehen Männer und Frauen auf längere oder kürzere Zeit auf Arbeit bei den Colonisten oder Bauern. Mehrere von ihnen haben eigene Wagen und ein Gespann Ochsen, d. h. 12 Stück, mit denen sie Fuhren thun. Der Landbau ist wenig vortheilhaft, dagegen ist der, der Mission gehörige, schöne Urwald, der Koksbosch, der nur eine Viertelstunde von Clarkson gelegen ist, für Viele eine gute Erwerbsquelle. Derselbe ist schon darum für Clarkson sehr wichtig, weil sein Schatten den Bächen, welche die Gärten von Clarkson bewässern, Schutz gewährt, aber er birgt außerdem einen großen Reichthum von Nutzhölzern, die zu Balken und Brettern und zu Holz für Stellmacherarbeit benutzt werden. In diesem Walde dürfen die Clarksoner arbeiten und schlagen, was sie wollen, müssen aber den dritten Theil von dem, was sie herausbringen, zum Besten der Mission abgeben.

Die Fingus lebten in ihrer Heimath meist von der Milch ihrer Heerden und trieben nur wenig Gartenbau. Als sie in der Zitzikamma sich niederließen, starben ihre Heerden bald dahin; deshalb verließen auch Viele die Zitzikamma wieder und zogen nach anderen Gegenden, nach Fort Peddie in die Grenzdistricte. Die Zurückbleibenden waren desto eifriger im Gartenbau. Sie brennen gern ein Stück Wald nieder, um den humusreichen Boden zu benutzen. So sieht man häufig ihre Gärten zwischen einzelnen noch grünenden Bäumen oder zwischen verkohlten Stämmen. Außer Kaffernkorn und Wälschkorn bauen sie auch Bohnen und Kürbisse und eine Art einheimisches Zuckerrohr (Zoetstronk, Süßstrunk), dessen fingersdicke Stengel von Erwachsenen und Kindern viel gekaut werden. Das Kaffernkorn wird zwischen Steinen zu Mehl zerrieben, und zu Brodkuchen verbraucht, oder mit Milch gekocht. Gewöhnlich wird nur einmal am Tage gekocht, des Abends; am andern Morgen essen sie, was übrig geblieben ist. Manche bauen jetzt auch Gerste und Korn, welches sie meist verkaufen. Fleisch zu essen, kommt ihnen wie eine Verschwendung vor. Die Gärten bereiten sie sehr sorgfältig und sind sehr fleißig im Gäten und Reinehalten derselben, was besonders die Arbeit der Frauen ist. Da das in der Zitzikamma gezogene Vieh die hiesige Weide besser verträgt, so haben Manche nach und nach wieder einen hübschen Viehstand, Mehrere selbst einen Wagen und ein Spann Ochsen. (Ein Wagen und ein Spann Ochsen kostet hier wenigstens 4= bis 500 preußische Thaler.) Dem Kaffee und Thee haben sie noch wenig Geschmack abgewonnen, mehr aber dem Zucker. Durch Viehhüten bei den Bauern, durch Schafe=

waschen und -scheeren und ähnliche Arbeiten verdienen die hiesigen Fingus, was sie bedürfen und ihre Gärten nicht liefern. Die Gesichtsfarbe der Fingus ist verschieden, dunkelbraun, aber bald wie schwachgebrannter Kaffee, bald fast schwarz. Die heidnischen Fingus schmieren sich mit einer rothen Thonerde den ganzen Körper ein. Die Größe ist sehr verschieden. Die Gesichtsbildung ist die äthiopische, schmale Stirn, dicke Lippen, hervorstehende Backenknochen, wenn auch weniger als bei den Hottentotten, die Nase aber fast europäisch. Das Haar ist dicht, schwarz und wollig. Bei den heidnischen Fingus herrschen noch mancherlei abergläubische Gebräuche, sie hatten ihre Zauberer, aber von dem Glauben an Gott findet sich bei ihnen, wie bei andern Kaffernstämmen, keine bestimmte Spur. Das Wort „tixo," welches in der kaffrischen Bibelübersetzung gebraucht wird, ist aus der Hottentottensprache entlehnt. In der Zitzikamma sollen jetzt noch gegen tausend Fingus wohnen, meist in verschiedenen, kleinen Dörfchen beisammen, und da von Clarkson aus auf zwei Außenplätzen Gottesdienst gehalten wird, so hat die Mehrzahl von ihnen Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören. Außerdem sind noch Viele auf den Bauernplätzen im District Uitenhagen zerstreut, von denen wohl die Meisten ohne allen christlichen Unterricht bleiben. Clarkson liegt dicht an dem von Osten nach Westen laufenden Gebirge und erstreckt sich von Norden nach Süden. Am oberen Ende sind die Missionsgebäude, die Kirche, in der auch die Schule gehalten wird, ein Wohnhaus für zwei Paar Geschwister, eine Wassermühle und die nöthigen Wirthschaftsgebäude. Von der Freitreppe vor dem Missionshause sieht man über das Dorf und seine

Gärten hin, hat auf der einen Seite die Aussicht auf das schöne Gebirge, auf der andern erblickt man die See zwischen den Hügeln, die sich an der Küste hinziehen. Wir haben niemals ein Schiff gesehen, aber es geschieht sonst öfters. Selbst das zwischen der Capstadt und Port Elisabeth fahrende Dampfschiff kommt zuweilen so nahe, daß es sichtbar wird. Etwa 200 Schritt von den Missionsgebäuden fängt die grade, breite Straße an, welche auf jeder Seite 25 Häuser hat. Die der Fingus sind alle auf der rechten Seite. Bei jedem Hause ist ein Garten, 30 Schritt breit und 2- bis 300 Schritt lang. Die hier gewöhnlichen Fruchtbäume, Birnen, Aepfel und Pfirsiche, wollen nicht so gut, als in Gnadenthal gedeihen. In dem Garten der Geschwister findet man auch schöne Apfelsinenbäume, die reichlich tragen. Citronen und Feigen gedeihen sehr gut. Da die Wintermonate sehr naß sind, so können die Gärten erst spät umgearbeitet werden. Im Sommer werden sie aus der Wasserleitung bewässert. Die Leute bauen hauptsächlich Wälschkorn, Bohnen, die theils grün, noch mehr aber getrocknet, gegessen werden, und Kürbisse, auch Wassermelonen. Die Geschwister haben alle Arten europäischer Gemüse in ihren Gärten, der von Hecken aus Monatsrosen, welche das ganze Jahr hindurch blühen, und von Granatbäumen durchschnitten ist. Die Häuser der Farbigen sind gemauert, sie bestehen aus zwei Abtheilungen und sind inwendig geweißt; und, da das Holz hier wohlfeil ist, haben die meisten hölzerne Thüren, Fenster, Tische, Stühle und mancherlei andern Hausrath. Auch manche von den Fingus haben sich gemauerte Häuser bauen lassen. Dies ist ein erfreulicher Fortschritt in der Civilisation, aber

interessanter sind ihre nationalen, halbkugelförmigen Hütten, deren auch noch viele in Clarkson stehen. Sie sehen wie große Bienenkörbe aus. Die Hütten der andern Kaffernstämme, aber auch einiger Hottentottenstämme, werden auf ähnliche Weise gebaut. Lange Stöcke oder Stangen werden im Kreis in den Boden gesteckt, umgebogen und, wo sie sich kreuzen, zusammengebunden. Dies Gerippe wird dick mit Gras belegt und überflochten, wozu nur langes Gras tauglich ist. Diese Bedeckung von Gras, die oft einen Fuß dick ist, wird mit Stricken, die aus Gras geflochten werden, überflochten und befestigt. Die innere Seite wird gewöhnlich mit Lehm überworfen und geweißt. Inwendig stehen als Stützen einige Pfähle, 4 bis 6, oder mehr, je nach der Größe der Hütte. Die größten in Clarkson haben 10 Schritt Durchmesser. Der Fußboden besteht aus Lehm oder zerstampften Termitenhaufen mit Kuhmist vermengt. In der Mitte ist die Feuerstelle von einem etwas erhabenen Kreise von Lehm umgeben. Die Thür ist sehr niedrig, so daß man sich bücken muß, um in die Hütte zu kommen, die warm ist und sehr nett und reinlich gehalten wird, obschon der obere Theil durch Rauch und Ruß, der keinen andern Ausweg findet, als die Thür, geschwärzt ist. Der nationale Hausrath besteht in Strohmatten und Körben aus Gras geflochten; in Clarkson aber haben Manche Bettstellen und andere Stücke Hausrath. Die Lebensmittel, die Geräthschaften, auch die Kleider werden in einer besonderen Hütte, dem Vorrathshause, aufbewahrt. Beide Hütten zusammen sind gewöhnlich von einem 4 bis 5 Fuß hohen Schirm von Rohr mit Gras durchflochten umgeben. Dieser dient zum Schutz gegen den

Wind und zugleich, um das Vieh von dem Hause abzuhalten. In dem Raum zwischen dem Schirm und dem Haus werden Bohnen getrocknet und mancherlei häusliche Arbeiten verrichtet. Die in Clarkson wohnenden Fingus kleiden sich wie die in unsern Gemeinorten wohnenden Farbigen, d. h. mit Ausnahme des Kopftuches, welches Mädchen und Frauen tragen, ziemlich wie die hier zu Lande wohnenden Europäer. Da sie auch mit den Kleidern sehr haushälterisch umgehen, und nicht, wie es die Farbigen so gern thun, die Sonntagskleider in der Woche tragen, so erscheinen sie am Sonntag, auch die Aermeren von ihnen, anständig gekleidet. In das heilige Abendmahl kommen die Frauen alle weiß angezogen. Am Sonntag wird die Litanei abwechselnd kaffrisch und holländisch gebetet. Die Predigt wird erst in holländischer, dann in kaffrischer Sprache gehalten. Wenn Versammlungen für die ganze Gemeine sind, so spricht der Bruder holländisch, und der Dolmetscher, Jan Fusi, übersetzt Satz für Satz ins Kaffrische. Er thut dies nicht nur geläufig, sondern mit viel Ausdruck und Herzenswärme, wie er denn überhaupt gute Kenntnisse und Fähigkeiten, und was noch mehr werth ist, ein Herz für den Heiland hat, wodurch er ein sehr brauchbarer Gehülfe unter seiner Nation ist. Er ist in Port Elisabeth getauft und später nach Clarkson gezogen. Zuweilen hat er schon auf Außenposten besucht, ein Capitel aus der Bibel gelesen und ein Gebet gehalten und soll noch mehr dazu aufgemuntert und verwendet werden. — Ueber das geistliche Leben unter den Fingus kann man sich von Herzen freuen. Eine lebendige Liebe zum Heiland und unter einander waltet

unter ihnen. Wenn man von dem holländisch sprechenden Theil der Gemeine nicht ein eben so gutes Zeugniß geben kann, so sind doch Viele unter ihnen, die den Heiland lieb haben und durch ihren Wandel der Gemeine Ehre machen. Die Kleinkinderschule wird von Nikolaus Oppelt, einen in der Gehülfenschule erzogenen Hottentotten, gehalten, die größere Schule von Bruder Schärf. In der ersten waren 50, in der letzten 30 Kinder, Knaben und Mädchen. Wir konnten uns über beide Schulen freuen. In der größeren Schule wird Unterricht im holländisch und englisch Lesen, Schreiben, Rechnen und der biblischen Geschichte, auch in den Anfangsgründen der Erdbeschreibung ertheilt. Da der Unterricht in holländischer Sprache gehalten wird, so versteht die jüngere, hier aufgewachsene Generation holländisch, aber sie finden keine Schwierigkeit, wenn sie kaffrische Bücher in die Hände bekommen, in kurzer Zeit sie ebenfalls zu lesen. Auch von den eine Stunde entfernt Wohnenden haben manche so fleißig die Schule besucht, daß sie geläufig lesen können. — In der Sonntagsschule, die bei unsrer Anwesenheit von 125 Erwachsenen besucht wurde, besonders von Fingus, wird auch kaffrisch lesen gelehrt. Da nicht für alle Lernbegierigen in der Kirche Platz ist, so sitzen und liegen bei schönem Wetter Viele außerhalb der Kirche auf dem Grase. Es ist rührend zu sehen, mit welchem Eifer alte Männer und Mütterchen sich mühen, unter Anleitung von Kindern buchstabiren zu lernen. Zwar bleibt dies bei Manchen eine unüberwindliche Schwierigkeit, doch haben schon Einige in ihren alten Tagen noch etwas lesen gelernt, und freuen sich nun innig, in ihrem Testament selbst lesen zu können. Zu be-

dauern ist, daß die Bibel noch nicht ganz übersetzt, wenigstens noch nicht ganz gedruckt ist, und daß das, was vom Alten Testament zu haben ist, so kostspielig ist. Revd. Schaw, Vorsteher der Wesleyanischen Mission in Süd-Afrika, versprach, daß bald die ganze Bibel zu haben sein werde. Von Liedern haben die Wesleyaner kleine Sammlungen drucken lassen. Die Sprache der Fingus hat übrigens manche Dialektverschiedenheiten von der eigentlichen Kaffernsprache, dem Amakosa; sie wird aber nur von den alten Leuten gesprochen, die jüngeren sprechen alle Amakosa. Unter den am Zitzikammafluß wohnenden Fingus ist seit Januar 1853 eine Schule eingerichtet, die von einem in der Gehülfenschule in Gnadenthal erzogenen Fingujüngling aus Clarkson, Johannes Zwelibenzi, gehalten wird. Für jetzt wohnt er in Clarkson und hat täglich diesen Weg hin und her zu wandern. Es wohnen jetzt nur 6 bis 8 Familien dort, da mehrere nach Clarkson gezogen sind, und nur ihre Gärten noch an der Zitzikamma haben. Indessen finden sich die Kinder eine Stunde weit dazu ein, so daß wir gegen 30 große und kleine Kinder fanden. Eine gute Anzahl von ihnen hat in der kurzen Zeit lesen gelernt, in der biblischen Geschichte waren sie gut bewandert und hatten in den Anfangsgründen des Rechnens und Singens merkliche Fortschritte gemacht. Das Haus ist ursprünglich von den Fingus zum Gottesdienst errichtet, welcher auch alle 14 Tage Statt findet. Es ist ein kleines Häuschen von Pfählen mit Lehmwänden, eine kleine Fensteröffnung ohne Glasscheibe läßt etwas Licht herein, mehr aber kommt durch die Thür, die offen bleibt. Zwei auf eingeschlagenen Pfählen fest genagelte Bretter machen den Tisch, ein Kasten, in

welchem der Schulmeister seine Bücher und Violine aufhebt, und der Stuhl bilden den einzigen Hausrath. Die Kinder sitzen auf dem Lehmboden herum, aber trotz dieses ärmlichen Aeußeren habe ich nicht leicht eine Schule mit so viel Vergnügen besucht. Auch in Snyklip, zwei bis drei Stunden östlich von Clarkson, wo noch mehr Fingufamilien wohnen, die dort schöne Gärten haben, machten wir einen Besuch. Einer von ihnen, der ein wohlhabender Mann ist, hatte seinen Pferdestall geräumt. Darin versammelten sich 25 Männer und eben so viel Frauen zum Gottesdienst, welche theils auf Strohmatten, theils auf dem bloßen Boden saßen. Auch hier wird von Clarkson aus öfters Gottesdienst gehalten und es soll nun regelmäßig geschehen. Einige sind Taufcandidaten, diese erkennt man leicht daran, daß sie Kleider tragen, aber auch am ganzen Gesichtsausdruck, der bei den christlichen Fingus eine gewisse Sanftheit hat, bei denen aber, die noch im Heidenthum sind, Rohheit und Stumpfsinn zeigt. Die Meisten waren rohe nackte Heiden. Es war das erste Mal, daß ich eine größere Anzahl solcher Heiden beisammen sah, ein mitleiderweckender Anblick, aber doch auch zugleich ein erfreulicher; denn daß sie sich einfanden, zeigt ja, daß sie nach Licht verlangen, und daß der Geist Gottes Seine Arbeit bei ihnen begonnen. Nach dem Gottesdienst bat eine Deputation von ihnen, daß ihnen ein Schulmeister zugeschickt werden möge, es wären gegen 40 Kinder, die sie in die Schule zu schicken wünschten. Wenn diese Bitte auch jetzt noch nicht gewährt werden konnte, so ist sie doch ebenfalls ein erfreulicher Beweis, daß sie nach christlichem Unterricht verlangen, während sie früher einmal durch Tanz und Lärm

Bruder Küster zwangen, umzukehren, als er hieher kam, um Gottesdienst zu halten. Die weiterhin hie und da wohnenden Fingus zu besuchen, erlaubte uns die Zeit nicht.

Wenn man bedenkt, daß Clarkson erst vor 14 Jahren angefangen wurde, so erstaunt man billig und dankt dem Herrn, daß Er in so kurzer Zeit durch Seine Gnade so viel gethan und aus diesem rohen Volk sich eine so liebliche Gemeine gesammelt hat. Möge Er sie ferner in der ersten Liebe erhalten und die in der Umgegend noch übrigen heidnischen Fingus ebenfalls unter Sein Kreuzpanier sammeln!

Ich bedaure, hinzusetzen zu müssen, daß, seit dieses geschrieben wurde, Bruder Küster uns die unerwartete und betrübende Meldung gemacht hat, daß der Dolmetscher, Jan Fusi, dessen ich so rühmlich erwähnt habe, sein Amt niedergelegt, weil es ihn hindere, seinem Verdienste nachzugehen, unerachtet er für seine Zeitversäumnisse eine angemessene Vergütung erhält. Daß er nicht geheuchelt, sondern daß die Liebe zum Heiland wirklich sein Herz erfüllte, glaube ich auch jetzt noch. So wie aber bei den Hottentotten das nicht Denken und Sorgen für den andern Morgen zu weit geht, so ist bei den Fingus und Kaffern gerade das Gegentheil, Liebe zum Geld, Geiz und Habsucht, mehr oder weniger in ihrem Charakter ein hervorstechender Zug. Es scheint, daß die Aussicht, mehr zu verdienen, bei ihm die Berücksichtigung der Gnade, ein Mitdiener des Herrn bei seinen Landsleuten zu sein, für die er sonst ein lebhaftes Gefühl hatte, überwogen hat.

Nach einem vergnügten und gesegneten Aufenthalt in Clarkson traten wir am 27. December die Weiterreise an, nachdem wir Abends zuvor in der Versammlung der Fürbitte empfohlen waren.

Die Maulesel sollten bis zu unsrer Zurückkunft hier bleiben, statt derselben wurden Clarksoner Ochsen eingespannt, die der hier in der Gegend herrschenden Viehseuche aus dem Wege geschafft werden und zugleich die gute Weide in Enon genießen sollten, da die Erfahrung gelehrt hat, daß ein solcher Wechsel der Weide dem Vieh zuträglich ist. Da indessen die Zeit zwischen den Weihnachtsfeiertagen und dem Jahresschluß sehr abgemessen war, so hatte uns Bruder Küster Vorspann besorgt, d. h. ein anderes Spann Ochsen, die den Wagen über den Berg bringen sollten. Um 8 Uhr war Alles zur Abreise bereit, ein großer Theil der Gemeine hatte sich bei der Kirche eingefunden, sang uns Segensverse und grüßte mit herzlichem Händedruck. Viele aber gingen noch ein großes Stück mit, als der Wagen abfuhr. Bruder Küster und Schärf begleiteten uns zu Pferde, oder vielmehr ich ritt mit dem einen der Brüder, während abwechselnd der eine oder andere bei Bruder Breutel im Wagen saß. Unser Weg ging über den Clarksoner Berg. Er ist von den Leuten in Clarkson unter Leitung der Brüder in fahrbaren Stand gebracht, zum Theil wohl steil und steinig, aber nicht gefährlich. Vor unsrer Ankunft hatten 30 Mann freiwillig einen Tag lang daran gearbeitet, um ihn auszubessern. Clarkson verliert man, durch eine Biegung des Weges hinter dem Fuß des Berges, sehr bald aus dem Gesicht, länger behält man die Aussicht auf den Kökibosch, den schönen Urwald, den man in seiner ganzen

Ausdehnung übersieht, da der Weg nahe an demselben vorbei, den Berg hinaufführt. Um 9 Uhr hatten wir die Bergeshöhe erreicht und, einige Zeit darauf, wieder die große Straße, die wir am 14ten verlassen hatten, um über den Corredoberg nach Clarkson zu fahren. Den schon mehrmals passirten Krumrivier hatten wir noch zweimal zu durchfahren, da er aber nicht tief ist, so geschah dies ohne Schwierigkeit. Gegen Mittag, nachdem wir bei Essenbosch, einem ansehnlichen Bauernplatz, vorbeigekommen waren, nahmen Bruder Küster und Schärf Abschied von uns. Wir hatten nun die Gebirgsreihe, in welcher die Clarksoner Berge liegen, zur Rechten. Der Weg war gut, das Wetter schön und warm. Um ½4 Uhr wurde ausgespannt an einer ziemlich dürren Stelle. Gegen Abend kamen wir bei Leeuwenbosch, einem ansehnlichen Bauernplatz, vorbei. Aus den Gebüschen am Ufer des Flusses, aus welchem unsre Wasserfässer gefüllt wurden, ragte der hohe, blühende Hibiscus ficulnus mit seinen 3 bis 4 Zoll großen, schwefelgelben Blumen, in der Mitte dunkelroth, der jeden Garten zieren würde, hervor. Gegen Sonnenuntergang wurde ausgespannt, und das Zelt wieder aufgeschlagen. Von Clarkson waren wir reichlich mit Lebensmitteln versehen worden. Die Ochsen hatten, während das Feuer angezündet wurde, den Rückweg nach Clarkson eingeschlagen. Glücklicher Weise wurde dies noch zeitig genug bemerkt, um sie zurückzuholen.

Am andern Morgen, am 28. December, ging die Sonne schön auf, und bald nach 6 Uhr waren wir auf dem Weg. In Rendebosch, einem Bauernplatz eines Deutschen, kauften wir Kartoffeln für die Reise, den Eimer, anderthalb Metzen, für 15

Neugroschen. Dies ist hier der gewöhnliche Preis. Wir nahmen aber seine Aufforderung, bei ihm auszuspannen, nicht an, sondern fuhren noch eine Stunde weiter und machten in einer sehr öden Gegend bei einer Valley, d. h. einem stehenden Wasser, Mittag *). Gegen 4 Uhr erreichten wir Chamtoosrivier, einen bedeutenden Fluß, der an dieser Stelle, nicht weit von seiner Mündung, wohl ein paar hundert Schritte breit ist. Schon unterwegs hatten wir gehört, daß die Fähre nicht gut in Ordnung sei; dies fanden wir leider bestätigt. Mehrere Wagen fanden wir bereits wartend, und es wurden keine Anstalten zum Uebersetzen gemacht. Dies war uns sehr verdrießlich, da uns die Zeit karg zugemessen war, wenn wir am 31sten bei guter Zeit in Enon anlangen wollten. Jenseits sind waldbewachsene Berge, unter denen die Häuser des Besitzers der Fähre sehr malerisch gelegen sind. Auf unserm Ufer gab es weder Gras

*) Bei Kabeljausrivier, einem ziemlich ausgetrockneten Flüßchen, zeigten sich die Anfänge der unterländischen Flora, z. B. in den Sträuchern des blau blühenden **Plumbago capensis** (dem Phlox in deutschen Gärten ähnlich), und die ersten, sehr seltsam aussehenden baumartigen Euphorbien, die von hier bis weit nach Kafferland hinein sehr häufig sind, so daß sie der Gegend einen eigenthümlichen Charakter geben. Sind sie klein, so scheinen sie meist korbförmig zu wachsen und sehen dann fast wie ein Cactus aus, sind auch stachlig, wie dieser; wenn sie älter werden, erheben sie sich hoch über das Gesträuch zu einem 20 Fuß hohen Baum mit Stamm von Mannsdicke und kronleuchterförmigen Aesten von graugrüner Farbe; aber obgleich sie holzartig aussehen, ist die Textur sehr locker, und die scharfe Milch dringt bei der Berührung heraus. Blüthen habe ich leider an diesem höchst wunderbaren Gewächse nicht gesehen.

noch Wasser, da das Flußwasser durch die hineintretende See ganz salzig ist. Um 5 Uhr kam die Post und wurde in einem Boot übergesetzt, und sodann ein jenseits haltender Wagen. Erst seine Ladung, die meist in Eisen bestand, dann der Wagen. Da zeigte es sich aber, daß die Fahrt auf dem Floß eine gefährliche Sache sei, denn nur durch angestrengtes Schöpfen konnte dasselbe flott erhalten werden. Die Ochsen sollten durch den Fluß schwimmen, aber trotz alles Lärmens und Schlagens brachten sie nur 8 ins Wasser, von denen 7 durchschwammen und gewaltig dabei zu arbeiten hatten, der achte wäre fast ertrunken, da er ermüdete, und der Strom ihn zu überwältigen begann. Doch drehte er um und erreichte glücklich das jenseitige Ufer wieder. Unterdessen war es dunkel geworden. Abel war über den Fluß gefahren und hatte unsre Wasserfässer gefüllt, so daß doch wieder Kaffee gekocht werden konnte, obschon das Wasser auch noch etwas salzig war. Ein Fingu, der den Hauptfährmann macht, versprach uns, wenn ich ihm ein Trinkgeld geben wollte, über Nacht die größere Fähre auszuschöpfen, und mit Sonnenaufgang unsern Wagen zu holen. Mit dieser Aussicht begaben wir uns zur Ruhe.

Früh um 4 Uhr schon war ich am Fluß, sah aber am jenseitigen Ufer keinen Menschen, noch viel weniger die mindeste Anstalt, uns abzuholen, und es wurde uns klar, daß der Fingu uns betrogen habe. Gegen 5 Uhr kam wieder ein Ochsenwagen am jenseitigen Ufer an und brachte nach einigem Warten die Fährleute in Bewegung. Die Ochsen mußten wieder durchschwimmen, und der Wagen wurde auf dem kleinen Floß übergesetzt, auf welchem ich dann selbst hinüberging, um mit

dem Herrn zu sprechen und die Sache näher zu besichtigen. Die kleine Fähre war in ganz schlechtem Zustand und konnte nur durch angestrengtes Schöpfen flott erhalten werden, da das Wasser so eindrang, daß sie bald um ein paar Zoll sank. Die größere lag mit Wasser gefüllt auf dem Strande fest, eine ganz große schien noch nie gebraucht zu sein, außerdem gab es ein kleines Boot. Der Herr, ein Engländer, Archibald mit Namen, schien sich um die Fähre gar nicht zu bekümmern, sondern nur um seinen Handel, und sagte kurz: Die größere Fähre könne nicht vor ½2 Uhr, wenn die Fluth käme und sie höbe, abgehen, da sie fest liege. Und als ich ihm meine Unzufriedenheit über diese mangelhafte Einrichtung aussprach und drohte, ich würde mich deshalb beschweren, so erwiederte er: die ganze Sache sei eine Privatunternehmung. Der Fingu dagegen versprach, wenn ich meine Leute zu Hülfe schickte zum Ausschöpfen und ein Trinkgeld daran wendete, so wollte er uns um 10 Uhr abholen. Da es mit der kleineren Fähre gefährlich war, und überdies zweifelhaft, ob unsre Ochsen, des Schwimmens ungewohnt, durch den starken Strom würden schwimmen können, so ging ich darauf ein. So bald Ludwig zurückgekehrt war, der die Ochsen eine Stunde weit zum Trinkwasser gebracht hatte, setzte er und Abel über, und sie gingen frisch ans Werk, das Wasser aus der Fähre zu schöpfen. Unterdessen hatte ich unsre 12 Ochsen zu hüten. Bruder Breutel schrieb im Wagen; auch ich schrieb nach Gnadenthal, bei den Ochsen auf den Boden sitzend, mußte aber oft aufstehen, um die Thiere wieder zusammen zu treiben, da sie, weil sie nichts zu fressen fanden, mehrmals weglaufen wollten. Unterdessen arbeiteten die Leute

unverdroſſen, und die Fähre hob ſich aus dem Waſſer. Um 10 Uhr kamen ſie mit dem Fingu im Boote zurück. Der Fingu ſagte: jetzt müſſe das Waſſer noch etwas ſteigen, es werde aber bald ſo weit ſein, und legte ſich unterdeſſen ſchlafen. Als ich ihn nach einiger Zeit weckte und fragte: ob es nun nicht Zeit ſei? ſagte er: Ja! fuhr an das andere Ufer zurück, ging in das Haus und war nun nicht mehr zu errufen. Wir mußten wiederum warten und hatten eben um 1 Uhr unſer Mittagseſſen beendet, als wir zu unſrer Freude bemerkten, daß einige Leute zur Fähre gingen, und dieſe endlich abſtieß, um uns überzuſetzen. Während die Ochſen herzugebracht und eingeſpannt wurden, kam die Fähre heran, aber es war nicht leicht, die ſteile Verbindungsbrücke hinauf den Wagen auf die Fähre ziehen zu laſſen. Mehrere Ochſen glitten aus und fielen, doch ging es ohne ein Unglück ab. Sie blieben an den Wagen angeſpannt, und nun wurde die Fähre ziemlich ſchnell an zwei an den Seiten angebrachten Tauen herübergezogen. Die Landung war minder ſchwierig. Wir waren ſehr froh, als wir um 2 Uhr mit unſerm Wagen das jenſeitige Ufer glücklich erreicht hatten, nachdem uns der Chamtoosrivier 22 Stunden aufgehalten hatte, ein Aufenthalt, der uns um ſo unangenehmer war, da uns ſo viel daran lag, vor dem Jahresſchluß Enon zu erreichen. Ich bin bei dieſer Beſchreibung vielleicht etwas zu weitläuftig geweſen, aber ich habe ſie deshalb ſo ausführlich gegeben, da ſolche Begebenheiten für afrikaniſche Reiſen charakteriſtiſch ſind. Der Bauer, welcher mit ſeinem Wagen lange vor uns dageweſen war, und erſt nachher übergeſetzt wurde, weil unſre Leute die Fähre ausgeſchöpft

hatten, ließ nicht die mindeste Ungeduld blicken, denn dem Afrikaner kommt es vor, daß es ganz in der Ordnung ist, vor einem Fluß zuweilen einige Tage still zu liegen. Ehemals fuhr man von hier dem Strande zu, der eine Stunde entfernt sein mag, und an diesem hin. Der jetzige Weg führt durch die waldigen Berge am jenseitigen Ufer des Chamtoosrivier. Zuerst sah man viel Mimosenbäume, die bereits mit ihren goldgelben Blüthenköpfen prangten, mit üppigem Graswuchs auf dem Boden, oft schön gruppirt, daß die Kunst sie in einem Park nicht hätte schöner anpflanzen können. Dazwischen weideten stattliche Viehheerden. Weiterhin kamen wir in dichten Hochwald von großen Gelbholzbäumen und anderen Bäumen, die mit Flechten *) behangen, oder mit Schlingpflanzen umflochten waren. Auf dem Boden fanden sich mancherlei Farrenkräuter, an den Stämmen vielerlei Moose, so daß wir nur bedauerten, nicht Zeit zu haben, diese Schätze näher untersuchen zu können. Die Straße war durch den Wald gehauen. Von Zeit zu Zeit kamen wir auf freie Anhöhen, von wo man die Aussicht auf ein waldbedecktes Gebirge genoß, ein Anblick, der in dem baumlosen Lande doppelt erfreulich ist. Nach Sonnenuntergang wurde auf einer Anhöhe zwischen Mimosenbäumen ausgespannt. Nach dem Morgensegen und dem Frühstück gingen wir am nächsten Morgen, während der Wagen gerüstet und bespannt wurde, voraus den Berg hinunter nach van Stades Rivier. Die Straße ist hier zum Theil durch Felsen gehauen und gesprengt, Thonschiefer und Granit wechseln seltsam mit einander ab. Der Thonschiefer scheint

*) Usneen, Pamelii, Ecklonii.

vielfach große Spalten und Klüfte gehabt zu haben, die von der geschmolzenen Masse des ihn hebenden Granits ausgefüllt wurden. Auf der linken Seite hatten wir die Aussicht über ein Waldthal auf den die Berge bedeckenden, dunklen Urwald, aus welchem hie und da die mit großen, weißen Blüthen bedeckten, hier sogenannten wilden Kastanien hervorragten. Der Wald am Wege war mit Schlingpflanzen so verschlungen, daß es unmöglich war, einzudringen. Besonders überzog der hiesige wilde Wein viele Bäume und Baumgruppen so, daß von deren Aesten und Laub nichts zu sehen war. Besonders romantisch ist die Stelle, wo man van Stades Rivier passirt. Die Wagen holten uns hier ein, da es aber ein so schöner Morgen war, so zogen wir vor, auch den Berg hinaufzugehen, um die Aussicht besser genießen zu können. Die Straße führt einen sehr bedeutenden Berg hinauf, oft sieht man ziemlich senkrecht in einen tiefen Abgrund, in welchem der Fluß fließt. Die Berge am jenseitigen Ufer erheben sich kühn mit gewaltigen Felsmassen, baumartige Euphorbien ragen über das niedere Strauchwerk. Einige Meilen von hier, nach der See zu, wird Bleierz gegraben, welches sehr reich an Silber sein soll. Es ist dies das einzige Bergwerk innerhalb der Colonie; vor einigen Jahren wurde viel Aufhebens davon gemacht; ob es sich trägt, weiß ich nicht. Auf der Höhe angelangt, führt der Weg auf einer Ebene hin, wo wir zum letzten Mal ein Sandsteingebirge zur Seite hatten; und nachdem wir bei einer sogenannten Valley, einem Tümpel, in dem die schöne, capische, blaue Seerose, aber auch violette und rothe Varietäten derselben, die ich sonst nie gesehen, prangte, ausgespannt hatten, nahmen Ge-

gend und Vegetation einen andern Charakter an. Wir kamen nun in Busch und fuhren zwei Stunden darin hin. Es bestand derselbe in mannshohem Gestrüpp meist stachliger Sträucher, so dicht verwachsen, daß es beinahe undurchdringlich ist und den Luftzug ganz abhält *).

Um 3 Uhr sahen wir Uitenhagen vor uns liegen am jenseitigen Ufer des Swertkopsrivier. Es sieht sehr freundlich aus, wie ein deutsches Städtchen, hat Ueberfluß an Wasser, daher viele Gärten und Bäume. Eine schöne große Kirche mit einem Thurm versehen, welches hier ungewöhnlich ist, und viele Ziegeldächer, da hier in der Nähe Ziegelscheunen, die einzigen in Süd-Afrika, sind, geben der Stadt ein ganz vaterländisches Aussehen. Da wir dem Civilcommissär die Aufwartung machen wollten, mußte hier ausgespannt, und trotz des starken Windes, der bald dies, bald jenes entführen wollte, Toilette gemacht werden. Dann fuhren wir in das Städtchen und ließen den Wagen, während wir den Civilcommissär Mr. Chasse aufsuchten, vorausfahren. Vor seinem Hause stehen zwei mächtige Kafferbäume (Erythrina caffra) und vielerlei Blumen und Gewächse, meist aus hiesiger Gegend, unter anderem zwei große Elephantenfüße (Testudinaria). Dieses merkwürdige Gewächs sieht aus, wie ein großer Steinklumpen,

*) Dies Gestrüpp ist mit Flechten mancherlei Art überdeckt. Oft wird man an Sträuchern, die man für abgestorben hält, durch die scharlachrothen Blüthen der Boerbone (Schotia speciosa) überrascht. Den rothen Koroogrund, der jetzt von der Sonne fast zu Ziegelstein gebrannt schien, schmücken mancherlei Saftpflanzen, mehrere Aloen, Cotyledonarten, Sanseviera, Euphorbien und andere.

anderthalb Fuß lang und einen Fuß dick, eine Art Rindensubstanz von brauner Farbe tief in Abtheilungen getheilt, wie eine Schildkrötenschale, bedeckt das Ganze, und bei flüchtigem Ansehen denkt man kaum, daß es eine Pflanze ist, bis man gewahr wird, daß aus dieser seltsamen Masse sich dünne, zarte Zweiglein mit Blättern und Blumen erheben. Herr Chasse wollte eben ausfahren, sein Gig war eingespannt, und wir nahmen deshalb die Einladung, ihn ausführlicher zu besuchen, nicht an. Er verlangte, daß wir den Besuch auf dem Rückweg nachholen sollten. Er sagte, daß der Moravian Bishop ihm vom Gouverneur empfohlen sei, daß er Alles gern thun wolle, um ihm zu dienen, aber er sei auch ohnehin bereit, für die Brüder-Missionare alles nur Mögliche zu thun. Er hat sich gegen unsre Brüder in Enon in der That jederzeit freundschaftlich bewiesen. Von ihm gingen wir zu dem Prediger Smidt, der ebenfalls seit langer Zeit unsern Brüdern befreundet ist, fanden ihn aber nicht zu Hause. Auf der Post gaben wir Briefe ab und gingen dann zu einem Herrn Schlemmer am Ende des Städtchens, der mit unsern Geschwistern befreundet ist, und sie z. B. im Krieg 1846, als sie sich flüchten mußten, bei sich aufgenommen hat. Unsern Wagen hatten wir hieher vorausgeschickt und ausspannen lassen. Auch wir wurden von Herrn Schlemmer und seiner Familie sehr freundschaftlich aufgenommen. Er ist vor 40 Jahren als Soldat hieher gekommen und ist durch Fleiß und Arbeitsamkeit ein wohlhabender Mann geworden. Als Deutscher, er stammt aus Zörbig bei Halle, nimmt er sich freundschaftlich aller seiner Landsleute an und freute sich, mit uns deutsch sprechen zu können, obgleich er viel holländische

Worte darunter mengte. Seine Frau, welche uns mit Thee und Neujahrskuchen bewirthete, erkundigte sich nach allen Geschwistern, die ehemals in Enon gewohnt haben, mit Theilnahme. Da wir die Aufforderung, bei ihnen zu bleiben, nicht annehmen konnten, so gaben sie uns noch Mancherlei auf den Weg mit, als wir um 6 Uhr aufbrachen. Wir kamen bald wieder in das Buschdickicht, welches sich bis dicht an Uitenhagen hinzieht. Um 8 Uhr spannten wir aus, schlugen aber, um am nächsten Morgen bald weiter fahren zu können, das Zelt nicht auf, sondern schliefen, so gut es ging, im Wagen.

Schon um 4 Uhr am nächsten Morgen brachen wir auf und fuhren weiter. Nach zwei Stunden erreichten wir den Grasrücken, eine Anhöhe, wo das Dickicht aufhört, oder doch von großen freien Grasplätzen unterbrochen wird. Hier haben sich vor acht Jahren noch Löwen sehen lassen, und öfters sind unsern Geschwistern Elephanten begegnet. Wir sahen nichts davon, nur ein paar Antilopen, Buschböcke und einen Schakel. — Die Berge bei Enon und die Sührberge hinter Enon waren nun schon zu sehen, und wir eilten, dieses zweite Reiseziel zu erreichen. — Der Weg führt nun wieder durch das Dickicht, in welchem, da aller Luftzug fehlte, eine drückende Schwüle herrschte. Nachdem wir eine Stunde gefahren, sahen wir drei Reiter ankommen, in denen ich die Freude hatte, drei meiner früheren Schüler zu begrüßen, nämlich Karl Jonas, seit 1845 Schulmeister in Enon, und Johannes Nakin und Samuel Mazala, welche im vorigen October Gnadenthal und das Gehülfeninstitut verlassen haben, um in ihrer Heimath Silo angestellt zu werden, aber aus Mangel an Reise-

gelegenheit noch hier warteten. Schon gestern waren sie uns entgegen geritten. Samuel mußte nun wieder voraus reiten, um unsre Ankunft zu melden. Mittags kamen wir an den Sonntagsfluß, der in tiefem felsigem Bette fließt. Jetzt war er klein, aber man sieht, daß er bedeutend anschwellen kann. Als im Kaffernkriege 1819, im Februar, Enon von den Kaffern bedroht wurde, war der Sonntagsfluß so angeschwollen, daß die Flucht längere Zeit ganz unmöglich wurde. So mußten damals die Geschwister und die Enoner Gemeine in der größten Gefahr von den Feinden umgeben, ohne menschlichen Schutz, nur im Vertrauen auf die Durchhülfe des Herrn ausharren, bis sie später nach Uitenhagen flüchten konnten. Die Felsen im Flußbett bestehen aus Schiefer voller versteinerter Muscheln. Das jenseitige Ufer ist mit großen Mimosen- und anderen Bäumen schön bewachsen, der Weg aber so schlecht, daß es zu verwundern war, daß der Wagen nicht umwarf. Obgleich wir lieber im Schatten der Bäume geblieben wären, so mußten wir doch noch bis auf die Höhe fahren, weil die Ochsen zwischen den Bäumen und Gebüschen sich leicht verlaufen konnten, und hielten dort in brennender Sonnenhitze Mittag. Die Ochsen hatten seit Uitenhagen, fast 24 Stunden lang, kein Wasser bekommen und wurden wieder nach dem Flusse getrieben. Als wir eine halbe Stunde weiter gefahren waren, kamen Bruder Lehmann und Klinghardt uns zu Pferde entgegen und begrüßten uns auf das herzlichste. In ihrer Gesellschaft setzten wir die Reise fort, und kamen nun bald auf Enoner Gebiet. Das Dickicht hörte auf, statt dessen zeigten sich

Dornbäume oder Mimosen mit 3 bis 4 Zoll langen Dornen, zierlichem Laube und jetzt mit goldgelben Blüthen geschmückt. Hie und da trafen wir auf weidendes Vieh, dem man es ansieht, daß Enon für Rindviehzucht ein ausgezeichneter Platz ist. Nun zeigte sich auch Enon in seinem von Bergen umgebenen Thal, wir passirten den Witterivier, der, obgleich die Wasserleitung nach den Gärten einen Theil des Wassers verbraucht, noch hinlänglich Wasser hatte. Karl Jonas kam uns mit 30 Schulkindern entgegen, die uns mit Gesang einiger Verse begrüßten. Gegen 4 Uhr fuhren wir in den Ort, und als der Wagen bei der Kirche hielt, hatten sich Viele von der Gemeine versammelt, die uns mit Gesang bewillkommten. Unsre Herzen stimmten ein in Lob und Dank gegen den Herrn, daß Er uns wohlbehalten so weit gebracht, und wir nun das schon mehrmals und namentlich im letzten Krieg wieder schwer geprüfte, aber durch des Herrn Hand in allen Gefahren beschützte, liebe Enon erreicht hatten, und mit den lieben Geschwistern Lehmann und Klinghardt und der hiesigen Gemeine das alte Jahr beschließen und in das neue hinübertreten konnten.

Unser Aufenthalt in Enon dauerte auf der Hinreise vom 31. December 1853 bis zum 13ten Januar 1854, auf der Rückreise vom 2. März bis zum 9ten. Während dieser Zeit haben uns die lieben Geschwister Lehmann und Klinghardt alle Liebe und Freundschaft erwiesen. Die während unsers Aufenthaltes gemachten Beobachtungen und einige allgemeine Bemerkungen will ich in der Kürze hier zusammenstellen. — Es gehörte mit zu

den Zwecken der Reise, welche der selige Bruder Latrobe in den Jahren 1815 und 1816 nach Süd-Afrika unternahm, einen Platz im Innern des Landes für eine neue Missions-Niederlassung der Brüdergemeine auszusuchen. Die Regierung der Colonie hatte nämlich unsre Brüder aufgefordert, da sie von den wohlthätigen Wirkungen Zeuge sei, welche die Predigt der christlichen Lehre in unsern zwei damals bestehenden Stationen Gnadenthal und Grönekloof auf die Hottentotten-Nation und deren Civilisation hervorgebracht hätte, daß dieselben auch im Innern der Colonie einen solchen Missionsplatz anlegen möchten, wozu die Regierung nach Kräften behülflich sein wolle.

Als nun Bruder Latrobe mit seiner Gesellschaft in das vom Landdrost von Uitenhagen, General Cuyler, ihnen dazu vorgeschlagene Thal des Witterivier kamen, und das romantische Thal hier zwischen Bergen, in deren Schluchten viel Hochwald steht, mit sehr guter Weide und dem Witterivier, welcher, obgleich es die trockene Jahreszeit war, breit in seinem von Mimosenweiden und anderen Bäumen beschatteten Bette dahinfloß, besuchten, gefiel es ihnen wohl, und es wurde dieser Platz zu einer Niederlassung bestimmt.

Die Geschwister Schmidt, die ledigen Brüder Hoffmann, Halter und Schulz und die verwitwete Schwester Kohrhammer wurden zum Anbau des neuen Platzes berufen und langten am 7. April 1818 hier an. Bald fanden sich Hottentotten hier ein, am Ende des Jahres hatten sie schon 170 Einwohner, von denen 81 von Gnadenthal hieher gezogen waren; die Uebrigen kamen von anderen Orten, und die Geschwister hatten die Freude, daß das Gemeinlein nicht nur an Anzahl, sondern auch

in der Gnade und Liebe zum Heiland wuchs. Mit den wilden Thieren hatten sie viel zu kämpfen; Elephanten besuchten die Gärten und wurden oft in der Nähe erlegt; Löwen, Wölfe (d. h. Hyänen), Tiger (eigentlich Panther) und wilde Hunde (Hyaena venatica oder Canis pictus) raubten bald Schafe, bald war eine Kuh oder ein Kalb zerrissen. Doch hätten die wilden Thiere den neuen Ansiedlern die Herrschaft über das Thal nicht lange streitig machen können, wenn nicht ein viel gefährlicherer Feind aufgestanden wäre, die Kaffern, die im Jahre 1819 die Colonie überfielen. Von den Drangsalen, Gefahren und Durchhülfen des Herrn, findet man den interessanten Bericht in den Gemeinnachrichten von 1821 im fünften Heft. Hier genüge das Folgende. Am 8. Februar wurden 236 Stück Ochsen und Kühe von 200 Kaffern geraubt, die Hirten entkamen nur mit großer Lebensgefahr. Da der Sonntagsfluß so angeschwollen war, daß nicht einmal ein Bote durchkommen konnte, um es in Uitenhagen zu melden, so konnten sie weder flüchten, noch Hülfe erhalten, und verschanzten sich, so gut sie konnten, im Vertrauen auf die Durchhülfe des Herrn. Am 14. April überfielen 300 Kaffern die noch übrige Heerde, 280 Stück, und ermordeten 9 von den bewaffneten Hottentotten, alle Familienväter; zwei Andere, die entkommen waren, meldeten die Unglücksbotschaft. Auf den Bericht davon schickte der Landdrost Cuyler 50 Bauern und 30 Hottentotten nebst mehreren Wagen, unter deren Schutz die Geschwister und die Gemeine nach Uitenhagen flüchteten, wobei Frauen und Kinder durch den noch oder wieder angeschwollenen Fluß durchgetragen werden mußten. Bald hörten sie, daß die verlassenen Wohnungen

von den Kaffern verbrannt seien. Nachdem Friede geschlossen, kehrten sie im October wieder zurück und bauten sich nun unter Bruder Halbeck's Berathung, der zu diesem Zweck dahingegangen war, zehn Minuten weiter oberhalb im Thal, aufs Neue wieder an. Die Gemeine wuchs bald bis auf mehr als 400 Seelen. In dem Kaffernkrieg 1846 kam Enon wieder in solche Gefahr durch die Kaffern, die in den unzugänglichen Waldschluchten der Sührberge und in dem weit ausgedehnten Dickicht sichere Schlupfwinkel fanden, daß die Gemeine am 7ten Mai nach Uitenhagen flüchtete; nur eine Besatzung von Männern blieb zurück. Aber auch bei Uitenhagen verloren sie einen Theil des Viehes durch die Kaffern, und nicht wenig durch Hunger. Im September kehrte die Gemeine zurück, aber die Ruhe dauerte nur kurz, denn im December 1850 brach abermals der Kaffernkrieg aus, und schon am 3. Februar 1851 wurde eine Heerde von 116 Stück Vieh geraubt, und drei Hottentotten, von denen zwei Enoner Familienväter waren, ermordet. Die Gemeine flüchtete mit Geschwister Klinghardt nach Clarkson, wo aber auf der schlechten Weide das meiste Vieh umkam. Bruder Lehmann blieb mit einigen Männern zur Beschützung des Platzes zurück, bald ging auch Schwester Lehmann wieder zurück. Lange Zeit wurden sie nicht nur von Kaffern, sondern auch von Siloer Hottentotten beunruhigt, die zu den Aufständischen gegangen waren; zum Theil waren es frühere Einwohner von Enon. Da viele Hottentotten sich den Kaffern angeschlossen hatten, so hatten die Bauern auch die Enoner Hottentotten in Verdacht; einmal kam ein Commando bewaffneter Bauern nach Enon hereingesprengt, in der Absicht, auf den ersten Hotten-

totten zu schießen, und wenn die andern dann zu den Waffen griffen, Alle niederzuschießen und den Ort in Brand zu stecken, um das Rebellennest zu vertilgen. Doch der Herr wehrte dieses Unglück ab, die Hottentotten, obgleich Rebellen genannt und mit vorgehaltenen Gewehren bedroht, hielten sich still, und Bruder Lehmann besänftigte die Bauern. Da erst im März 1853 der Friede hergestellt wurde, und die Felder deshalb zwei Jahre lang nicht bestellt werden konnten, hat Enon sehr durch diesen Krieg gelitten. Es sind aber nicht die Kaffernkriege allein, auch die oft lang anhaltende Trockenheit wird für die Bewohner Enons nicht selten nachtheilig und drückend. Nicht nur die Gärten, sondern auch die Felder müssen bewässert werden. Kann dies geschehen, so sind sie sehr ergiebig, und es kommt vor, daß in einem Jahr zweimal geerntet wird. Die Felder liegen etwa eine halbe Stunde von dem Ort. Jeder Hausvater hat ungefähr einen halben Morgen. Die Wasserleitung, welche das Wasser aus dem Witterivier bringt, hat Bruder Fritsch angelegt, und sie ist jetzt wieder in guten Stand gesetzt. Als wir in Enon waren lieferte sie genug Wasser, und die Felder brachten einen reichen Ertrag von Weizen, Bohnen, Mais und Kürbissen. Leider aber ist es schon oft vorgekommen, daß der Witterivier zwei, sogar drei Jahre kein Wasser hatte, und dann kann nichts gewonnen werden. Der Witterivier ist ein seltsamer Fluß; er bildet in der Nähe von Enon verschiedene große Teiche, z. B. den Leguanenteich, von denen einige 4- bis 500 Schritt lang sind, und zum Theil nie austrocknen, so wie man auch durch Graben im Flußbett immer Trinkwasser bekommen kann. Das Bett ist voll

loser Steine, und das Wasser zieht so in den Boden ein (oder wie man hier sagt: der Fluß ist falsch), daß wir zwei Stunden oberhalb an drei bis vier Stellen durch das Flußbett ritten, ohne auch nur einen Tropfen Wasser zu sehen, während es bei Enon nicht allein die Wasserleitung ganz füllte, sondern auch im Flußbette noch lief. Dagegen kommt es auch vor, daß es zwei Stunden oberhalb 7 bis 8 Wochen früher stark läuft, ehe es bei Enon zu fließen anfängt, zum Theil deshalb, weil erst alle die Wasserlöcher und Tiefen gefüllt werden müssen. Zuweilen kommt dann der Fluß mit solcher Gewalt und solchen Wassermassen an, daß er überströmt, große Felsstücke hin und her wirft, große Bäume entwurzelt und mit sich führt. Bei einer solchen Fluth wurde unsre Wassermühle zum Theil weggerissen, und der Fluß grub sich ein so tiefes Bett, daß das Wasser sich nur mit großer Schwierigkeit hätte bis zur Mühle leiten lassen. Statt dessen hat Bruder Klinghardt eine Mühle gebaut, die von 6 Ochsen getrieben wird. Das Werk ist ganz vortrefflich eingerichtet, mit vielen künstlichen Vorrichtungen, und wird nicht nur hier zu Lande sehr bewundert, sondern zeigt auch, daß der Erbauer wirklich ein Künstler und Meister in seinem Fache ist. In dem Mauerwerk der alten Wassermühle ist ein Brunnen gegraben, der unter das Niveau des Flusses geht und immer Wasser gibt, auch wenn der Fluß versiegt. Eine kleine Wassermühle zieht aus diesem Brunnen, durch ein um Räder laufendes und mit Schöpfern versehenes Band das Wasser hinauf, und dies läuft dann in Rinnen in gehöriger Menge zur Küche. Den ganzen Sommer hindurch weht des Mittags der Südostwind, und die Mühle

kommt in Gang. Seit diese Einrichtung gemacht ist, können die Geschwister, auch wenn es noch so dürre ist, durch Gießen in ihren Gärten Gemüse ziehen und Apfelsinen-, Feigen- und andere Fruchtbäume erhalten. Den Namen hat der Witterivier von der bläulich, weißen Farbe des Wassers, welches übrigens klar und geschmacklos ist.

Durch die Unsicherheit des Landbaus sind die Bewohner von Enon mehr auf die Viehzucht angewiesen, und in dieser Hinsicht ist Enon ein sehr geeigneter Platz für Rindviehzucht, da das Vieh bei dem üppigen, süßen Grase vortrefflich gedeiht. Wenn das Gras im Sommer vertrocknet, so gibt es doch noch immer ein gesundes, wenn auch weniger nahrhaftes Heu. Die Milch ihrer Heerden macht eine Hauptnahrung der Enoner Hottentotten aus, wenn der Garten- und Landbau fehl schlägt; und sie können dabei, und mit dem, was die Büsche ihnen liefern, bestehen; denn im Busch gibt es noch viel Wild und eine Menge eßbarer Beeren und Früchte und überdies viel Honig. Schafzucht ist nicht mit Glück versucht, und die Pferde werden häufig von Krankheiten heimgesucht.

Es ist ein erfreulicher Anblick, wenn man durch das meilenweit sich erstreckende, unwirthbare Walddickicht kommt und in dem Thal des Witterivier die weißen Giebel der Kirche, der Schule und Missionsgebäude von Enon über die Dornbäume hervorblicken sieht. Die Missionsgebäude stehen in einer Reihe: Küche, Wohnhaus, Mühle, Schmiede und Stellmacherei; vor denselben läuft ein Laubengang von Wein und zwei Reihen Apfelsinenbäume. Die Werkstätten sind geräumig und gut eingerichtet. Die Kirche steht den Missionsgebäuden gegenüber und ist, so wie auch die

Schule, in gutem Stande. Alle diese Gebäude stehen am oberen oder nördlichen Ende des Ortes; die Häuser der Gemeine laufen von da nach Süden in zwei bis drei parallel laufenden, regelmäßigen Straßen. Die wenigsten sind gut und dauerhaft gebaut. Da die Leute in den 34 Jahren, seit Enon besteht, schon dreimal haben flüchten müssen, so kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie nicht viel Muth und Lust haben, ihre Häuser fest und schön zu bauen. Es fehlt auch sehr an Bäumen in der Nähe der Häuser, denn das Wasser muß alles mühsam herzugetragen werden und fehlt oft ganz; doch sind Weinstöcke vor den meisten Häusern. Die Gärten sind nicht bei den Häusern, sondern liegen längs der Wasserleitung. Hinter dem Missionsgarten fließt der Witterivier in einem breiten, steinigen Bett, jenseit desselben stehen vielerlei Bäume, hauptsächlich zwei Arten Mimosen. Von den schönen, großen Gelbholzbäumen, die ehemals hier standen, sind in einer mehrjährigen Dürre alle bis auf einen abgestorben, doch wachsen junge hervor. Auf diesen Gelbholzbäumen sah man zur Zeit der Früchte häufig grüne Papageien und auch Affen (Cercopithecus erythropygos). Die gleich jenseits sich erhebenden Berge sind mit Dickicht und Sträuchern mancher Art bedeckt, aus denen sich Aloen in Menge erheben, die zur Zeit, wenn ihre rothen Blüthen hervorkommen, den Berg lieblich schmücken müssen. Nach Süden stromabwärts erweitert sich das Thal. Flußaufwärts wendet es sich nach Osten, auf der rechten Seite sind steile Felswände, hie und da mit großen Höhlen, auf der linken Seite waldbewachsene Hügel und Schluchten, die sich zu den hohen Bergen, die mit den Sührbergen in Verbindung stehen, hinaufziehen.

Die Wälder sind dicht und bestehen aus einer großen Mannichfaltigkeit von Bäumen, die zum Theil sehr gutes Nutzholz zur Stellmacherarbeit und Balken und Bretter liefern, so daß viele Enoner durch Holzfällen einen guten Verdienst finden. Das Holz kauft ihnen theils Bruder Klinghardt ab, theils schaffen sie es nach Uitenhagen und Port Elisabeth. Um die tiefer in den Schluchten liegenden großen Wälder uns näher zu zeigen, hatten die Enoner Geschwister eine Partie in die sogenannte Johannakloof veranstaltet. Sie fuhren mit uns im Ochsenwagen ungefähr zwei Stunden in dem von Bäumen beschatteten Thal des Witterivier hinauf, dann führt der Weg links davon ab. Während unter den Schatten von großen Mimosenbäumen Geschwister Lehmann das Mittagsmahl bereiteten, gingen Geschwister Klinghardt mit uns und Geschwister Kschieschangk, die zum Besuch gekommen waren, tiefer in die eigentliche Kloof. Eine Gesellschaft Paviane meldete mit ihrem Geschrei oder Gebell unsre Ankunft an, wir bekamen sie aber nicht zu sehen, so wenig als die wilden Schweine, von denen wir häufige Spuren sahen. Von einem Hügel hatten wir eine großartige Aussicht, auf die sich im Halbkreis zu majestätischer Höhe erhebenden Gebirge, deren Schluchten mit Wald bedeckt sind. Die Wälder bestehen aus Laubholz, mit Ausnahme des Gelbholzbaumes, welcher zwar ein Nadelholz ist, aber der Eiche im Wuchse ähnelt. In der Johannakloof sind die größten Stämme meist schon herausgeholt, aber es soll den Leuten nun eine andere Waldung zur Benutzung frei gegeben werden, um ihnen, nach ihren schweren Verlusten in der Kriegszeit, etwas aufzuhelfen. Wir gingen bis zu einem Wasserfall,

einer sehr romantischen Stelle, wo der Bach über eine 40 Fuß hohe Felswand in ein von hohen Bäumen beschattetes Felsenbassin herabfällt. Als wir den Ausspannplatz wieder erreicht hatten, zog ein Gewitter herauf und trieb uns zur Eile an. Der Donner hallte in den Gebirgsschluchten majestätisch wieder, es kam aber wenig Regen. — Auf einem Spaziergang mit Bruder Klinghardt besuchte ich mehrere andere Kloofe und Berge, namentlich die sogenannten Kaffergärten. Auf einem Berge, etwa 1500 Fuß über dem Witterivier, haben in alten Zeiten, ehe Enon angelegt war, Kaffern gewohnt und Gärten, ohne Bewässerung, an der Berglehne gehabt. Das Gras steht jetzt dort so üppig, wie auf den schönsten, deutschen Wiesen. Das Klima in Enon ist im Sommer sehr heiß, es ist oft 30 Grad Réaumur, und man sagt, daß die Hitze zuweilen auf 36 Grad steige. Dabei ist es Vormittags windstill und dann wird die Schwüle in dem eingeschlossenen Thale sehr drückend, aber zu Mittag weht der Südostwind und bringt Kühlung. Im Sommer sind Gewitter nicht selten. Es wird erzählt, daß in ganz heißen Tagen die Inseltlichter im Hause geschmolzen sein sollen. Im Winter ist Reif nicht ungewöhnlich. Die Einwohner sind sämmtlich Hottentotten, vor dem Kriege hatten sich 40 Kaffern hieher gezogen, da aber einer von ihnen zum Spion und Verräther wurde, so würden es die Hottentotten, aber auch die Regierung nicht zugeben, daß wieder Kaffern hieher zögen. Da die Einwohner, wie schon erwähnt ist, im letzten Kriege fast alles Vieh verloren haben, theils durch die Kaffern, theils durch schlechte Weide auf der Flucht, und Jahre lang die Gärten nicht bebauen

konnten, so hätten sie ohne die Unterstützungen, die sie aus unsern Gemeinen und von christlichen Freunden erhielten, nicht bestehen können; aber man merkt trotzdem sehr die Verarmung und in Folge derselben eine gewisse Muthlosigkeit.

„Warum sollen wir bessere Häuser bauen, wenn vielleicht in zwei Jahren die Kaffern wiederkommen? Was hilft es, wenn ich mir wieder Vieh mit saurer Mühe verdiene, die Kaffern haben mir schon zweimal Alles genommen, und ich mußte wieder von vorn anfangen!" so sagen Manche. Aber auch für das geistliche Leben in der Gemeine scheint hier die Wirkung der Heimsuchung im Allgemeinen nicht die gewesen zu sein, von welcher Paulus Röm. 5, 3 spricht, daß Trübsal Geduld, Geduld Erfahrung und diese Hoffnung wirkt; sondern man bemerkt eher eine gewisse Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit durch den Druck der äußeren Noth. Indessen konnten wir doch bemerken, daß sich ein neues Leben zu regen schien, und besonders war das heilige Abendmahl, das wir am 5. März mit der Enoner Gemeine genossen, ein wahrhaft gesegnetes. Die Geschwister Lehmann und Klinghardt haben sich übrigens ihrer Gemeine im Aeußern und Innern sehr treulich angenommen und Alles gethan, was nur gethan werden konnte, um sie zu unterstützen, ihnen aufzuhelfen, sie anzufassen und zum Heiland zu weisen. Es waren im Kriege gemeinschaftliche Morgensegen mit Gebet in der Kirche eingerichtet, eben so wurde die Abendversammlung immer mit einem Gebet beschlossen. Wir fanden diese Versammlungen gut besucht, und sie sind gewiß recht gesegnet. Auch Karl Jonas, der eingeborne Schulmeister, nimmt regelmäßig Theil an dem Halten der Versammlungen; er hat

gute Anlagen und hat sich in der Gehülfenschule schöne Kenntnisse erworben, hat aber dabei einen demüthigen Sinn, und liebt den Heiland. So ist er ein treuer Mitarbeiter und steht im Segen. Die Schulen werden von ihm gehalten und sind in gutem Gang. Von 27 Kindern waren nur 3 abwesend, als wir die Schule besuchten, in der Kleinkinderschule sind gegen 40. Er hält die Schulen lebendig und sucht besonders Bibelkenntniß zu befördern und die Herzen zum Heiland zu weisen. Auch von den Erwachsenen, die in Enon groß geworden sind, können die Meisten lesen.

Mit Bruder Lehmann, Klinghardt und Kschieschangk ritt ich einmal nach dem sogenannten Staubels Platz, einem Bauernplatz, der von der Regierung für die Zeit an Enon zur Benutzung überlassen ist. Auf dem Hinweg schlugen wir den Fahrweg ein, eine von Sträflingen gebaute Straße, da es der Weg von Port Elisabeth nach Somerset ist. Nachdem man zuerst durch Buschdickicht gekommen und sich dem Fuß der Sührberge genähert hat, kommt man in hohen Wald von schönen Bäumen von vielerlei Sorten und mit mancherlei Schlingpflanzen verschlungen. Der Weg führt in schlängelnder Windung allmählig bergauf am Abhang hin. An der Thalseite ist hoch aufgemauert. Nachdem man so die Höhe erreicht hat, sieht man die Straße wohl 20 Schritt lang durch eine gewaltige Felsenwand gehauen, so daß die Felsen wie Mauern zur Seite stehen. Oben bildet das Gebirge eine ausgedehnte Hochfläche. Schon unterwegs, noch mehr aber hier oben, genießt man eine eigenthümliche, herrliche Aussicht. Von zwei Seiten ziehen sich Kloofen mit großen Gelbholz-, Assagay- und anderen Bäumen bis herauf, über

diese hinweg sieht man auf die Waldungen in der erstaunlichen Tiefe, und in der Ferne erblickt man nach Westen die Winterhoeksberge jenseit Uitenhagen, nach Osten die Berge im Kaffernland, nach Süden das viele Meilen sich ausdehnende Buschdickicht und über demselben Algoabai und den indischen Ocean. Obgleich es aber eine sehr ausgedehnte und interessante Aussicht ist, so ist doch der größte Theil davon eine wüste Einöde, in der man kaum hie und da einen einzelnen Platz erblickt, und bei dem großen Wassermangel ist sie auch des Anbaues nicht sehr fähig, und wohl noch lange wird das Buschdickicht mehr den Thieren eine sichere Zuflucht bieten, als daß es von Menschen bewohnt würde. Da auch die Geschwister hier oftmals gesäet haben, so haben sie hier ein Häuschen, in welchem vor einiger Zeit Schwester Lehmann einige Wochen verbracht hat, um in der frischen Gebirgsluft sich von der schwülen Hitze Enons zu erholen. Auch zwei Hottentotten haben hier ihre Hütten. Der Platz ist darum für Enon wichtig, weil hier Weizen, Bohnen und Mais gesäet werden können, wenn es in Enon zu trocken ist. Nur bedarf das Land viel Dünger, und eine andere Schwierigkeit ist die Entfernung von Enon, es ist über vier Stunden weit. Wenn diejenigen, welche hier säen wollen, für die Sommermonate herziehen mit ihren Familien, so kommen sie nicht in die Kirche und entziehen ihren Kindern die Schule, und die Gemeine, die ohnehin klein ist, zerstreut sich noch mehr. Wir konnten sie daher nicht dazu ermuntern, obgleich es für ihr Bestehen vortheilhaft sein möchte; wir mußten ihnen abrathen, hier zu wohnen und schlugen ihnen vor, ihre Familien in Enon zurückzulassen und nach der

Aussaat, mit Zurücklassung von etwa zwei Männern zur Bewachung der Felder, wieder nach Enon heimzukehren. — Auf dem Rückweg ritten wir den sogenannten Fußweg, der mehr nordwestlich zum Witterivier herabführt. Dieser Weg führt recht in den Wald hinein; oft hat man an beiden Seiten tiefe Abgründe, alle mit herrlichem Wald bewachsen. Das ist in Süd-Afrika, wo man sonst Tage lang reisen kann, zumal im Westen, ohne einen Baum, höchstens dann und wann ein paar Obstbäume bei einem Bauernhause zu sehen, äußerst angenehm.

Zum Schluß dieser Beschreibung von Enon will ich noch einige naturgeschichtliche Bemerkungen beifügen. Löwen gibt es seit einigen Jahren nicht mehr in der Nähe. Elephanten und Büffel sind seltener geworden, doch hielt sich, während wir in Enon waren, ein starker Trupp zwei Stunden davon auf. Der afrikanische Tiger (Panther), Wölfe (Hyänen) und Schakal sind noch häufig, auch der in Europa wenig bekannte, wilde Hund oder Simir (Hyaena venatica oder Canis pictus). Der Buschbock (Antelope sylvatica) und die kleine Antilope, hier Blaubock genannt (Antelope pygmaea), und wilde Schweine (Sus larvatus) sind häufig. Der Buschbock besonders wird viel geschossen, und Manche leben fast ganz von der Jagd auf dieses Thier. Die genannten Thiere halten sich meist im Dickicht auf, nur die Schweine im Hochwald. Springhasen (Pedetes cafer) und Stachelschweine verwüsten die Felder und Gärten. Außer dem Pavian gibt es auch eine andere Affenart (Cerespithecus erythropygos) in den Wäldern.

Von Vögeln nenne ich nur wilde Perlhühner (Numida mitrata), die sich auch zähmen lassen, eine Art Papageien und die Luris oder Turakos

(Corythoix persa). Der Luri lebt in den Wäldern, ist lebhaft grün mit purpurrothen Schwungfedern, einer Haube mit weißen Spitzen und rothem Schnabel. Auch der Honigkukuk ist nicht selten.

Nicht minder ist Enon in mineralogischer Hinsicht interessant. Von Gnadenthal bis Uitenhagen gibt es nichts als Sandstein und Thonschiefer, bei Enon herrscht eine große Mannichfaltigkeit. Den Schiefer voll von Conchylien erwähnte ich schon. Der Grasrücken ist Liaskalk. Im Enoner Thal findet sich rother und blauer Porphyr, Felswände von Conglomerat, Geschiebe von Chalcedon, versteinertes Holz, Gyps u. s. w.

An eigenthümlichen Pflanzen ist Enon ebenfalls sehr reich, doch ist hier nicht der Platz, darauf näher einzugehen. Von Nutzholz in den Wäldern erwähne ich das Gelbholz (Taxus oder Podocorpus elongatus und latifolius), der Baum erreicht eine Höhe, wie die größten Eichen, Assagaiholz (Curtisia faginea), zwei Arten Eisenholz (Sideroxylon), Nießholz (Pteroxylon cutile) und Olivenholz (Olea capensis). Die letzteren weniger große Bäume, aber mit sehr dauerhaftem Holz. Wilde Kastanien (Calodendron capense) und zwei Arten Mimosen (Mimosa nilotica und cafra) wachsen viel am Witterivier. Das Holz derselben, so wie das der einheimischen Weide (Salix capensis) wird verarbeitet, auch brennt man Kohlen davon. Ihrer Früchte wegen verdienen erwähnt zu werden die Zuurbezien, ein großer Baum mit wohlschmeckenden, rothen Früchten, wilde Mispeln (Gardenia Thunbergia), wilde Pflaumen und wilde Lemontjes (Arduina bispinosa) und die wilde Feige (Ficus capensis). Dieser Baum wird hoch und dick, gewöhnlich

kommen mehrere aus einer Wurzel; sowohl von den Aesten herabhängend, als auch aus den Wurzeln sprießend sind kleine Aestchen mit wallnußgroßen Feigen, die von Affen und Vögeln, aber auch von den Menschen gegessen werden. Das arabische Gummi, welches aus der Rinde der Mimosen quillt, wird wenig für den Handel gesammelt, aber viel gekaut. Die Bohnen der beiden Boerboonenbäume (Schotia alata und speciosa) werden auch gekocht und gegessen. Die Kafferbrodbäume (Zamia horrida) werden jetzt, so viel ich hörte, nicht benutzt, doch kann das Mark des Baumes, so gut wie das des nahverwandten Sagobaumes, zu einer Art Sago benutzt werden. Baumartige Euphorbien, Aloen und andere Saftpflanzen sind in großer Mannichfaltigkeit vorhanden. Auch große und buntfarbige Schmetterlinge von mancherlei Art fliegen hier auf den Blumen. Es ist auffallend, wie arm Süd-Afrika sonst an Schmetterlingen ist. Der Grund mag darin liegen, daß Blumen und Gras zu kurze Lebensdauer haben und zu früh verdorren, um den Raupen genügende Nahrung zu gewähren, und die Blätter der meisten Sträucher, die mit wenig Ausnahmen Sommer und Winter bleiben, zu wenig saftig sind, um ein genügendes Futter darzubieten.

Unsre Abreise von Enon war eigentlich auf den 10. oder 11. Januar festgesetzt, sie wurde aber verschoben, da die Nachricht kam, daß der Civilcommissär von Uitenhagen hieher kommen wolle, um hier die Stimmen der Stimmberechtigten für das Oberhaus des neuen Parlaments einzusammeln.

Dies geschah am 10ten; die Enoner stimmten alle für Stockenström, den sie als einen Freund der Farbigen kennen. Herr Chase ist ein gebildeter Mann, der viel naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzt und mir manche interessante Mittheilung machte.

Am 12ten erhielten wir Briefe von Gnadenthal. Da Enon von dem nächsten Orte, wo die Post durchgeht, Uitenhagen, 5 bis 6 deutsche Meilen entfernt ist, so ist es sehr abgeschnitten von der Verbindung mit der übrigen Welt. Gelegentlich gehen Wagen von Enon dahin, sonst müssen expresse Boten geschickt werden. So können Briefe 14 Tage und länger in Uitenhagen liegen, ehe sie nach Enon kommen, noch viel schlimmer aber ist es mit Sachen, die von Europa kommen. Es kommt vor, daß sie dreiviertel Jahr, auch wohl noch länger brauchen, um den Weg über Port Elisabeth nach Enon zu machen; mit Clarkson ist es eben so, mit Silo noch schlimmer, und man muß froh sein, wenn Briefe und Sachen überhaupt glücklich ankommen und nicht unterwegs verloren gehen. Diese mangelhafte Communication gehört zu den Entbehrungen, an welche sich unsre Geschwister gewöhnen müssen.

Freitag, den 13. Januar, traten wir die Weiterreise an. Bruder Lehmann gab seine Ochsen, die groß und wohlgenährt waren, uns auf die Reise mit, da die Wege jetzt immer schlechter wurden. Auch unser Wagen blieb in Enon und der größere von hier wurde zur Mitreise genommen, da der unsre nicht stark genug schien. Dadurch gewannen wir Platz, die beiden für Silo und Gosen bestimmten Zöglinge aus dem Gehülfeninstitut, Johannes Nakin und Samuel Mazala, die bereits seit einem Monat in Enon warteten,

mit ihren Sachen mitzunehmen. Nachdem wir uns mit der Gemeine verabschiedet hatten, traten wir um 9 Uhr die Reise an. Geschwister Lehmann und Klinghardt begleiteten uns in einem zweiten Wagen, und eben so Karl Jonas. Der Weg führt bei dem Mordplatz vorbei, so genannt, weil 1819 9 Enoner Familienväter durch die Kaffern hier ermordet wurden. Auf den Gräbern der Erschlagenen sind Steine aufgerichtet. Zu Mittag wurde auf Samdees, dem zu Enon gehörenden, jetzt wenig benutzten Viehplatz, ausgespannt, und wir hielten gemeinschaftlich unser Mittagsmahl, verabschiedeten uns dann von unsern Begleitern und setzten allein unsre Reise fort. Es ging nun immer mehr in das Walddickicht hinein, selten von freien Stellen unterbrochen, eine sehr öde, wasserlose Gegend, bis wir um 3 Uhr das Flüßchen Kurney erreichten, das erste Wasser seit dem Witterivier, bei dem heißen Wetter für die Ochsen eine weite Strecke. Wir spannten aus bei dem Platze eines Bauern, der seit Anlegung von Enon mit den Geschwistern auf freundschaftlichem Fuße steht und auch gegen uns sich freundlich zeigte, obschon wir seine Einladung, bei ihm zu bleiben, nicht annehmen konnten. Bei seinem Hause lagen zwei große Büffelschädel mit den Hörnern. Ich fragte ihn, was er für dieselben fordere, er aber bot sie mir umsonst an, wenn ich sie mitnehmen wolle, was ich auch auf dem Rückweg that. Beide Büffel hatte er nicht weit von seinem Hause geschossen. Die Büffeljagd ist sehr gefährlich, wenn das Thier nicht auf der Stelle todt bleibt, so rennt es wüthend auf den Angreifer zu, und kann dieser nicht auf einen Felsen oder Baum flüchten, so ist er verloren. Auch die Annäherung muß sehr vorsichtig

unter dem Winde geschehen, damit der Büffel den Feind nicht merkt, ehe der Schuß geschieht. Der Bauer sagte, das Fleisch der Büffel sei so gut, als Rindfleisch; der eine war überdies so fett, daß sie viel Talg zum Seifekochen gewonnen hatten. Der Garten war kürzlich wieder von Elephanten besucht worden, welche viele Bäume beschädigt, wie in der Nacht, als der selige Bruder Latrobe mit seiner Gesellschaft hier übernachtete. Im letzten Kaffernkriege mußten die Leute flüchten, sie verloren 154 Stück Vieh und sahen ihre Häuser in Rauch aufgehen. 1819 war es ihnen nicht besser ergangen, und sie mußten nun in ihrem Alter zum dritten Mal von vorn anfangen. Sie hatten sich aber bereits wieder recht gut eingerichtet.

Der weitere Weg führt bald wieder in das Dickicht, so daß oft lange Strecken nur gerade Platz für den Wagen war, und von beiden Seiten die Zweige an das Verdeck anschlugen. An Ausweichen ist hier oft gar nicht zu denken, doch mag es auch selten geschehen, daß sich zwei Wagen begegnen. Um 8 Uhr erreichten wir eine etwas offene Gegend bei dem Platz Sandolak und schlugen da unser Nachtquartier beim Scheine des Vollmonds auf.

Am nächsten Tage, Sonnabend, den 14ten Januar, führte der Weg durch offene Gegenden. Hie und da sah man die Trümmer von Häusern, die im letzten Kaffernkriege verbrannt worden. Um 10 Uhr kamen wir an den Buschmannsrivier. Der Fluß ist ziemlich breit, lief aber jetzt nur schwach. Wir kamen nun in eine freie mit Gras bedeckte hüglige Gegend im District Albony. Um 3 Uhr hatten wir Sidbury erreicht. Obgleich es ein aufblühendes Dorf genannt wird, so sind doch außer einer netten englischen Kirche und einem

bedeutenden Kaufladen, der zugleich Wirthshaus ist, nur 7 kleine Häuschen hier, die zu zerfallen scheinen. In Albony sind die meisten Einwohner Engländer, theils Besitzer bedeutender Plätze, theils Colonisten. Im Jahr 1820 wanderten von England 4000 hieher aus, und diejenigen, welche arbeitsam waren, fanden ihr gutes Bestehen. Die verschiedenen Kaffernkriege haben ihnen aber vielen Schaden gethan. Daher ihr Haß gegen die Kaffern, und jetzt auch gegen die Hottentotten; bei Vielen auch gegen die Missionsplätze und Missionare. Gegen Abend erreichten wir eine mit Mimosenbäumen bewachsene Kloof mit einem Wasser, welches nur schwach floß. Am oberen jenseitigen Rande wurde ausgespannt, und zwischen den Gruppen von Mimosenbäumen wurde das Zelt aufgeschlagen. Es war ein schöner Abend, andere Wagen hatten auch in der Nähe ausgespannt. Diese verschiedenen Gruppen zwischen den Bäumen im Mondenschein waren sehr malerisch. Spät Abends kam ein Reiter von dem benachbarten Platz, der sich von jedem Wagen für das Ausspannen 6 Schilling bezahlen ließ. So fanden wir es auch am folgenden Tag. Es scheint, daß es hier gar nicht, obgleich es eine stark befahrene Hauptstraße ist, öffentliche, freie Ausspannplätze, wie in den anderen Districten, gibt. Nach einem ausführlichen Morgensegen setzten wir am nächsten Tage bei schönem Wetter und in schöner Gegend unsre Reise fort. Um 11 Uhr kamen wir nach Hawysons Port, einer sehr schönen romantischen Stelle, wo wir unter einem großen, wilden Feigenbaum an einem lebhaft fließenden Gebirgsbach ausspannten. Drei Kloofe laufen hier zusammen, zwei davon mit hohen Waldbäumen und Felsenpartien; die dritte offener mit

verschiedenen Arten Euphorbien. Ueber den Bach führte eine steinerne Brücke, die wir aber eingestürzt fanden. Der Bach hat so frisches, klares Wasser, wie wir es seit Clarkson nicht mehr gefunden; es war uns ein rechtes Labsal. Vor einem Jahr mochte hier eine sehr gefährliche Stelle sein, da sie ganz für den Hinterhalt von Kaffern geeignet ist; jetzt konnten wir ruhig im Schatten des Feigenbaumes unser Mittagsmahl genießen. Erst um 4 Uhr brachen wir wieder auf. Fast zwei Stunden lang führte uns nun die Straße, an der noch gebaut wird, im Thal hinauf, welches weiter nach oben sich erweitert und immer mehr angebaut ist. Um 6 Uhr wurde auf einer kahlen Anhöhe vor Grahamstown ausgespannt, wo der Wind so heftig war, daß wir kaum das Zelt aufschlagen konnten. Am nächsten Morgen mußte für unsre Besuche in Grahamstown Toilette gemacht werden. Um 8 Uhr brachen wir auf und hatten in einer halben Stunde diesen Hauptort der östlichen Districte erreicht. Die Stadt liegt in einem weiten Thale zwischen zwei Hügelreihen. Erst vor etwa 40 Jahren wurde der Anfang gemacht, hier eine Stadt anzulegen, und jetzt zählt sie schon 800 Häuser mit 7000 Einwohnern, von denen der vierte Theil Farbige sein mögen. Die Straßen sind breit und gerade, mehrere schöne große Kirchen erheben sich, die englisch-bischöfliche, die Wesleyanische und vor allen die römisch-katholische. Die Independenten und Presbyterianer haben eine gemeinschaftliche Kirche. Verschiedene Andere haben Kapellen. Die Holländisch-reformirten haben ebenfalls hier eine Kirche. Es wohnt hier ein katholischer Bischof, die englische Kirche hat einen Archidiakonus, und ein Bischof ist auf der Reise. Die Kaufläden sind groß und

reichlich mit Allem versehen. Früher residirte hier der Lieutenant-Gouverneur, seit einiger Zeit aber hält sich General Cathcart, der Gouverneur, hier auf, und es ist hier das Hauptquartier für das Militär auf der Kafferngrenze. Die Grahamstädter hoffen, daß die östlichen Provinzen des Caplandes ihre besondere Regierung bekommen werden, und daß diese ihren Sitz in Grahamstadt nehmen wird. So schön wie die Capstadt ist diese bei weitem nicht gelegen, es fehlt an Wasser, um mehr Gärten anzulegen, wenn sich die Stadt vergrößert; deshalb findet man auch nicht, wie in den meisten afrikanischen Städten, Alleen an den Seiten der Straßen. — Wir ließen uns zum Kaufmann Hayton den Weg zeigen, von dem die Siloer Geschwister ihre Bedürfnisse beziehen, und wurden von ihm und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen. Da sie außerhalb der Stadt wohnen, konnten die Ochsen in der Nähe weiden. Nachdem wir hier ein Frühstück eingenommen, begaben wir uns durch die heißen, staubigen Straßen auf den Weg, um unsre Geschäftsbesuche zu machen. Zuerst besuchten wir Rev. Shaw, den Vorsteher der Wesleyanischen Missionen, einen sehr würdigen, vieljährigen Missionar. Die Wesleyanischen Methodisten haben in den östlichen Provinzen 10 Stationen, 6 in Britisch-Kafferland, 5 unter den Kaffern jenseit der Colonie, 7 unter den Betschuanas. Alle diese muß er jährlich bereisen, 5 Stationen sind in dem District von Port Natal. Die meisten dieser Stationen sind aber klein. Er erzählte uns unter anderem, daß jetzt gegen 30000 Fingus längs der Grenze in verschiedenen Niederlassungen ansässig gemacht sind, und daß der Gouverneur Cathcart, welcher im Anfang von den Feinden der Missionssache sich

mit Vorurtheilen gegen dieselbe hatte einnehmen lassen, jetzt sehr wünscht, diesen Fingus Erziehung und christlichen Unterricht durch Missionare ertheilen zu lassen. Die Gelder zur Ausführung dieses Planes muß erst das Parlament bewilligen. Es ist hier ein weites Feld für Missionsthätigkeit, wenn auch die Wesleyaner eine Anzahl der Posten besetzen, und schottische und die von der Londoner Missionsgesellschaft einige andere, so wird doch noch viel zu thun übrig bleiben. — Beim General Cathcart wurden wir sehr bald vorgelassen. Er ist 1813 seit der Schlacht bei Bautzen im Hauptquartier des Kaisers Alexander gewesen und versteht Deutsch, ob er es gleich nicht spricht. Der Zweck, zu welchem er hergesendet wurde, den Kaffernkrieg zu beendigen, ist von ihm erreicht; ob seine Anordnungen einen dauernden Frieden sichern, muß freilich erst die Zukunft lehren, und es ist deshalb zu bedauern, daß er in kurzer Zeit die Colonie wieder verläßt. Dieser häufige Wechsel der Gouverneure ist gewiß nicht gut; jeder bringt andere Ansichten mit, keiner hat Zeit, sein System gehörig durchzuführen. Kaum hat er die Verhältnisse kennen gelernt und sich seine Ansichten über die Behandlung der Kaffern gebildet, so muß er einem Andern Platz machen, der vielleicht Alles umstößt, was er aufgebaut zu haben meinte. Cathcart hat bekanntlich die Geikakaffern aus den Amatolabergen vertrieben und sie gezwungen, sich in das Land der Amagalekas zurückzuziehen. Die Grenze soll durch Niederlassungen von Fingus und Europäern gesichert werden. Zu diesem Zweck wird das Land in Bauernplätze eingetheilt, von denen immer einige um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt herumliegen, wo sie sich zur Vertheidigung sammeln können. Das Land

wird fast umsonst ausgegeben, aber von je tausend Morgen müssen zwei bewaffnete Männer zur Grenzvertheidigung gestellt werden, wenn Krieg ausbricht. General Cathcart ist ein großer hagerer Mann, wie es scheint über 60 Jahre alt. Er war recht freundlich und sagte, nachdem ich ihm Bruder Breutel's Dank für den Schutz und das Wohlwollen für unsre Missionen ausgesprochen, er freue sich Bischof Breutel zu sehen, der ihm vom englischen Colonialsecretär, Herzog von Newcastle, empfohlen sei, und wolle ihm gern jeden nur möglichen Beistand gewähren. Er hoffe, Silo werde bald wieder aufblühen und auch Windvogelberg könne wieder gebaut werden. Tambukkis, die hinziehen wollten, hätten sich nur einen Paß von dem Tambukki-Commissar Mr. Warner geben zu lassen. Da wir, ehe wir in Silo gewesen waren, keine bestimmten Anträge zu machen hatten, so beurlaubten wir uns bald wieder. — Zum Mittagsessen waren wir bei dem Archidiakonus Merrimann eingeladen. Er ist ein sehr eifriger, lebhafter Mann; um seine zerstreut wohnenden Kirchkinder zu besuchen, reist er gewöhnlich zu Fuß, von einem Kaffer begleitet, mit einem Packpferd, welches Zelt, Betten und Lebensmittel trägt. So hat er das ganze Land durchreist, ohne die wilden Thiere zu fürchten, wenn auch bald Hyänen, bald Schakals, aber auch zuweilen Löwen sich in der Nähe seines Zeltes hören ließen. Auch Silo hat er einige Male auf seinen Reisen besucht und dort unter anderm unsre Geschwister im Verfertigen von Feldschuhen, leichten Schuhen, die zu Fußreisen sehr zweckdienlich sind, unterrichtet. Er hat sich in seinem schönen Garten eine Kaffernhütte bauen lassen, welche er als Studirzimmer benutzt. Nachdem wir mit ihm

und seiner liebenswürdigen Familie einige angenehme Stunden verbracht hatten, und noch einige andere Besuche gemacht waren, z. B. bei einem Tischler Hartmann, der aus Königshain gebürtig ist, brachen wir gegen 5 Uhr von Grahamstadt auf. An den Hügeln, die wir hinauffuhren, sind sehr viel Fingugärten mit Wälsch- und Kafferkorn. Diese Fingus stehen in der Pflege der Wesleyaner. Von hier hat man eine schöne Aussicht auf Grahamstadt mit seinen Kirchen. Sodann fuhren wir über kahle Anhöhen, die zu dem Höhenzuge gehören, welche Bothas Berg heißt, und spannten an einem Bach in einem grasreichen Thale aus, um unser Nachtquartier zu halten. Der folgende Morgen war schön. Der Weg führte zuerst über kahle Höhen, die einige schöne Pflanzen lieferten. Eine Winde mit großen, rothen Blumen kroch auf dem Boden, eine kleine scharlachrothe Lobelie und einige andere neue Blumen zeigten sich. Als wir uns der am großen Fischfluß hinlaufenden Bergreihe näherten, wurde die Gegend sehr interessant. Die Berge sind mit einem meist undurchdringlichem Walddickicht bedeckt von verschiedenartigen Bäumen und Sträuchen, welche dicht mit einander verwachsen sind, und über welche sich die baumartigen Euphorbien erheben *).

---

*) Von den Sträuchern führe ich hier nur den Spekboom an (**Portulacaria afra**), einen mannshohen Strauch, der jetzt mit röthlichen Blumen bedeckt war, so daß es von weitem aussah, als ob das Dickicht mit blühenden Rosengebüschen vermengt sei. Seine saftigen Blätter geben in der Zeit der Dürre, wenn alles Gras vertrocknet, dem Rindvieh ein gesundes Futter. Einen Monat früher würden wir dazwischen die orangerothen und blauen Blumen der **Strelitria regina** gesehen haben,

Der Weg, eine vor zehn oder mehr Jahren von Soldaten gebaute Kunststraße, und vielleicht deshalb „Queensroad“ genannt, ist jetzt durch das Wasser ganz verdorben. Tiefe Löcher, dann wieder hohe Felsstücke ziehen sich quer durch, daß es zu verwundern ist, wie die Wagen, obgleich sie sehr stark gebaut sind, es aushalten, und wir gingen trotz der Hitze zu Fuß. Sehr romantisch sind die Aussichten in die tiefen Kloofe und die waldbedeckten Berge. Wir waren froh, als wir ohne Unfall diese Queensroad passirt und vor uns Fort Brown liegen sahen, wo wir den Mittagsausspann machten. Fort Brown würde in Europa freilich nicht den Namen eines Forts verdienen, und im Kriege nichts helfen. Es sind einige mit Zink gedeckte Häuser von einer mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben und ein dicker, viereckiger Pulverthurm, auf dessen flachem Dache zwei Kanonen stehen. Ein Capitän mit 40 Mann englischer Truppen und 10 capischen reitenden Jägern, Hottentotten, liegen als Besatzung darin. Für die Kaffern, die nur Assagayen und höchstens Flinten haben, ist das Fort fest genug, ja uneroberlich.

Die Hitze war drückend, kein Lüftchen regte sich, und da jetziger Zeit die Sonne fast im Zenith steht (nur 8 Grad zu Mittag davon entfernt), so gibt auch der Wagen nicht so viel Schatten, daß man diesen aufsuchen könnte. Der Fischfluß strömte stark in seinem tiefen Bett, jetzt zwar nur 20 Schritt breit, aber man sieht, daß er hoch anschwellen kann. Ueber ihn führt eine große, steinerne Brücke.

---

jetzt erblickte man nur noch einzelne Blumen und Blüthenstengel.

Soldaten kamen, Wasser zu holen, ein Faß wurde gefüllt und von ihnen auf einem zweirädrigen Karren nach dem Fort gezogen. Ein freundlicher, englischer Sergeant, der im letzten Kriege mit den Kaffern ein Auge verloren und einen Streifschuß durch den Rücken bekommen hatte, lud uns ein, mit ihm zu Mittag zu essen, oder doch ein Glas Wein zu trinken, oder bis zum Abend zu bleiben, er wollte uns Fische fangen. Von dem Allen konnten wir nichts annehmen, um ihm aber doch nicht Alles abzuschlagen, stopfte ich mir eine Pfeife von seinem Tabak. Er fragte nun nach Tractaten, und ich bedauerte, keine englischen Tractate mitgenommen zu haben. Da es kein Gras gab, so fraßen die Ochsen die Früchte von dem hier wie wild wachsenden Nopal oder Opuntiencactus, welche hier türkische Feigen genannt werden. Sie wachsen, wie schon erwähnt wurde, auch um Enon viel, sind mit Früchten bedeckt, und die Früchte schmecken nicht unangenehm, doch muß man die mit Stacheln besetzte Schale sehr sorgfältig abschälen. — Es war noch ziemlich warm, als wir um 2 Uhr weiter fuhren. Der Weg führt an Bergen hin, von denen wir zuerst den Fischfluß, dann den Kanap mit baumreichen Ufern in der Tiefe unter uns hatten. Später passirten wir bei Kanapspost, einem Posten, wo ebenfalls Soldaten stationirt sind, den Fluß. Darauf führte die Straße einen hohen, ziemlich steilen mit Wald und Dickicht bedeckten Berg hinauf, mit schönen Aussichten auf das Waldgebirge. Wenn man diese Gegenden sieht, so wundert man sich nicht, daß es so schwer hielt, die Kaffern und Hottentotten zu vertreiben, sondern eher darüber, daß es am Ende möglich war. Das Dickicht ist größtentheils undurchdringlich. Es in Brand zu

ſtecken geht nicht, weil zu viel Saftpflanzen dazwiſchen ſtehen, es brennt nicht, und es auszurotten, da es Quadratmeilen weit ſich erſtreckt, iſt ebenfalls nicht auszuführen. — Ludwig Haas, welcher zwar nicht den letzten Krieg, aber den von 1846 als Freiwilliger unter Capitän Hogg mitgemacht hatte, konnte viel erzählen, als wir in dieſe Gegend kamen, von den Begebenheiten, die er da oder dort erlebt hatte. — Gegen Sonnenuntergang hatten wir den Gipfel des Berges erreicht; das Dickicht hörte auf, und die Gegend wurde parkähnlich. Baumgruppen und Bosketts von Sträuchern mit hohem Gras dazwiſchen boten einen ſchönen Ausſpannplatz. Die Ruinen eines abgebrannten Hauſes, die in der Nähe lagen, erinnerten an die Schrecken des Krieges, und wie dankbar wir ſein konnten, daß wir jetzt wieder ſo unbeſorgt reiſen und im Buſch unſer Nachtquartier aufſchlagen konnten, obgleich wir öfters am Tage Fingu- und Kaffernfamilien vorbeiziehen ſahen. Dieſe gehen hinter einander, Eins immer in die Fußtapfen des Anderen tretend; voran die Kinder, dann die Frau, welche allerhand auf dem Kopf und in den Händen trägt, oft ziemlich ſchwer, hinterdrein der Mann, der nichts als zwei Stöcke trägt.

Am Morgen des nächſten Tages war der Himmel bedeckt, bald aber wurde es wieder klar und drückend heiß. Nachdem wir einen Platz paſſirt, wo Hogg's Commando 1846 2000 Stück Vieh, welches ſie in den Amatolabergen erbeutet, zuſammengetrieben hatte, ging es wieder bergauf in die Wälder und Berge. Man fährt endlich hoch über einem Waldthal und ſieht die faſt ſenkrechten Wände hinab in ein tiefes Thal, in dem der Katrivier

zwischen Bäumen und Felsen hinschäumt, die Fernsicht zeigt gewaltige Gebirge. Gegen Mittag wurde beim Katrivier unter Mimosenbäumen ausgespannt. Der Bach mit seinen schattigen Ufern gibt fast den Anblick eines europäischen Berggewässers; die feuchte, frische Kühle war nach der Hitze des Tages um so willkommener. In ungefähr zwei Stunden erreichten wir Fort Beaufort, ein Fort, um welches sich ein Städtchen mit lebhaftem Handel gesammelt hat. Es sind gegen hundert neuerbaute Häuser. Fort und Stadt waren im Kaffernkrieg in großer Gefahr, da der berüchtigte Häuptling Hermanus mit bedeutender Macht sie am 7. Januar überfiel. Daß er dabei von einem Fingu erschossen und der Angriff dadurch abgewehrt wurde, war der erste über die Kaffern erhaltene Sieg und von großen Folgen.

Der Wagen hielt draußen, ich ging in das Städtchen und besuchte Missionar Ayliff, einen Wesleyaner, der hier unter den Fingus arbeitet, und kaufte Brod, Zucker und andere Lebensmittel. Beim Weiterfahren begegneten wir vielen Reitern, theils Reisenden, von Queenstown kommend, aber auch Herren und Damen, die nur einen Spazierritt zu machen schienen, wahrscheinlich Officieren aus Fort Beaufort, mit ihren Frauen oder Töchtern. Die Abendkühle lud zu einem solchen Ritt ein, aber der erstickende Staub war eine schlechte Zugabe. Hier hört die gebaute Straße auf, aber der Weg ist ziemlich stark befahren, zumal jetzt. Wir trafen viel Wagen, die mit Gütern oder Hausrath nach Queenstown fuhren, oder leer von da zurückkamen. Etwa eine halbe Stunde weiter wurde in dem Bergthal des Katrivier Nachtquartier gemacht.

Am Morgen des nächsten Tages hörten wir das Geschrei der Paviane, sahen aber keine. Mehrere Hottentottinnen kamen des Weges, die so aussahen, als könnten sie von Gnadenthal kommen, sie waren aus der Katrivier-Niederlassung, die hier anfängt. Die Gegend ist schön, ein Kessel, umgeben von hohen Bergen und von Hügeln durchschnitten, von denen viele Bäche und einige Flüsse herabkommen, die das Land befruchten. Es war früher von den Kaffern bewohnt; Lieutenant-Gouverneur Stockenström bestimmte es zu einer Hottentotten-Niederlassung, die eine Schutzwache der Colonie werden sollte. Eine solche war sie auch in den früheren Kaffernkriegen, aber 1851 schlossen sich Viele an die Kaffern an. Die geistliche Pflege der Niederlassung hatten ein Prediger der reformirten Kirche und zwei Missionare.

Die Ochsen waren, als wieder eingespannt werden sollte, weggelaufen, doch wurden sie nach halbstündigem Suchen wieder gefunden. Nach einer halben Stunde öffnet sich das Thal, wir kamen nach Blinkwater. Eine Anzahl Häuser, jetzt meist Engländern gehörend, mit Feldern von Mais und großen Viehweiden bilden den Platz. In der Ferne zur Linken sah man die Bergrücken, an derem jenseitigen Abhang die verhängnißvolle Waterkloof ist, wo Colonel Fordyce und mancher Andere fiel, bis General Cathcart die Kaffern, statt sie anzugreifen, durch Aushungern zwang, ihre unzugänglichen Stellungen zu verlassen. Als wir uns wieder dem Katrivier näherten, wurde unter Mimosenbäumen Mittag gemacht. — Bei Fort Armstrong mußten wir Katrivier zweimal passiren, da der Fluß dasselbe in einem Halbkreis umgibt. Die Rebellen hatten es besetzt, bis es Colonel Sommersett den

22. Februar mit Truppen und Bürgern angriff und, nachdem seine Kanonen den Thurm zusammengeschossen, erstürmte. Der Thurm und 5 oder 6 Häuser liegen in Trümmern. In den verlassenen Gärten wucherte Dacha, so nennt man hier den Hanf, der gebaut wird, um ihn zu rauchen, wobei er dem Opium ähnlich berauscht, und der Gesundheit äußerst nachtheilig sein soll. In unsern Gemeinen ist er daher streng verpönt, aber Kaffern und Fingus sind große Liebhaber davon. — Weiterhin kamen wir bei Hertzog vorbei, wo ehemals die Beamten ihren Sitz hatten. Die Kirche ist wieder hergestellt, auch 10 bis 12 dabei liegende Häuser wenigstens auf das nothdürftigste. Um 6 Uhr spannten wir, nachdem der Katrivier noch zweimal durchfahren, unter Dornbäumen aus, weil Regen drohte. Schon mehrere Tage hatten sich Nachmittags Gewitterwolken zusammengezogen, aber gegen Abend wieder vertheilt. Diesmal geschah es nicht, sondern es kam zum Regen. Wir waren im Zelt geborgen, die Leute suchten Schutz im Wagen.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Berichtigung.

Sechstes Heft. 1855.

Seite 917 Zeile 5 v. o. müssen die Worte wegfallen:
geborne von Schweinitz.

Gnadau, gedruckt bei C. D. Hans Wittwe.

Nachrichten
aus der
Brüder-Gemeine.
1856.

Zweites Heft.

Rede
des Bruders C. W. Matthiesen an die Gemeine in Herrnhut am Sonntage Esto mihi, den 22. Februar 1852.

Ges. O süße Seelenweide ꝛc. 167, 1.
Mein Erlöser! wenn gleich nicht alleine ꝛc. 494, 1.

Lehrtext: Jesus sollte sterben für das Volk; und nicht für das Volk allein, sondern daß Er die Kinder Gottes, die zerstreuet waren, zusammenbrächte. Joh. 11, 51. 52.

Dieses Wort des Evangelisten Johannes, meine lieben Brüder und Schwestern, fügt er dem Ausspruche des Hohenpriesters Caiphas hinzu, welchen derselbe bei der Verlegenheit des hohen Rathes darüber, daß viele Juden an Jesum glaubten, that — wie uns Johannes ausdrücklich sagt: nicht von sich selbst, sondern er weissagte, weil er desselben Jahres Hoherpriester war —: „Es ist uns

besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe" (Joh. 11, 50). Johannes sagt: „Jesus sollte sterben für das Volk;" erläutert es aber noch, indem er hinzufügt: „Nicht für das Volk allein, sondern daß Er die Kinder Gottes, die zerstreuet waren, zusammenbrächte."

Wir treten mit dieser Woche in die Passionszeit ein, in die Zeit, da wir des Leidens unsers Herrn und Heilandes für uns ganz besonders gedenken, uns mit einander, und Jedes auch für sich in der Stille, vorbereiten wollen auf die Marterwoche unsers Herrn, in welcher wir Ihn Schritt vor Schritt begleiten auf Seinem für uns so verdienstlichen Gang durch Leiden und Marter bis zum Tod am Kreuze. Wir gehen diesen Gang auch diesmal nicht allein, m. l. Brr. u. Schwn. Es wird sich uns anschließen eine große Schaar von Gläubigen des Herrn, verbunden mit einander, mit uns in der Liebe. Der Heiland hat uns zu unsrer heutigen Loosung ein Wort aus dem Alten Bunde gegeben, welches darauf deutet: „Jonathan und David machten einen Bund mit einander; denn er hatte ihn lieb, wie sein eignes Herz" (1 Sam. 18, 3). Und wir fügen hinzu: „Die Bruderlieb' hat festen Grund, das wird erst recht im Leiden kund: da bricht ihr Trieb mit Macht herfür, denn Gottes Liebe leuchtet ihr" (718, 2).

Jonathan und David machten einen Bund mit einander, so fest und in reiner Liebe, ohne Selbstsucht, wie er in den Zeiten des Alten Bundes nur sein konnte. Sie waren Beide ergeben in die Wege des Herrn ihres Gottes, an welchen sie von Herzen glaubten. Jonathan, der Königssohn, wußte, daß der Hirtenknabe David von Gott be-

ſtimmt war, die Krone des Reiches Iſrael zu tragen, und dennoch hatte er ihn lieb, wie ſein eignes Herz; David war dabei nicht etwa argwöhniſch gegen ſeinen Freund, und ſo ſegnete der Herr ihren Bund. David konnte ſeine Liebe noch in ſpäter Zeit, als ſein Freund gefallen war, gegen deſſen Sohn Mephiboſeth im Unglück bethätigen. Das kann und ſoll auch uns ein Vorbild ſein, m. l. Brr. u. Schwn.; doch müſſen wir dabei wohl erwägen, daß uns in der Zeit des Neuen Bundes unſer Ziel höher geſteckt iſt, daß wir einander noch viel inniger und herzlicher, mit mehr Aufopferung zu lieben haben um des Herrn unſers Heilandes willen.

Aber ſo ſehr uns auch die Liebe mit einander im Glauben an den Heiland verbinden mag, ſo heißt es doch davon: „Habt euch aber noch ſo lieb, dennoch reichen dieſe Triebe an die Liebe zu dem guten Hirten nicht.“ Denn Er hat uns bis in Tod geliebet, uns mit blut'gem Schweiß erſchwitzt; Er, der Sohn Gottes, iſt ja für uns Menſch geworden; Er hat unſer Elend, unſre Sündenlaſt auf ſich genommen, hat für uns geweint und gezagt dort in Gethſemane; Er fühlte ſich um unſertwillen verlaſſen von Seinem Gott, von Seinem Vater. Wenn uns das nicht Grund zum Lieben giebet, zur Liebe, die über alle Liebe geht! o ſo muß ich in der That bekennen: ich wüßt' auf der Welt nichts mehr, was dazu vermögend wär'! Sind wir in Liebe mit Seinen Gläubigen als eine Gemeine des Herrn verbunden, ſo ſind wir noch viel inniger und feſter mit Ihm unſerm Heiland in Seiner Liebe verbunden. Aber wenn wir dieſes Wort ausſprechen, ſo fällt es uns dabei doch gar ſehr aufs Herz: „Ach wie kriecht

mein Flämmlein doch zusammen gegen eine Seiner Liebesflammen; meine Zähr' ist gut gemeint, aber wie hat Er geweint!" Wie hat Er geweint über Sein Volk, für das Er sterben sollte, da Er Jerusalems Kinder versammeln wollte um sich, und sie nicht wollten, nicht auf ihren Hirten hörten, nicht bedachten, was zu ihrem Frieden diente (Matth. 23, 37. Luc. 19, 41. 42). Sind Ihm nicht auch die Augen übergegangen an Lazarus Grabe? Auch uns zum Trost in unserm Leid, in unsrer Sehnsucht nach Seiner Liebe, nach dem Leben in Ihm! Auch um unsrer Sünde willen hat Er so bittre Thränen dort am Oelberg vergossen, so harte Martern erduldet, bis Ihm das Herz im Tode brach. Seine Liebe zu uns armen Sündern trieb Ihn dahin!

Hören wir nun, m. l. Brr. u. Schwn., das Wort: „Jesus sollte sterben für das Volk," so sagen wir dazu: aus freiem Liebestriebe! Er wollte sterben für das Volk, wie Er nach dem ewigen Gnadenrath Gottes sterben sollte. Auch wir dürfen uns ja aus Gnaden zählen zu diesem Seinem Volke. Gehören wir dem Fleische nach nicht zu dem Israel des Alten Bundes, so gehören wir doch zu dem Israel des Neuen Bundes im Geiste, zu dem Volke unsers Herrn und Heilandes, das Er sich mit Blut erworben hat. Wir sind ja auf Seinen Namen getauft, nach Seinem Namen genennt; wir sind zu Ihm hingewiesen von früher Jugend an; wir dürfen Seinen Leib und Sein Blut genießen im heiligen Abendmahl; sollten wir uns nun nicht zu Seinem Volke zählen dürfen? Er ist also nach dem Worte des Lehrtextes zunächst auch für uns gestorben. Aber wenn wir das im Glauben annehmen, so haben wir dabei noch zu

bedenken: wir gehören zu Seinem Volke, der Berufung, der Erwählung nach; ist es aber auch in der That und Wahrheit so? Das wird sich uns danach beantworten, m. l. Geschw., ob wir im Glauben an Jesum Christum stehen, ob wir die feste Ueberzeugung davon haben, daß Er auch für unsre Sünde genug gethan hat. Solches haben wir aber nicht durch eignes Suchen und Mühen, nicht durch unsre guten Werke, daß wir etwa damit es uns erworben hätten, sondern aus lauter Gnade und Barmherzigkeit unsers treuen Gottes und Heilandes. Er hat uns geschenkt den Glauben, die Gewißheit: daß Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes, durch Seinen Martertod am Kreuze, Alle, die durch den Glauben zu Ihm hinzunahen, mit Gott versöhnt, und sie von ihren Sünden erlöset hat. Ob wir nun diese feste Ueberzeugung haben in unserm Innern; ob wir uns darum Kinder Gottes nennen dürfen, zu Seinem Volke gehören, die Gnade Gottes in Christo Jesu geschmeckt haben und jetzt in dieser Stunde schmecken: darüber muß uns der heilige Geist das Zeugniß geben in unserm Herzen. O daß Er es doch einem Jeglichen von uns geben könnte! Daß wir uns deß freuen könnten, daß Jesus, „der sterben sollte für Sein Volk," auch für uns gestorben ist; daß jeder Tritt auf Seinem Martergang auch für uns geschehen ist; daß jede Thräne, die Er vergossen hat, auch für uns vergossen ist; daß jeder Tropfen Bluts, der Ihm entquollen ist, auch für uns vergossen worden ist zur Reinigung für unsre Sünden! Wenn wir uns aber vielleicht auch in dieser Stunde nicht so fühlen, so lebendig im Glauben, so brünstig in der Liebe, welche mit diesem Glauben ja nothwendig verbunden ist; wenn wir uns

darum nicht so freudig hinzunahen, nicht so freudig uns dieses Wort zueignen könnten, oder wenn es uns in künftigen Stunden dieser Passionszeit so ergehen sollte; wenn wir uns nicht dem Aeußeren, aber dem Inneren nach zu denen rechnen müßten, „die zerstreuet sind," die sich entfernt haben von ihrem guten Hirten, die wie verlorne Schafe in der Irre gehen; — dann, m. l. Brr. u. Schwn., dürfen wir uns ja den zweiten Theil dieses Wortes gewiß zueignen, so gewiß wir die Ueberzeugung durch die Gnade des Heilandes haben: „Nichts ist an mir, nichts als Armes," und damit sogleich die Bitte verbinden: „Gib mir durch Dein Blut ein warmes und von Deinem Tod und Schmerze gänzlich hingenomm'nes Herze!" Der Heiland sollte und wollte sterben, nicht nur für das Volk Israel, „sondern auch für die Kinder Gottes, welche zerstreuet waren, daß Er sie zusammenbrächte;" nicht nur zu einer äußeren Gemeinschaft, sondern zur Gemeinschaft der wahren Kinder Gottes im Glauben an Ihn, unsern Heiland, in der Liebe Gottes; und das ist nach dem Gnadenrath Gottes durch die Liebesthat des Heilandes ausgeführt. Wir dürfen dieses Wort auch anwenden auf alle diejenigen, welche sich verirrt haben von Ihm, welche schon im Glauben standen, deren Glaube aber matt und schwach geworden ist. Der Heiland hat ja auch für uns gebetet, daß unser Glaube nicht aufhöre (Luc. 22, 32); Er hat auch für uns Sein Blut vergossen, da wir noch Feinde waren (Röm. 5, 10); Er will uns auch zu Kindern Gottes machen, selbst wenn wir uns noch so oft von Ihm verirrt haben. Darum darf Keiner von uns verzagen, wenn wir auch noch so viele Mängel und Gebrechen, und noch so schwere

Sünden bei uns fänden, und uns als noch so undankbar erkennen müßten in Beziehung auf die Gnadenwohlthat Gottes, welche wir empfangen haben. „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken!“ sagt der Heiland (Matth. 11, 28); Er, der gute Hirte, geht dem verlornen Schäflein nach, bis daß Er's findet, auf Seine Arme nimmt, und zurückbringt zu Seiner Heerde.

Möchten wir, m. l. Geschw., uns doch auf die eine oder auf die andere Weise das Wort unsers heutigen Lehrtextes jetzt recht aneignen können im Glauben! Wir wollen den Heiland darum anrufen, dabei aber nicht vergessen, daß die ganze Erde Sein ist, daß Er Sein Blut für das ganze Menschengeschlecht vergossen hat, und Niemand davon ausgeschlossen sein soll. Wenn es heißt: „daß Er die Kinder Gottes, die zerstreuet waren, zusammenbringen will,“ so sind ja darunter auch die zu verstehen, welche zur Kindschaft Gottes bestimmt sind, wenn es gleich vor der Menschen Augen noch nicht so erscheint, ob sie nun nach Christi Namen genennt sind, denselben aber nicht bekennen in Wort und Werk, oder ob dieser heilige und selige Name noch nicht über sie genannt ist, und sie noch in der Finsterniß des Heidenthums dahingehen. Wir wollen also auch in dieser Passionszeit, wenn wir den Segen des Heilandes an unsern Herzen erfahren dürfen, — und das wird Er uns auf unsre Bitte gewiß aus Gnaden gewähren! — nicht vergessen, Ihn dann auch kindlich gläubig und inbrünstig darum anzurufen, daß Er durch Seinen heiligen Geist recht vielen Seelen ans Herz treten möge, damit recht Viele es erkennen mögen auch in dieser Passionszeit, was

zu ihrem Frieden dient, im Glauben auffassen mögen das süße und selige Evangelium, „daß Jesus gestorben ist für Sein Volk, das nahe und das ferne ist.“ Und wenn wir so die Liebe in dieser Weise erfüllen, so wird es uns der Heiland auch auf eine besondere Weise gesegnet sein lassen: wir werden Seinem Herzen um so näher sein, Er wird sich mit dem Verdienste Seines Leidens um so mehr zu uns bekennen können, uns rein waschen von allen unsern Uebertretungen und Sünden; wir werden es erfahren, daß wir in einer seligen Gemeinschaft sind, an einer treuen Hand gehen, und von der Gnade unsers Heilandes geleitet werden von einem Segen zum andern.

„Laß uns nie entfallen unsern Trost aus Deinem Tod! Herr, erbarm' Dich unser!“

Ges. Hör', was die Würmlein sagen ꝛc. 125, 9.

Rede

des Bruders Cröger an die Gemeine in Herrnhut, über das dritte Kreuzeswort, am 19. März 1854.

Ges. Da Jesus an dem Kreuze stund ꝛc. 137, 1.
Ach ihr theuren lieben Kinder, höret Jesum, unsern Herrn ꝛc. 716, 4.

Lehrtext: Weib, siehe, das ist dein Sohn. — Siehe, das ist deine Mutter. Joh. 19, 26. 27.
Du denkst an Deine Freunde; gedenk', Herr! auch an mich! 621, 6.

Diese Bitte, meine lieben Brüder und Schwestern, erinnert uns zunächst bei der Betrachtung dieses dritten Kreuzeswortes unsers hochgelobten Heilandes daran, wie Er, das treue Herz ohne Gleichen, auch in jenen großen Stunden, da die Last einer ganzen sündigen Welt auf Ihm ruhete, dennoch unter den Tausenden, die unter Seinem Kreuze hin und her wogten, diejenigen herauszufinden wußte, welche Seinem Herzen die Nächsten und die Liebsten waren. In diesem Sinne ist es von unserm seligen Christian Renatus von Zinzendorf gedichtet, wenn er in seinen kostbaren Passionsliedern bittet: „Blick' so lieblich auf mich her von dem Kreuze, als ob ich Johannes wär'!" Wir haben erst in der Betrachtung des heutigen Vormittags gehört, wie Seine Leidensgeschichte eine so besondere Beziehung hat für die Seinen, für die, welche durch Seine Gnade Seine Freunde heißen dürfen. So gilt es auch in Beziehung auf den Gegenstand unsers heutigen Textes. Wenn wir, m. l. Geschw., an die Millionen denken, welche im Geiste unter dem Kreuze ihres Heilandes in dieser Passionszeit unwillkürlich vorüber geleitet und daran erinnert werden, daß auch ein Heiland für sie gekommen und für sie in den Tod gegangen ist; wenn wir bedenken, wie Viele der nun erhöhete Heiland schauen muß, die gleichgültig, ja voll Spott und Verachtung, es kaum der Mühe werth halten, recht zu Seinem Kreuze hinauf zu blicken, wie aber doch auch eine Schaar der Seinen auf dem ganzen Erdboden gefunden wird, welche als Seine Freunde mit Blicken der innigsten Liebe und Dankbarkeit, aber auch voll Sehnsucht nach einer neuen Gnade zu Ihm aufschauen: o möchten wir da doch Alle zu diesen Letzteren gehören! Möchte

doch in unsern Brüdergemeinen, möchte in unsrer hiesigen Gemeine kein Herz sein, das so gleichgültig an dem Kreuze des Heilandes vorüber ginge! Möchte es dahin kommen, daß Alle am Ende dieser Passionszeit wenigstens den Eindruck der Wahrheit recht lebendig empfingen: ach wie glücklich wäre ich, wenn ich auch einmal in Wahrheit zu Seinem Kreuze aufblicken könnte, wenn Er mein Freund wäre vor allen Andern! Doch, m. l. Geschw., wenn wir dem Worte unsers Herrn, das wir in unserm heutigen Text finden, näher folgen, so ist es zunächst das Besondere und Köstliche an diesem Wort, daß Er damit Seine Kindes- und Freundesliebe gekrönet, und so durch Sein heiliges Vorbild und durch das damit verbundene Verdienst auf die besondere Liebe unter den Seinen, neben der allgemeinen, die Er so eindringend und unabläßig predigt, gewiesen hat. Ja, wie unter Seinen sieben Bitten, welche Er die Seinen lehrte, von dem treuen Herzen des Gottes- und Menschensohnes eine Bitte unserm äußeren Leben und seinen Bedürfnissen gewidmet ist, so ist unter den sieben Kreuzesworten, in denen allen eine Gottesliebe athmet, dennoch ein Wort ganz besonders dieser speciellen Liebe in den verschiedenen Lebensverhältnissen gewidmet. Und das sollen wir nicht gering achten. Es ist darum dieses Wort unter den sieben, manchmal nicht mit Unrecht, in einem gewissen Sinne das „menschlichste" dieser wunderbar tiefen und hohen Worte unsers gekreuzigten Heilandes genannt worden. Seine Kindesliebe krönte Er in diesen Stunden. Wir wollen nicht nur darüber erstaunen, sondern freuen wollen wir uns und Ihm auch einen besonderen Dank dafür sagen, daß Er in diesen Stunden, da Er um das

Heil einer ganzen sündigen Welt mit den Mächten der Finsterniß kämpfte, da Er eben für Seine Feinde gebeten, da Er die reuigen Sünder in dem Schächer einer ewigen Gnade und Gerechtigkeit versichert hatte, noch Raum und Zeit fand, besonders Seiner Mutter zu gedenken, die unter Seinem Kreuze stand. Wenn Er sie hier noch einmal „Weib" anredet, so verstehen wir wohl, warum Er das that. Nicht wie damals auf der Hochzeit zu Cana, da Er durch diese Anrede die mütterliche Zudringlichkeit von sich weisen mußte, damit sie Ihn nicht in dem stören möchte, was Er nach dem Willen Seines himmlischen Vaters zu thun gekommen war, sondern wer könnte zweifeln, warum Jesus hier wiederum Seine Mutter „Weib" anredet und nicht „Mutter?" Weil Er das Schwert, das durch ihre Seele dringen mußte, nicht noch tiefer in ihr Herz bohren wollte. So sorgt Er für Seine Mutter, indem Er sie Seinem Johannes zuweist. Und wie hätte Er der hingebenden Liebe Seines Johannes, der an dem Jesusherzen lieben gelernt hatte, der der empfänglichste und willigste Schüler der Liebe gewesen war, herrlicher lohnen können, als dadurch, daß Er seinem Herzen eine Liebespflicht auferlegte? Mit diesem Verlaß für Seinen Johannes hat unser Heiland auch das Wort bewährt, welches Paulus uns aufbewahrt hat aus Seinem Munde: „Geben ist der Liebe seliger, denn Nehmen" (Ap. Gesch. 20, 35). So lernen wir denn, m. l. Geschw., auch in Beziehung auf unsre besonderen Verhältnisse, die der Herr geweiht, die Er selbst geordnet hat, und in denen durch Seine Gnade die Liebe herrschen soll, daß auch in den letzten großen Abschiedsmomenten Seiner Jünger oder Seiner Jüngerinnen solche beson-

dere Liebe einen Raum und ein Recht hat, wie unser Heiland sie selbst durch Sein Vorbild geübt, also nicht blos erlaubt, sondern uns dazu angewiesen hat. So darf ein Vater von seiner Familie bei dem Abschied aus diesem Leben, es darf ein Freund von seinen Freunden scheiden, indem er besonders für sie sorgt, indem er auf ihre Zukunft bedacht ist und nach bestem Vermögen ihrer wahrnimmt. Aber freilich dürfen wir das nicht also mißverstehen, als wenn es sich bei dem Heiland für Maria und Seine Jünger hauptsächlich um äußere Versorgung gehandelt hätte. Wenn gleich unser lieber Herr der einsamen Witwe auch in der Hinsicht eine Stütze in Seinem treuesten Jünger zuweisen wollte, so war's doch hauptsächlich ohne Zweifel die Herzensverbindung, in der sie einander stärken sollten, und durch welche die Lücke, die ihnen nun durch den Abschied ihres geliebten Sohnes und Meisters gerissen wurde, sollte ausgefüllt werden.

Das führt uns, m. l. Geschw., weiter auf die andere Betrachtung des Wortes, da wir sagen können: es zeigt uns dieses Wort unsers Heilandes, — die Verbindung, die Er da mit Seinem sterbenden Munde geordnet und gesegnet hat — daß eine jede Verbindung, die in Ewigkeit währen soll, unter dem Kreuze Christi geschlossen werden muß, wie unser Graf Zinzendorf in seinen kostbaren Liedern von der Liebe Jesu singt: „Jesu Liebe macht die Banden aller andern Liebe fest, aber Alles geht zu Schanden, was sich da nicht gründen läßt." Unter dem Kreuze Jesu werden die Banden aller andern Liebe fest. O, m. l. Geschw., wenn in einem Ehebund, in einem Familienkreis oder in einer Freundesverbindung diese

Vereinigung der Herzen auf den Heiland, auf Den, den wir am Kreuz recht eigentlich in Seiner Heilandsherrlichkeit erkennen, fehlt, was ist es doch dann mit der Liebe? Sie verdient kaum diesen Namen. Wenn wir nach dem Worte Gottes die Liebe kennen gelernt haben, die den Sohn aus des Vaters Schooß in den bittern Tod getrieben hat: das ist die Liebe vom Herrn, die ist stärker denn alle Flammen, daß auch viele Ströme sie nicht auslöschen mögen. Das war die Erfahrung, die die ersten Christen gemacht haben, über der die Heiden nicht aufhören konnten zu staunen: „Sehet, wie haben die Christen einander so lieb!" Woher war diese Liebe gekommen? Sie war unter dem Kreuze Christi in ihre Herzen ausgegossen. Denn unter dem Kreuze Christi stirbt die Eigenliebe und die Weltliebe; und das sind die größten, und ach, in unserm armen Herzen von Natur so mächtigen Hindernisse für die wahre Bruder- und Schwesternliebe. Unter dem Kreuze Jesu, aus Seinem geöffneten Herzen ergießt sich der Strom der Gottesliebe, von der Paulus sagt: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen" — die von Natur nichts von dieser Liebe hatten noch wußten — „durch den heiligen Geist" (Röm. 5, 5). Wer aber Barmherzigkeit unter dem Kreuze des Heilandes erfahren hat, der kann auch Liebe üben; denn dazu gehört in den meisten Verhältnissen mit unsern Mitsündern „Barmherzigkeit." Darum hat unser seliger Graf Zinzendorf mit Recht gar köstlich von dieser Begebenheit, zu welcher das Wort unsers Textes gehört, gesungen: „Das Auge, das auf Golgatha die Physiognomie der ersten Unität ersah, das schläft noch schlummert nie." Es war von dem Jünger unsers

Heilandes aus dem Herzen seines Meisters gesungen, wenn er Maria und Johannes als die erste Unität, als die erste Herzensverbindung auf den gekreuzigten Heiland, bezeichnet hat. Und als es nun unserm Herrn gefiel, hier in Herrnhut in der Wildniß einen Garten Seiner Ehre zu pflanzen von Bäumen der Gerechtigkeit, Ihm zum Preise, was war es da, das die Unität erneuert hat? Nicht etwa die Erinnerungen unsrer mährischen Väter von den alten Zeiten, sondern es waren die Flammen der Gottesliebe, die bei dem Abendmahl in Berthelsdorf in ihre Herzen gedrungen war, und die alle Eigenliebe und Eigengerechtigkeit, geschweige alle Weltliebe, ertränkt hatte; denn nun fühlten sich unsre Brüder und Schwestern als eine Unität, als eine Einheit in Ihm. Ach, m. l. Geschw., müssen wir's uns nicht mit Schmerz gestehen, daß eben heutzutage so Vieles fehlt gegen jene Schilderung unsrer ersten Gemeine, wie sie in der Liebe zum Herrn und unter einander lebte! Woher kommt es? Weil die Liebe zu dem gekreuzigten Heiland die Herzen noch nicht verbunden hat, oder weil, wenn auch Regungen dieser Liebe sich durch Seine Gnade unter uns fänden, sie doch nicht hat die eigene und die Weltliebe überwinden können. Es ist aber immer noch unser Beruf, — und es soll uns der heilige Name, daß wir eine Brüdergemeine Jesu Christi heißen dürfen, immerfort daran erinnern — wie es vor mehr als hundert Jahren unsrer Gemeine zugesungen wurde: „Gemeine, liebe dich durchgängig inniglich mit gesalbten Trieben; denn Gott erwählte dich von Ewigkeit zum Lieben. Dir ist's angepaßt, daß dein Herz umfaßt, was dich liebt und haßt." O, m. l. Brr. u. Schwn., wer wäre wohl auf

diesem Saal, der, wenn er dem eben Gesagten nachdenkt, es sich nicht aussprechen sollte: ach wie viel schöner, wie viel glückseliger wäre das Leben auch für uns, auch für mich, wenn dieses recht in Erfüllung ginge, wenn die Seelen sich dessen in Wahrheit noch heute erfreuten und immer mehr erfreuen könnten! Aber wir sollen nicht verzagen. Der Herr, der einst Seine ersten apostolischen Gemeinen, der von Zeit zu Zeit manche Theile Seiner Christenheit mit solchen Liebesflammen angefacht hat, daß alle eigene Liebe in den Tod gehen mußte, und nur die unter dem Kreuze gestiftete Liebesverbindung die Oberhand behalten konnte; Er, der unsre Väter an dieser Stätte lieben gelehrt hat unter Seinem Kreuze, Er lebt noch heute. Und wenn wir den Mangel daran erkennen; wenn wir ihn zu einem Gebetsgegenstand machen; wenn die Seelen, die unter dem Kreuze des Heilandes zu lieben angefangen haben, und nun Ihn und die Brüder und Schwestern immer mehr lieben wollten; wenn alle diese es zu einem Gegenstand dringenden Gebets machen, daß der Heiland diese Liebe wieder mehr unter uns hervorruft — o wie könnten wir zweifeln, daß auch dieses Gebet werde erhört werden, daß eine neue Liebeskraft unsre Gemeine, ja unser ganzes Kirchlein durchgehen werde! Denn nur dann können wir unsern großen Beruf erfüllen: „daß wir die Tugenden Deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht, in Wahrheit verkündigen" (1 Petr. 2, 9). Welche ist die herrlichste Seiner Tugenden? Welches ist der glänzendste Juwel in Seiner Krone? Die Liebe. Also wenn es an der Liebe fehlt, — und wir haben es vor nicht langer Zeit zum Anfang dieser gnadenreichen Passionswochen ver-

nommen — was helfen da selbst alle Heldentugenden im Reiche Gottes. Wenn sie mangelt, so gilt alles Andere nichts.

Doch, m. l. Geschw., ehe wir zum Schluß unsrer Betrachtung gehen, wollen wir uns noch einmal daran erinnern, wie unser Herr und Heiland es auch nicht an besondern Gelegenheiten hat fehlen lassen, durch welche Er die Herzen in Liebe mit einander verbinden will. Und da ist ja Sein heiliges Abendmahl eine der herrlichsten und erfolgreichsten. Sagt doch der Apostel Paulus selbst davon, „daß wir durch Sein Abendmahl zu einem Leibe gespeiset und zu einem Geiste getränket werden sollen" (1 Cor. 12, 13). „Zu einem Leibe!" Nicht blos zu einer bürgerlichen Gemeinschaft, die allerhand gemeinsame Einrichtungen hat, welche die Mitglieder derselben zusammenhalten, sondern auch — weil der Apostel des lebendigen Gottes unmöglich mit einer solchen blos äußerlichen Gemeinschaft sich hat begnügen können — „zu einem Leibe;" von dem es heißt: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit" (1 Cor. 12, 26). Das ist die lebendige Verbindung einer Gemeine Jesu Christi; und wenn die fehlt, könnten alle andern bürgerlichen und gottesdienstlichen Ordnungen unter uns, uns nicht zufrieden stellen; wir hätten nur den Schein und nicht das Wesen einer Gemeine Jesu Christi; die muß unter dem Kreuze zusammengefügt werden, und unter dem Kreuze muß sie immer wieder ihre Verbindung erneuern. „Und zu einem Geiste getränket!" durch das Blut, in welchem sich die Kräfte des lebendigen Gottes regen, und noch jetzt die armen trocknen Herzen

durchgehen, daß nun in dem neuen Leben, welches durch den himmlischen Trank in uns gewirkt werden soll, die eigne Liebe in den Tod gegeben werde, und die Weltliebe nicht wieder die Oberhand bekomme, sondern die Liebe zum Heiland und zu den Brüdern und Schwestern.

Nun, m. l. Geschw., möge es durch die Gnade unsers Herrn und Heilandes geschehen sein, daß wir gestern, da wir von Seinem Leibe gegessen und von Seinem Blute getrunken haben, eine neue Liebeskraft in uns empfangen haben, und lasset uns dieselbe nun treulich bewahren! Ja, es gilt „bleiben in der Liebe;" daran hat unser Heiland erst gestern erinnert; es gilt bleiben auch in der Bruder- und Schwesternliebe. O wie viel liegt daran, wenn wir einmal ernstlich lieben wollen, und alle die Hindernisse dieser im Herrn geübten Liebe erkennen! Wir vermögen nicht, aus eigener Kraft in dieser Seiner himmlischen Aufgabe Fortschritte zu machen. Auch in dem Stück heißt es: „Ohne mich könnet ihr nichts thun" (Joh. 15, 5); aber mit Ihm können wir thun, was Er befiehlt.

Ges. Kommt, ach kommt, ihr Gnadenkinder ꝛc. 713, 2.

Rede
des Bruders Cröger an die Gemeine in Herrnhut am 1. März 1855.

Gef. Gott woll'n wir loben ꝛc. 940, 1.

Mit diesem Lobgesang unsrer ehrwürdigen Väter, meine lieben Brüder und Schwestern, wollen wir uns heute im Hause des Herrn ermuntern, Ihn zu preisen für Seine herrliche Wunderthat, daß Er vor nun bereits 398 Jahren Seine seligmachende Wahrheit mitten in jene finstere Zeit der Menschensatzungen und des Aberglaubens, auf den Grenzgebirgen von Böhmen, Mähren und Schlesien als ein sanftes Gnadenlicht scheinen ließ; und in diesem Lichte sind in Böhmen und Mähren, in Polen und Preußen Hunderte und Tausende von Seelen selig geworden, und haben gewandelt als Kinder des Lichts. Und nachdem es Gott dem Herrn nach Seiner Weisheit und heiligen Gerechtigkeit gefallen hatte, in einer Zeit, da den Mächten der Finsterniß ein weiter Spielraum gegeben war, daß auch dieses helle Licht der Wahrheit nicht blos auf kurze Zeit, sondern ein Jahrhundert lang in der alten böhmischen und mährischen Kirche erloschen, so hat es Ihm, dem Gott reich an Gnade und Barmherzigkeit, darnach gefallen, auf diesem Berge das Licht wieder mit neuer Macht scheinen, und seinen Glanz weit umher senden zu lassen bis in die Inseln der Heiden; und es sind aus vielen Zungen und Sprachen Seelen schon eingegangen in

die obere Gemeine, die bei diesem Lichte fröhlich und selig geworden sind, und die es bewährt haben im Leben und Sterben, daß sie „das wahrhaftige Licht, Jesum Christum, erkannt hatten" (Joh. 1, 9). „Darum haben sie auch den Tod nicht geschmecket" (Matth. 16, 28. Joh. 8, 52), „und stehen nun dort in der großen Schaar derer, die ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lammes" (Offenb. 7, 14). In diesem Lichte der Wahrheit, die einst unsern Vätern in Böhmen und Mähren von dem Gott aller Gnade aufgegangen ist, dürfen nun auch wir, m. l. Brr. u. Schwn., wandeln. Aber der Herr, der uns so Vieles gegeben hat, ruft uns auch zu durch Seinen Geist, und am heutigen Tage mit besonderem Nachdruck: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone raube!" (Offenb. 3, 11). „Dieweil nun die Nacht vergangen, und der Tag angebrochen ist, so wandelt als die Kinder des Lichts!" (Röm. 13, 12. Eph. 5, 9). An einem solchen Tage soll billig, m. l. Geschw., die ganze Gemeine und jede einzelne Seele, die die Gnade hat, sich ein Mitglied einer Gemeine Jesu nennen zu dürfen, besonders merken auf das, „was der Geist den Gemeinen zu sagen hat;" und da blicken wir gern und nicht umsonst nach den Worten, welche unser Herr und Aeltester für solche Tage uns zur Betrachtung, zur Strafe, zur Lehre, zum Trost und Leben gegeben hat. Ein solches Wort hat Er uns nun auch in unsrer heutigen Loosung geschenkt, in welcher wir die Bitte der alttestamentischen Kirche im 123sten Psalm lesen: „Sei uns gnädig, Herr, sei uns gnädig; denn wir sind sehr voll Verachtung!" (V. 3). Wenn diese Bitte damals aus tiefstem Herzen von einer bedrängten Seele zum

Gott Israels aufgestiegen ist, so wissen wir, daß die Kirche Jesu Christi von Zeit zu Zeit in Tausenden und aber Tausenden ihrer Glieder diesen Herzensseufzer auch zu dem ihrigen hat machen müssen. Wie das zugehen kann, obgleich ihr König und Bräutigam der ist, „dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18), darüber können wir uns nicht wundern, wenn wir die Natur Seines Kreuzreichs für diese Zeit einigermaßen verstehen gelernt haben; und auch jene alte Brüderkirche hat, in wie vielen ihrer Söhne und Töchter, ihrer Lehrer und Glieder, diese Bitte zu der ihrigen machen müssen. Nicht blos voll Verachtung waren unsre Väter von ihren Widersachern, sondern wir wissen, „wie Viele ihr Leben nicht geliebet haben bis an den Tod" (Offenb. 12, 11), um ihren Glauben an Jesum Christum und ihn allein mit ihrem Blute zu bewähren. Aber es hat auch dem Herrn gefallen, aus der Asche und aus dem Blute unsrer mit Feuer und Schwert hingemordeten Väter wiederum schöne und reiche Saaten Seiner Kirche aufgehen zu lassen, welche viele Früchte getragen haben, die in jenen Scheuern der Ewigkeit zum Preise des Herrn aufbehalten sind. Auch unsre erneuerte Brüderkirche hat die Gnade gehabt, die Verachtung um Jesu Christi willen, dem alle Ehre gebühret, an ihrem Theil tragen zu dürfen. Als unsre Väter hier in Herrnhut die selige Erfahrung von Jesu, in dem allein das Leben ist, machen, und immer mehr darin wachsen durften, da nannten sie Ihn mit keinem Namen lieber, als mit dem Namen, mit dem die Engelschaar Ihn der Welt verkündigt hatte, mit dem Namen „Heiland;" und als sie lernten, immer mehr in den Wunden des Gottes-

lammes ihre Seligkeit zu finden, so nannten sie Ihn das Lamm, das Gotteslamm, und wurden darüber als die Heilands- und Lämmleinsbrüder geschmäht von der Welt, die von Jesu Christo nichts wissen will. Aber in der Zeit, da unsre Väter voll Verachtung waren, haben sie in jenem Gnadenjahr 1727 schon gesungen: „Sollen Leidensstündlein schlagen: so der Herr will, immer her! Jesu Schmach ist leicht zu tragen, selbstgemachte trägt sich schwer."

Wenn wir uns nun nach mehr denn hundert Jahren, m. l. Geschw., an einem Festtag des Brüderkirchleins, wie der heutige ist, fragen: haben wir Ursache, die Bitte unsrer heutigen Loosung auch zu der unsrigen zu machen? Sind wir voll Verachtung, und müssen wir darum unsre Zuflucht zu Gott unserm Heiland in der Trübsal dieser Zeit nehmen? so müssen wir, um bei der Wahrheit zu bleiben, sagen: daß wir ja allerdings einen Theil von der Schmach, die von Seiten der ungläubigen Welt alle diejenigen trifft, die den Namen unsers Herrn Jesu Christi bekennen, als Gemeine, im Ganzen, zu tragen haben; und wir müßten unsern Namen ganz verläugnet, wir müßten unser Erbe mit Füßen getreten haben, wenn es gar nicht der Fall sein sollte. Aber eine ganz andere Frage ist es, m. l. Geschw., ob wir im Einzelnen die Verachtung von Seiten der ungläubigen Welt zu tragen haben, welche den lebendigen Gliedern der Kirche Christi nach ihrer speciellen Erscheinung in Worten und Werken, im Thun und Lassen zu aller Zeit zu Theil wird? Unsre Väter sangen: „Christi Schmach ist leicht zu tragen, selbstgemachte trägt sich schwer." Es gibt also eine Schmach, welche Christen tragen können, die sie sich selbst bereitet

haben, die nicht im Zusammenhang ist mit ihrem Bekenntniß Christi; denn vor dem hat im tiefsten Grunde auch die Welt mitten unter ihren Lästerungen doch einen großen Respect, und die wahren Christen, wie es unsre Väter und alle Gläubigen zu jeder Zeit haben erfahren dürfen, werden von der Welt, die den Schein liebt, eigentlich doch geachtet als die, die etwas Wesentlicheres und Wahreres haben, als sie selber besitzen.

Aber wie nun, m. l. Geschw., wenn in unsrer Gemeine sich etwas von einem Geist fände, da wir uns des Bekenntnisses zu unserm Heiland, wenn wir einzeln mit andern Menschen umgehen, schämen, da wir es nicht gern gestehen wollen, daß wir zur Brüdergemeine gehören; wenn ein solcher Geist unter uns wäre, da der Ernst der Gottseligkeit, „das Schaffen unsrer Seligkeit mit Furcht und Zittern" (Phil. 2, 12), keineswegs der allgemeine Charakter der Mitglieder wäre, da vielmehr das Schaffen, „die Sorge, die Freude, die mancherlei Lüste und Wollüste dieser Zeit," wie der Heiland sagt (Marc. 4, 19. Luc. 8, 14) dieses und jenes in unsrer Gemeine dahin nähmen; wenn vielleicht ganze Familien einen solchen Sinn hätten; wenn, m. l. Brr. u. Schwn., ein solcher Geist unter uns wäre, da bei aller äußeren Freundlichkeit doch „ein Jedes gar sehr blos auf das Seine bedacht wäre, und nicht," wie der Heiland durch Seinen Apostel gebietet, „auf das, was des Andern ist" (Phil. 2, 4), da wir nicht mehr lernten und bedacht wären, „daß Eins das Andere in herzlicher Liebe tragen" (Col. 3, 13), „Eins dem Andern mit Ehrerbietung zuvorkommen soll" (Röm. 12, 10), da die Freude an dem gekreuzigten Heiland, da das Leben aus Seinen Wunden, da „das

in Ihm Weben und Sein" (Ap. Gesch. 17, 28), da das Alles unter uns weniger würde — m. l. Geschw., wie wäre es dann mit dem Recht, das wir an die Schmach Christi hätten? Und würden wir dann nicht aus eigener Schuld eine selbstgemachte Schmach zu tragen haben? — Der Herr und Sein Geist möge unsrer Gemeine auch am heutigen Tage selbst Zeugniß geben, wie viel oder wie wenig bei den einzelnen Seelen und Häusern und somit auch bei der ganzen Gemeine von diesem verkehrten Geist des Scheinchristenthums sich finden mag. Aber möge es uns auch an dem heutigen Tage Allen von Neuem so werden, wie dem Grafen Zinzendorf, als er sang: „Ich bitte meinen Heilserwerber, Er wende nur die Schmach von mir, darüber ich kein Leiden herber, und keinen größern Schmerz verspür': ich meine, Jesum Christum nennen, und Seinem Herzen ferne sein; sich selber nicht im Grunde kennen, und also nicht um Gnade schrei'n; und weil sich's Fleisch und Blut commode und niemals gerne sauer macht, ein Christenthum auf seine Mode erwählen, das die Welt erdacht." So ahnete jener Zeuge unsers Kirchleins schon einen falschen Geist in der Gemeine; er hatte sich und das menschliche Herz überhaupt hinlänglich gekannt, um zu wissen, wie natürlich das Leben im bloßen Schein dem armen Menschen sei.

Wir wollen, m. l. Geschw., an einem Tage wie der heutige, wo uns die Barmherzigkeit und Allmacht unsers Gottes, der über dem Brüderkirchlein nun bald 400 Jahre gehalten hat, in ihrer Herrlichkeit beugen und erheben soll, nicht blos mit solchen wehmüthigen und schmerzlichen Betrachtungen der Buße uns beschäftigen; aber eben so

wenig sollen wir sie von uns fern halten, denn Wahrheit ist immer der Anfang, wenn es besser bei uns werden soll. „Selig sind, die da geistlich arm sind" (Matth. 5, 3), die sich in ihrem Elend so fühlen, wie es dem Herzenskündiger bekannt ist. Möge sich unsre Gemeine, m. l. Geschw., mögen sich alle ihre Abtheilungen, mögen insonderheit auch ihre Diener sich in ihrer völligen Armuth und Unwürdigkeit, in ihrem Zurückbleiben fühlen; das ist der Anfang, daß uns eine herrliche Besserung, wie die Morgenröthe von unserm Herrn aufgehen kann. Der Graf Zinzendorf sagte im Jahr 1754 einmal von der Gemeine: „daß sie damals doch den Beruf hätte, die wahre Kirche Christi durch die Welt zu bringen, worin wenigstens die Meisten Kinder Gottes sind. Dann," setzt er hinzu, „wenn das einmal anders ist, dann heißt's: entweder, seid das wieder, oder seid nicht mehr!" Das ruft unser Heiland uns an Tagen wie der heutige als der Herzenskündiger auch zu: „Seid das wieder, wozu ich euch gemacht, wozu ich euch meine Wundenherrlichkeit offenbart habe, oder seid nicht mehr!" Wenn wir, m. l. Geschw., es tief fühlen müssen im Andenken an jene Märtyrertreue unsrer Väter in der alten Brüderkirche, an jenes flammende Bekenntniß von den seligmachenden Wunden des Gotteslammes bei unsern Vätern in der erneuerten Brüderkirche; wenn wir's da mit Schmerz gestehen müssen, wie sehr wir hinter ihnen zurückbleiben, und wenn der Herr und Sein Geist uns heute zuruft: „Gedenke, wovon du gefallen bist," so setzt Er auch hinzu: „Thue Buße und thue die ersten Werke" (Offenb. 2, 5). O daß unsre ganze Gemeine, daß unser ganzes Kirchlein bereit wäre, so viel ein Jedes es nöthig hat, Buße zu thun, das

heißt, seinen Sinn zu ändern, immer mehr auf den Gekreuzigten hin. „Die ersten Werke!“ was ist das Werk, welches allein selig und heilig macht? „Es ist der Glaubensblick auf Jesu Tod am Kreuz.“ Daß die ganze Gemeine dort auf Golgatha unter dem Gekreuzigten wieder ihren Platz nehme; daß wir uns ermuntern, nicht blos in der jetzigen Festzeit, sondern alle Tage, nicht blos hier im Hause des Herrn, sondern auch im Verkehr der Einzelnen: „Kommt, Sünder, kommt, Brüder, Schwestern, blicket dem ewigen Sohne ins Herz, in die Nägelmaal', unter die Krone, und sucht euch noch Mehrere zuzugesellen, die sich mit euch vor den Gekreuzigten stellen!“ Das, m. l. Geschw., wird der erste, selige Schritt zu einer wahren Erneuerung unsrer Gemeine sein. Wir können ihn nicht thun in eigner Kraft, der Herr muß das Wollen und das Vollbringen geben; aber der heilige Geist, der einmal die Gemeine das Gotteslamm mit verklärten Augen schauen gelehrt hat, „der wird auch uns wieder Augensalbe geben, daß wir sehen“ (Offenb. 3, 18), was allein uns heilig und selig machen, was unsre Gemeine wieder zu einer lebendigeren, seligeren und heiligeren machen kann.

Daß dieser Zweck bei Allen erreicht werde, das ist die große Angelegenheit, die uns heute im Gebet vor dem Herrn vereinigen wird. Daß es bei allen Einzelnen geschehe, das möge jedes Herz vom Herrn für sich erbitten! Und wo Brüder und Schwestern einander besonders nahe sind, Eltern den Kindern, Geschwister den Geschwistern, Freunde den Freunden, o da möge um so herzlicher ihr Gebet vor dem Heiland sein! Wir wollen aber auch, da der Herr uns die Freude bereitet hat, wieder zwei Personen in unser Kirchlein auf-

zunehmen, diesen beiden Lieben ganz insonderheit wünschen, daß ihnen als ein bleibendes Gnadengeschenk vom Herrn etwas von dem Geheimniß gegeben werden möge, welches der Herr Seiner Gemeine offenbart hat, von dem heiligen Verdienst und dem ewig gültigen Opfer unsers Herrn Jesu Christi, „durch dessen Wunden wir heil geworden sind" (1 Petr. 2, 24).

(Die Namen der Aufzunehmenden wurden gelesen.)

Ihr habt, meine Lieben, angelegentlich die Bitte ausgesprochen, daß Euch die Erlaubniß zu unsrer Brüdergemeine zu Theil werde. Ihr wißt, unser Herr und Heiland selbst hat diese Erlaubniß in Seiner Hand; Er hat sie Euch gewährt. Was wünschen wir Euch da mehr, als daß Ihr Ihm nun Eure Hand recht aufrichtig darreichet, und in dieser festlichen Stunde nur auf Ihn gerichtet sein möget, daß alle Eure Herzenstriebe darauf gehen, Ihm zu gefallen, Euch dem Heiland als Glieder dieser Gemeine aufzuopfern bis znm letzten Athemzug. Da wünschen wir ferner, daß der Herr Euch diesen Sinn auch erhalten möge, daß Ihr bewahrt bleibet vor der Gefahr, die nahe liegt, daß Ihr, wenn Ihr in die Gemeine aufgenommen seid, meinet, nun etwas Besseres zu sein, und daß dann der Eifer, die Treue in dem, was Ihr in Eurem Berufe zu thun habt, nun nicht nachlasse, sondern vielmehr zunehme durch die Gnade des Herrn; daß der Sinn, m. l. Geschw., Euch geschenkt werde: „Laß mich geringe sein, und wenn es Dir gefällt, noch mehr zurückgestellt, ich willige darein;" daß Ihr die Seligkeit der demüthigen Herzen immer mehr genießen möget. Dann wird der Heiland Euren Gang in der Gemeine gewiß mit Seiner

Gnade krönen. Wir wünschen Euch, m. Lieben, was das Kirchlein sich überhaupt zu wünschen und zu erbitten hat, und was der Herr nach Seiner allgemeinen Gnade an Euch und an uns erfüllen wolle: „Bleibt in Eurer kleinen Kraft, Seelen, wirkt im Glauben Liebe; Eure Triebe gehn in einem lautern Sinn nur auf Ihn; bleibet im Gefühl der Gnade, im Gefühl der ärmsten Made, im Gefühl der Sünderin.“

Aufnahme unter Gesang des Liedes Nr. 971, A.

Gebet.

Das bitten wir herzlich, Du Herr und Aeltester Deiner Gemeine, Du Herr und Bischof auch dieser Beiden, daß Du sie in Deine Pflege ganz von Neuem nehmen wollest! Du weißt es ja besser, als sie selbst, wie sie so gar unvermögend sind zu Allem, was zur Förderung ihres ewigen Heiles dient! Du hast sie zu unsrer Gemeine geführt, so wollest Du nun ihren Beruf und Erwählung fest machen durch Deine Gnade! Laß, lieber Heiland, diese Seelen doch bewahrt bleiben vor dem bloßen äußeren Mitgehen, vor dem bloßen Brudernamen! Laß es ihnen eine Schmach und einen Schmerz sein, wenn sie etwas von diesem blos äußerlichen, nichtigen Sinn an sich gewahren werden! Hilf ihnen durch, lieber Heiland, daß die Gnadenwahl, durch die Du sie zu Deiner Gemeine geführt hast, ihnen bleibe bis ans Ende!

Uns Allen aber, Herr Jesu, laß unsern Antheil an Deinem Kirchlein heute von Neuem groß werden! Und wahrhaftig, nicht, als ob wir meinen sollten, besser zu sein als die Geringsten in irgend einem Theil Deiner Kirche; aber Du hast

uns viel anvertraut! O so gib uns, daß wir Dir auch Treue beweisen in dem anvertrauten Gut! Ach, lieber Heiland, gekreuzigter Jesu, laß uns doch recht helle Gnadenblicke thun in Deine heiligen Wunden! Verkläre uns Dein ganzes Verdienst, alle Stücke Deiner Leiden, damit wir so, wie unsre Väter einst, von brennender Liebe durchdrungen und zerschmolzen werden mögen, daß alles eigene, alles Weltleben dahin fließe und vergehe, und nur das Leben, das aus Deinem Tode kommt, in unsern Herzen und Häusern, in all unserm Thun und Lassen sich bewähre! Ach, lieber Heiland, wir wollen Dich preisen für das, was Du bisher, trotz unsrer Schwachheit und Sündigkeit, uns erhalten hast! Wir wollen Dir aber auch gestehen, ach es mangelt uns gar viel, wir sind sehr abgewichen von den ersten Werken, von der ersten Liebe! Wenn Du uns aber daran wieder erinnerst, mein Jesus, so laß diese Erinnerung nicht vergebens sein, nicht mit dem festlichen Abend wieder dahinschwinden, sondern gib uns, daß daraus eine Besserung, eine Erneuerung durch Deine Gnade hervorgehe! Lieber Heiland, laß Dein Kirchlein bleiben, laß es bleiben, wie unsre Väter so oft gebeten haben, bis daß Du kommst! O schon rüstet sich von ferne, oder vielleicht von nahem, Dein Tag! Laß Dein Kirchlein bleiben, laß aber auch uns behalten bleiben in der Stunde der Versuchung, halte uns an Deiner starken Hand, mache uns selig allzumal, Amen!

Ges. Sei Du, Herr, mit unserm Bunde ꝛc. 961, 6.

Bericht

des Bruders Kölbing von seiner mit Bruder Breutel gemachten Reise von Gnadenthal nach Clarkson, Enon, Silo und zurück. Vom 26. November 1853 bis 6. April 1854.

(Schluß.)

Am folgenden Tag, den 20. Januar, hofften wir über den Katrivierberg zu kommen und den nächsten Abend oder Nachmittag in Silo zu sein. Nachdem wir Elandsport, einen Posten mit 60 Mann Besatzung, passirt, näherten wir uns dem Gebirge und spannten, da ein neuer Regenschauer kam, gegen 10 Uhr aus, hofften aber, bald weiter fahren zu können. An derselben Stelle hatten bereits vier Wagen ausgespannt, und wir bekamen die niederschlagende Nachricht, es habe in dem Gebirge so stark geregnet, daß der Weg heute nicht zu passiren sei. Wir gingen, so bald der Regenschauer vorüber, aus, um es selbst zu untersuchen, und fanden die Nachricht leider bestätigt. Obgleich es noch nicht Mittag war, mußten wir doch hier liegen bleiben. Das Wetter war im Kampf, bei uns und hinter uns schien die Sonne, aber vor uns und um die Bergkuppen wogten die Wolken. Die Aussicht an dieser Stelle war herrlich. Die Berge können, wie Bruder Breutel sagte, in keinem Vergleich mit dem Riesengebirge gebracht werden, sie sind viel großartiger, er könne

sie nur mit den Schweizergebirgen vergleichen. Die Wartezeit verging unter mancherlei Beschäftigungen angenehm genug. Abends war klarer Sternenhimmel, und wir baten den Herrn im Abendsegen um schönes Wetter zur Fortsetzung unsrer Reise am folgenden Tag, und durften es hoffen. Dabei mußten wir uns freilich auch sagen, wie es möglich sei, daß wieder Regen komme, und wir noch Tage lang hier liegen bleiben müßten, wie dies unsern Geschwistern auf ihren Reisen öfters geht, und namentlich bei dem Katrivierberg schon öfters gegangen ist. Sind dann Kinder, zumal kleine Kinder, dabei, und die Lebensmittel gehen aus, so ist dies keine angenehme Lage.

Am nächsten Morgen, den 21sten, ging die Sonne prachtvoll auf. Im Morgensegen wurde unser lieber Bruder Breutel an seinem heutigen Geburtstag, den wir freilich in Silo feiern zu können gehofft, dem Heiland zum Segnen empfohlen. Schon um 5 Uhr brachen wir auf, um doch heut Abend Silo zu erreichen. Bald aber mußten wir erfahren, daß wir zu früh angefangen hatten, denn der Weg war noch zu schlüpfrig. Als es steil bergan ging, glitten die Ochsen in dem fetten Lehmboden aus, fielen einmal über das andere und brachten den Wagen nicht fort. Wir mußten Alle unser Möglichstes thun. Abel handhabte die große Peitsche mit lautem Zuruf, Ludwig zog die Ochsen am Leitriemen, Nakin trieb sie mit einem Stock an, Samuel und ich hielten den Wagen an Riemen, da der Weg zugleich schräg war, oder waren bereit, Steine hinter die Räder zu legen, damit, wenn die Ochsen standen, der Wagen nicht zurückrolle. So hatten wir uns mühsam ein Stück fort gearbeitet bis an eine sehr steile Stelle, wo die

Ochsen den Wagen nicht weiter brachten. Auch das Mittel, die Ochsen anders zu spannen, war mehrmals vergebens versucht. Die Zugthiere wurden muthlos über die vergebliche Anstrengung, brüllten und wollten nicht ziehen, und so blieb nichts übrig, als zu warten, bis Sonne und Wind den Weg mehr getrocknet hätten. Es wurde also abgespannt. Schwer war es, den Wagen so weit zu hemmen, daß er nicht den Berg wieder hinabrollte; zwei Räder wurden gehemmt und außerdem noch schwere Steine hinter dieselben gewälzt.

Mit einem Fingu, der gestern ebenfalls mit seinem Wagen unter dem Berge still gelegen, war ausgemacht worden, daß, wenn er später nachkäme, wir uns gegenseitig helfen wollten. Wir ruhten nun drei Stunden. Unterdessen gingen Bruder Breutel und ich in den schönen Wald, um zu botanisiren. Wir hatten dabei ein eigenthümliches Abenteuer. Als ich am Wege stand und mich nach einigen prachtvollen Louris umsah, welche ihren Gesang erschallen ließen, kamen vier bewaffnete Reiter, zwei Europäer und zwei Farbige, vorbei, die ihre Pferde führten und ein paar Worte mit mir wechselten. Unterdessen war Bruder Breutel vorausgegangen in den Wald hinein und, da er ein neues Farrenkraut gefunden, rief er mich zu wiederholten Malen, bis ich ihn fand. Kaum aber war ich zu ihm gekommen, da kam der eine der schwarzen Bewaffneten nach und sagte: „Ihr seid sehr verdächtig! Es sind zwei Engländer aus dem Gefängniß in Fort Beaufort entsprungen, die suchen wir.“ Wir hatten Mühe die Leute zu bedeuten, denn unser Eindringen in den Wald, dessen Zweck sie nicht begreifen konnten, schien ihnen gar zu verdächtig. Es mochte gegen 10 Uhr sein, als

sich der Fingu mit seinen Wagen in Bewegung setzte, da er aber schwaches Vieh hatte, kam er nicht einmal so weit, wie wir, als er mit seinem Wagen fest saß. Nun wurden unsre Ochsen mit vor seinen Wagen gespannt. Ein langes Gespann von 24 Ochsen zog nun denselben hinauf, doch nicht ohne Aufenthalt durch das Reißen der Zugseile. Als jener Wagen die Höhe des Berges erreicht hatte, wurden die 24 Ochsen an unsern Wagen gespannt, und so erreichten wir denn endlich die Höhe des Berges, dem Heiland dankend, daß diese Schwierigkeit glücklich überwunden sei. Nachdem wir eine kleine halbe Stunde bergab gefahren waren, spannten wir auf einer Gebirgswiese von Hochwald umgeben aus. Drei Wagen hatten hier gewartet, da auch sie nicht wagen durften, ehe der Weg trocken wäre, herab zu fahren. Von ihnen hörten wir, daß gestern die Brüder Gysin und Kschieschangk uns entgegen gekommen seien und nur eine Stunde weit von uns umgedreht wären. Sie selbst erzählten später, daß, wenn sie gewußt hätten, wir hätten ein Zelt mit uns, sie gewiß weiter geritten wären, bis sie uns gefunden hätten.

Als wir uns nach dem Mittagsessen zur Weiterreise anschickten, sahen wir zwei Reiter herankommen, in denen wir bald Bruder Gysin und Kschieschangk erkannten. Es war ein herzlicher Willkommen und große Freude auf beiden Seiten. Obgleich wir nun heute Silo nicht mehr erreichen konnten, so konnten sie doch, ehe sie zurückritten, einige vergnügte Stunden mit uns verbringen. Sie brachten uns aber auch eine betrübte Nachricht, nämlich, daß das am 2. Januar den Geschwistern Bonatz geschenkte Kindlein im Sterben

läge. Um 4 Uhr brachen sie wieder auf, indem sie uns auf unsrer Weiterreise noch eine Strecke begleiteten, bis sie einen näheren Weg einschlugen. Nach einer halben Stunde hört der Wald auf und es war gut, daß Ludwig hier Bescheid wußte, denn man muß sich nun selbst das Holz zum Feuermachen mitnehmen, da bis nahe vor Silo sich auch kein Strauch mehr findet. Es ging nun gewaltige, grasbewachsene Berge auf und nieder, bis wir um 7 Uhr am kleinen Klipplat, einem schönen Bach, ausspannten. Das Holz zum Feuer hatten wir mitgebracht. Der Holzmangel macht es bedenklich, wenn man auf dieser Seite von dem Katrivier liegen bleiben muß. So ging es im December 1852 Geschwister Bonatz und Schärf mit dessen Kindern. Sie mußten es endlich doch wagen, auf den schlüpfrigen Wegen weiter zu fahren, da sie kein Feuer mehr unterhalten konnten. Häuser sind hier weit und breit nicht zu sehen.

Der Morgen des 22. Januar war neblig und ziemlich kühl, bis gegen 8 Uhr die Sonne durchbrach. Wir fuhren durch eine kahle Gebirgsgegend, bis wir die Siloer Grenze erreicht hatten und bergab zum großen Dornbaum kamen, wo wir zum letzten Mal vor Silo ausspannten und Mittag machten. Unsre Vorräthe waren ziemlich erschöpft, und es kam uns gut zu Statten, daß die Brüder von Silo uns gestern Brod, Butter und Aepfel mitgebracht hatten. Dieser Dornbaum ist häufig in Reisebeschreibungen erwähnt, da die ankommenden Geschwister hier begrüßt, Abreisende bis hieher begleitet werden. Heute ging dies nicht an, weil es Sonntag war. Johannes Nakin und Samuel Mazri freuten sich sehr, nach mehrjähriger Abwe-

senheit nun wieder auf heimathlichen Grund und Boden zu sein und bald die Ihrigen begrüßen zu können. Der einzeln stehende Dornbaum ist übrigens der größte Mimosenbaum, den ich je gesehen, da er über einen Fuß Durchmesser hat und sich weit ausbreitet. Leider wird er von den Reisenden sehr beschädigt, die große Aeste zum Feuermachen abgehauen haben. Wir trafen hier die vier Polizeimänner, die ihre entflohenen Gefangenen noch nicht gefunden hatten, sie entfernten sich aber, als wir ankamen. Zwischen Bergen geht es hin, doch erweitert sich das Thal allmählig und die Mimosen werden häufiger. Nach einer Stunde kamen uns schon einige Reiter aus Silo entgegen, um uns zu begrüßen. Nach und nach folgten immer mehr zu Fuß und zu Roß. Besonders freute sich Alles, Johannes und Samuel zu sehen. Eine halbe Stunde von Silo begrüßten uns viele Frauen, Kinder, Hottentotten und Fingus mit Gesang einiger Verse. Später kam auch Nakin's Vater, Joseph, mit seiner Frau, Samuel's Eltern, Schwester Gysin und den Kindern. Sehr groß war die Freude der Eltern, ihre Kinder nach vielen Jahren wiederzusehen, um nun in ihrer Heimath dem Herrn zu dienen. Sie vergossen Freudenthränen. Bald darauf kamen auch Bruder Gysin und Kschieschangk mit der übrigen Gemeine. — Der Ort nimmt sich von dieser Seite am wenigsten vortheilhaft aus, man sieht nicht viel von den Häusern, auch die Gärten sind meist auf der entgegengesetzten Seite.

So dankbar und erfreut wir waren, daß der Heiland uns so glücklich an das Ziel der weiten Reise gebracht hat, so machte die Ruine des großen Wohnhauses doch einen schmerzlichen Eindruck, und die Freude, die Geschwister wiederzusehen,

wurde gemischt mit Gefühlen der schmerzlichen Theilnahme, da wir das Kindlein von Geschwister Bonatz im Sterben fanden. Am 23sten früh um 5 Uhr ging es heim, und am folgenden Tage hielt Bruder Gysin das Begräbniß, und wir begleiteten die entseelte Hütte auf den Gottesacker, wo schon zwei Kinder des Bruders Bonatz und drei der Geschwister Kschieschangk ruhen. Nach dem Begräbniß hielt Bruder Breutel ein liebliches Begräbnißliebesmahl.

Möge hier noch der Schluß einer von Johannes Nakin verfertigten Reisebeschreibung in wörtlicher Uebersetzung folgen.

Viele Leute, ja die Meisten kannte ich nicht, mich kannten Viele, weil ich meinem Vater ähnlich sehe. Die alten Männer und Frauen waren verwundert und erfreut. Ich hörte sie sagen, sie hätten gedacht, wir wären verloren und würden nie wieder kommen, und nun sähen sie, daß Gottes Hand wunderbar führt. Sie versammelten sich in meiner Eltern Haus, um uns zu sehen. Sie haben unsern Eltern, wie ich nun vernahm, oft Vorwürfe gemacht, daß sie uns weggeworfen hätten. Aber jetzt ist es ganz anders, Jedem thut es leid, daß sein Sohn nicht so wie wir erzogen ist. Nun, Geliebte, zum Schluß meiner Reisebeschreibung kann ich nicht anders, als hinzufügen: Die Wege des Herrn sind unerforschlich, und unbegreiflich Seine Gedanken! Denn als ich geboren wurde, wer hätte denken können, daß ich das werden sollte, was ich bin. Das muß ich in Demuth sagen: was ich bin, das bin ich durch Seine wunderbare Führung. Als ich auf der Reise war und so Viele sah, besonders Kinder, die ganz wild und nackend

gingen, habe ich oft gedacht, ich könnte auch gerade so gut noch in diesem Zustande sein. Der Herr unser Gott hat es gefügt, daß meine Eltern von weit her mußten herumirren, und ich hier geboren werden, wo das Wort des Herrn erschallt. Und ich bin so um Seinetwillen nach Gnadenthal geschickt, um mehr zu lernen und um Sein Wort auch erschallen zu lassen in den Ohren meiner todten Brüder. Ach, welche Bangigkeit überfällt mich, wenn ich daran denke, was der Heiland an mir gethan hat, und dann denke, wie ich mich gegen Ihn betragen habe. Ich kann nicht anders, als bitten: Geliebte, die Ihr Euch mit mir gemüht habt, ach helft mir beten! Der Heiland hat mich gnädiglich geführt, daß ich heute wieder bei meinen Eltern bin. Meine Dankbarkeit sollte größer sein, als bei irgend einem andern Menschen; der Heiland hat sehr viel an mir gethan. Bittet für mich, Geliebte, die Ihr an mir Theil genommen habt. Habt Dank für Alles, was Ihr an mir gethan habt. Thut um des Herrn willen noch mehr an mir, daß Ihr mir beten helft.

Johannes Nakin.

Es liegt nicht in meinem Plan, eine ausführliche Beschreibung von Silo zu liefern, sondern es sollen nur einige Bemerkungen, die wir während unsers Aufenthaltes gemacht haben, zusammengestellt werden, um den Leser im Stand zu setzen, sich ein einigermaßen anschauliches Bild von diesem Ort, wo unsre Geschwister arbeiten, zu machen. Eine ausführliche Geschichte Silo's würde sehr interessant sein, dazu fehlt es aber an Zeit, und ich muß mich ebenfalls nur auf einige Bemerkungen beschränken.

Im Jahr 1827 wurde Bruder Halbeck von der Regierung benachrichtigt, daß Bauana, ein Tambukki-Oberhaupt, der an die Grenze der Colonie gezogen war, bei dem Landdrost von Sommerset um Missionare angehalten habe, und daß es der Regierung lieb sein werde, wenn die Brüder eine Mission unter den Tambukkis anlegen könnten. Mit Empfehlungsschreiben der Regierung versehen trat Bruder Halbeck die Reise an, auf welcher ihn von Enon aus Bruder Fritsch begleitete. Die interessante Erzählung ihrer Reise in das damals noch sehr wüste Land findet sich in den Gemeinnachrichten von 1828, 5tes Heft.

Die Geschwister Lemmerz und Hoffmann nahmen den Antrag, die Mission unter den Tambukkis anzufangen im Vertrauen auf den Herrn mit Freuden an und schlugen am 20. Mai 1828 ihr Zelt an dem ausgewählten Platz am Klipplat auf. Einige Familien Enoner Hottentotten und ein Dolmetscher begleiteten sie dahin. Es gehörte viel Glaube und Selbstverläugnung dazu, unter einem heidnischen Volk, außerhalb der Grenzen der Colonie, eine Mission anzufangen; sie hatten auch bald schwere Proben zu bestehen. Noch in demselben Jahr überfiel eine räuberische Horde die neue Ansiedlung und raubte zuerst den Tambukkis und dann auch den Missionaren und Hottentotten das Vieh. In der Nacht des 24. Octobers stürmten sie mit Assagayen, Keulen und Feuerbränden auf die Häuser zu, um sie zu verbrennen und die Einwohner zu ermorden. Von den Hottentotten mit Schüssen begrüßt, ergriffen sie zwar für diesmal die Flucht, doch hielten es die Brüder, da sie mit Einschluß von zwei Soldaten, die ihnen zum Schutz geschickt waren, den Räubern nur 11 Mann

entgegenstellen konnten, es doch fürs beste, sich mit den Ihrigen fürs erste auf den Militärposten am Smitrivier in Sicherheit zu begeben, von wo sie noch in demselben Jahr nach Silo zurückkehrten. Am 6. Januar 1830 wurde der Erstling aus der Kaffernnation, eine Montatufrau, getauft. Damals wohnten 119 Personen in Silo. Im Jahr 1833 schon 242 Tambukkis, 163 Hottentotten und Buschmänner und überdies als Besuchende noch 50 Tambukkis. Durch eine Wasserleitung, die zwei englische Meilen lang sein mußte, weil der Klipplat näher an Silo zu niedrig ist, wurde eine große Strecke Land bewässert und fruchtbare Gärten angelegt. Unruhen in der Gegend und Viehraub dauerten fort, aber auch das Werk des Herrn hatte dabei seinen Fortgang. Am 9. August 1833 wurden von einer Bande von 68 berittenen Koranas, die mit Feuergewehr versehen waren, den Tambukkis sämmtliches Vieh, mehr als 500 Stück, geraubt. Im Jahr 1834 waren so eben die Mauern der Kirche vollendet, und das Dach sollte aufgesetzt werden, als ein großer Kaffernkrieg ausbrach. Die Geschwister beschlossen trotz der Gefahren, bei der ihnen anvertrauten Heerde auszuharren. Bei dem Friedensschluß versprach Mapasa, der Tambukki-Häuptling, sich unter den Schutz der Colonial-Regierung zu stellen, wodurch Silo zum ersten Male der Colonie einverleibt wurde. Im Jahr 1836 wurde das den Kaffern abgenommene Land durch die sogenannten Stockenström-Tractate ihnen wiedergegeben. 1846 brach ein neuer Kaffernkrieg aus. Im Mai wurden alle Missionare im Kaffernland aufgefordert, sich in die Colonie in Sicherheit zu begeben, da ein Krieg mit den Kaffern unvermeidlich sei, und bald darauf kamen die Berliner

Missionare mit ihren Familien auf der Flucht nach Silo und fanden fürs erste daselbst eine Zufluchtsstätte. Da Mapasa bald eine sehr verdächtige Rolle spielte, so war Silo selbst sehr bedroht, doch kamen die Geschwister auf die dringenden Bitten der Hottentotten und Tambukkis zu dem Entschluß, im Vertrauen auf die Durchhülfe des Herrn auszuharren. (Die Geschichte dieses Jahres siehe Bericht von Silo von 1846 in den Gemeinnachrichten von 1848, 3tes Heft.)

Am 9. Juli kam Mapasa mit einer großen Anzahl Bewaffneter und hatte Silo den Untergang zugedacht. Aber durch des Herrn Gnade war die Nachricht von diesem Unternehmen noch vorher nach Silo gekommen, und Herr Read mit einem Commando von Buschnegern, Hottentotten und Fingus konnte zur Beschützung herangezogen werden. Dieser ließ Mapasa sagen: er müsse vor dem Ort Halt machen, und ging mit Bruder Bonatz zu ihm heraus. Mapasa war sehr trotzig, und da sich immer neue Schaaren von Kaffern zeigten, die über die Anhöhen kamen, so wurde die Unterhandlung abgebrochen. Kaum war dies geschehen, so fielen Schüsse. Es scheint, zuerst von Mapasa's Leuten, die von Read's Buschnegern erwiedert wurden. Bald mußten Mapasa und die Seinen die Flucht ergreifen, auf der 21 von ihnen fielen. Man erfuhr, daß Mapasa unter seinem Koroß einen abgebrochenen Assagay halte, er wollte unter dem Schein eines Besuches nach Silo kommen, dann plötzlich Bruder Bonatz erstechen, und dies sollte für seine Leute das Signal zum allgemeinen Anfall und zur Ermordung der übrigen Missionare sein. In der Folge schlug Herr von Stockenström mit einem Commando Colonisten mit 42 Wagen

bei Silo, später Capitän Hogg mit englischen Truppen und Hottentotten-Freiwilligen in Silo sein Lager auf. Silo wurde ein wichtiger Stützpunkt für die Operationen gegen Mapasa und Kafferland. (Einmal wurden hier 5000 Stück erbeutetes Vieh zusammengetrieben.) Es gab aber viel Unruhen und Störungen durch das wilde Kriegsleben, und englische Händler, die sich bei der Gelegenheit festgesetzt hatten, wollten nicht weichen, trotz der Befehle der Behörden, bis es endlich gelang, sie zu entfernen. Damals bestand die Gemeine aus 554 Personen. Im Frieden kam Silo wieder zur Colonie. Der Gouverneur Sir Harry Smith besuchte hier vom 12. bis 14. Januar, sprach in der Kirche seine Freude aus über Alles, was er hier sähe und seinen Dank für die in den beiden letzten Kriegen bewiesene Treue. Das war der Glanzpunkt für Silo. Leider legte er selbst bei diesem Besuch den Grund zu dessen Sinken, indem er eine halbe Stunde von Silo am Oßkraalfluß ein Städtchen, Whittlesea, anlegte. Die Vorstellungen, daß dies für Silo nicht gut sein werde, leuchteten ihm nicht ein, da ja in Europa die Menschen viel dichter beisammen wohnten. Es dauerte auch nicht lang, so gab es Reibungen zwischen den englischen Ansiedlern und den Siloer Hottentotten. Bald kam ihr Vieh in die Siloer Gärten und Felder, bald pfändeten sie Siloer Vieh, weil es über die Grenze gekommen. Wein- und Branntweinschenken verführten Manche zur Trunkenheit. Auch wurden bei Zwistigkeiten Aeußerungen gehört, wie: es sei unrecht, daß dies schwarze Volk so schöne Gärten und Felder habe! was Alles dazu diente, Argwohn und gegenseitige Feindschaft zu verbreiten. Und so wurde der Grund

gelegt zu den traurigen Ereignissen des Jahres 1851, des Abfalls der Hottentotten, der Flucht der Geschwister und der Verwüstung des Platzes. Die Leser werden sich an die Erzählungen in den Missionsblättern und in den Gemeinnachrichten von 1852, 6tes Heft erinnern, worauf ich verweise und nur einige Bemerkungen und Berichtigungen hinzufüge. Daß die Tambukkis, auch Getaufte, den Ort verließen, geschah aus Furcht vor den Drohungen und Prophezeihungen des Lügenpropheten Umlangeni: daß Silo untergehen würde. Manche kamen mit Thränen, um Abschied zu nehmen, erklärten, durch den Zuspruch ihrer Lehrer gerührt, sie könnten sie nicht verlassen, sie wollten mit ihnen untergehen, und trugen die schon gepackten Sachen wieder in die Hütten, und nach einigen Tagen gingen sie doch in der Stille davon. Der mit ihnen aufgewachsene heidnische Aberglaube übte einen allzugroßen Einfluß auf sie aus. Was nun den Abfall der Hottentotten betrifft, so ist wohl die richtige Ansicht die: durch äußeren Wohlstand bei fruchtbaren Feldern und großen Viehheerden waren sie hochmüthig geworden, Viele fragten wenig nach Gott, sie wollten sich den Geist des Herrn nicht mehr strafen lassen, darum schickte Er diese Züchtigung über sie. Aber, wenn dies auch der tiefere Grund ist, fragt man doch, was bewog sie wohl eigentlich, nicht, wie in den früheren Kriegen, der Regierung treu zu bleiben? Dazu trug bei die Feindschaft mit Whittlesea und mit den englischen Ansiedlern überhaupt. Sie wußten, daß diese sie haßten, und hätten freilich als wahre Christen, die segnen sollen, wo ihnen geflucht wird, dies ertragen sollen. Das thaten sie aber nicht, sondern vergalten Gleiches mit Gleichem. Dazu

kam wohl auch bei Manchen die Befürchtung, die im Katrivier sehr viel gewirkt, daß die Regierung nun in die Hände der Bauern kommen werde, und Viele von diesen äußerten ganz laut: Nun sollten die Farbigen sehen, wie es ihnen gehen werde. Dazu kam der Aufstand der Hottentotten im Katrivier und directe Verführung durch einige von jenen, die nach Silo kamen. Daß die Erklärung, die unsre Hottentotten im Anfang gaben: sie wollten mit ihren Lehrern leben und sterben! von Allen, vielleicht mit Ausnahme von zwei oder drei, aufrichtig gemeint war, daran ist wohl kein Zweifel. Wäre ein Commandant in Whittlesea gewesen, der die Hottentotten besser gekannt und weniger unter dem Einfluß der feindlich gesinnten englischen Ansiedler gestanden hätte, so würde es vielleicht dennoch nicht zum Bruch gekommen sein. Daß die Hottentotten sich nicht wollten entwaffnen lassen, kann man ihnen nicht verdenken, da sie wußten, daß ein englischer Colonist, Pringle, Hottentotten von Katrivier entwaffnet hatte, und diese darauf von Fingus angefallen und zum Theil ermordet wurden, ehe er Einhalt thun konnte. Diese unheilvolle Geschichte, welche sich, gewiß mit vergrößernden Zusätzen, verbreitet hatte, mußte es den Uebelgesinnten leicht machen, die Andern, welche die Waffen abliefern wollten, zurückzuhalten. Als die Geschwister am 30. Januar Silo verließen, würden ihnen gern mehr Hottentotten gefolgt sein, — nur 28 thaten es — aber sie hatten Alle, weil sie nicht glaubten, daß es so weit kommen würde, ihr Vieh im Felde, und es war nicht Zeit, es zu holen. Die, welche mit den Geschwistern gingen, mußten den schweren Entschluß fassen, nicht nur das Haus und alle feste Habe, sondern auch Ochsen

und Wagen und Alles, was sie besaßen, im Stich zu lassen und als Bettler auszugehen, da sie doch zum Theil wohlhabende Leute waren. Den Meisten fiel dies zu schwer, darum blieben sie in einer Art Verzweiflung zurück, ohne böse oder feindselige Gesinnungen zu haben. Aber auch die, welche als Anführer des Abfalls zu betrachten sind, wollten sich gar nicht gegen die englische Regierung empören, sondern nur gegen die englischen Ansiedler fechten. Es war eine Zeit der Verwirrung und Verblendung, die Stunde, wo der Satan sie zu sichten begehrte, wie den Weizen, sie hatten nicht gewacht und gebetet und darum bestanden sie nicht in der Versuchung. Daß aber Jakobe Stompje nicht nur alle Habe im Stich ließ, sondern auch ihren Mann verließ, um mit ihren Töchtern die Geschwister zu begleiten, das verdient als ein Beweis großer Anhänglichkeit an ihre Lehrer hervorgehoben zu werden. In dem unter dem 1. Februar gegebenen Bericht S. 940 sind einige Ungenauigkeiten; S. 960 zeigt schon, daß bei der Kirche gar kein Blutbad Statt gefunden habe. Von denen, die sich dahin geflüchtet hatten, wurde nur einer verwundet und zwar tödtlich: Josua Hermann, der glaubte, die Engländer und Fingus seien abgezogen, deshalb nach seinem Hause ging, und bei dieser Gelegenheit eine tödtliche Wunde erhielt. Als er sterbend in die Kirche gebracht wurde, sangen die Frauen bei ihm Verse und bereiteten ihn zum Tode vor, während das Schießen noch fortdauerte. Aus dem Missionshause scheint, nach genauer Erkundigung, nicht geschossen zu sein, Thüren und Fenster waren und blieben zu. Ein Engländer stieg zu einem Giebelfenster hinein und steckte das Dach in Brand, fiel aber bald darauf

in der Nähe des Hauses durch die Kugel eines Hottentotten. Die Brandstiftung des Missionshauses ist also nicht dadurch zu rechtfertigen, daß aus demselben geschossen worden. Nun folgten bis zum 11. Februar Angriffe auf Whittlesea, welches in große Gefahr kam, da der Pulvervorrath fast ganz ausgegangen war. Am 11. Februar kam es zu einem Waffenstillstand. Nach demselben wurde Silo von Whittlesea von Neuem angegriffen, eine Kanone wurde aufgefahren, um die Ringmauern um die Kirche einzuschießen, und die Siloer, wie die Katrivier-Hottentotten, welche bis hieher vorgedrungen, so wie die Kaffern verließen den Platz und flüchteten nach Katrivier. Am 26. Februar nahmen Engländer und Fingus den verlassenen Platz ein, alle Fingu- und Tambukkihäuser wurden verbrannt, eben so viele Häuser der Hottentotten, und es würde Alles niedergebrannt sein, wenn nicht aus Katrivier nach Whittlesea geflüchtete Engländer, die obdachslos waren, die übrigen Häuser in Besitz genommen hätten, als ihre Eroberung, um sie mit ihren Familien zu bewohnen, und deshalb dem Brennen Einhalt gethan hätten. So blieben 18 Hottentottenhäuser und, außer der Mühle, drei der Mission gehörige Häuser nebst der Schmiede stehen; aber noch lange nachher sprachen englische Colonisten ihre Unzufriedenheit aus, daß nicht das ganze Rebellennest abgebrannt sei. Als die Geschwister am 26. April wieder zurückkehrten, konnten sie sich lange Zeit nur als Gäste betrachten. Jene Engländer vom Katrivier bewohnten die meisten Häuser; Officiere und Finguanführer andere; und Fingutruppen lagen zum Theil in der Kirche, deren Dach abgenommen war, zum Theil auf dem Platze zwischen Kirche und Missionshaus. Es kostete

viele Mühe, bis sie wieder in den Besitz der Mühle gesetzt wurden, manche Bücher und Sachen, die geplündert waren, kauften sie in Whittlesea zurück. Erst nach Friedensabschluß, im März 1853, verließen die fremden Engländer den Platz. Wären die Geschwister nicht geflüchtet gewesen, so hätte uns Silo wohl ganz genommen werden können. Da die ganze Ernte auf dem Kirchboden lag, als die Geschwister flüchteten, so kann man den Schaden, den die Mission durch die Verwüstung von Silo erlitten, auf nicht weniger als 4000 Pfund Sterling anschlagen.

Die Zahl der Einwohner Silo's beläuft sich jetzt auf 638, von diesen sind 218 Hottentotten, davon 39 Communicanten, 6 erwachsene Getaufte, 102 getaufte Kinder, 3 Taufcandidaten, 68 neue Leute und Ausgeschlossene. 28 waren den Geschwistern nach Colesberg gefolgt; 8 Männer von denen, die zurückblieben, haben nachher unter den Freiwilligen der Regierung gedient, 7 hatten freien Pardon erhalten, 30 ungefähr wurden als Rebellen, nachdem sie sich ergeben hatten, zu zweijähriger Strafarbeit verurtheilt, 7 sind getödtet und Einige sind noch im Kaffernland. Die Frauen und Kinder derer, welche sich ergeben, kamen meist nach Silo zurück, oder wurden gewissermaßen von der Regierung dahin geschickt, und, da sie nirgends ein Unterkommen gefunden hätten, und die Regierung auch nichts mit ihnen zu machen wußte, so blieb nichts übrig, als sie wieder anzunehmen, obschon wir zuerst den Wunsch hatten, daß sich nicht wieder eine gemischte Gemeine sammeln möchte. Man kann aber in Wahrheit sagen, daß sie gedemüthigt sind und eine herzliche Reue an den Tag legen. Schon zu Ostern hatten sie unter

vielen Thränen gebeten, daß ihnen doch wenigstens erlaubt werden möchte, mit zum Sprechen zu kommen, wenn sie auch nicht zum heiligen Abendmahl gehen dürften. Bei unserm Besuch erhielten 17 von ihnen und 3 Männer diese Erlaubniß, für welche sie sich sehr dankbar bezeigten, und überhaupt war es unser Eindruck, daß der Heiland Sein Werk aufs Neue begonnen hat, und die Züchtigung eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit wirken wird. — Die Buschmänner, von denen früher viele in Silo wohnten, haben sich nach und nach wieder verloren, daß einer von ihnen getauft worden, ist mir nicht bekannt. Manche sind wohl nach der sogenannten Buschmannsschule, einem Missionsplatz der Londoner Missionsgesellschaft, gezogen. Auch die Zahl der Tambukkis hat sich vermindert, dagegen hat die der Fingus zugenommen. Jetzt sind nur wenige Tambukkis in Silo, z. B. eine Familie, die in Gosen gewohnt hatte und die Geschwister begleitete und eine Getaufte, Benigna, die zurückgekommen ist. Während unsers Besuches hörten wir von Mehreren, daß sie dies auch zu thun wünschten, aber nach der Anordnung der Regierung, daß keine Tambukkis in dem ehemaligen Lande Mapasa's wohnen dürfen, ist es den Geschwistern nicht erlaubt, sie wieder anzunehmen. Joseph Nakin und seine Frau Salome ist oft zu den Tambukkis gerechnet worden, sie gehören aber eigentlich zu den Sutus.

Von andern Kaffern wohnen etwa 20 in Silo. Die alte Wilhelmine Stompje, früher Dolmetscherin, die mit ihrem Manne vormals in Gnadenthal gewohnt hat, dann mit nach Enon und endlich nach Silo gezogen ist, ist zwar hochbejahrt, aber noch immer eine treue, thätige und gesegnete

Nationalhelferin unter ihrem Volke. — Die Kaffergemeine besteht jetzt aus 420 Personen, davon 22 Communicanten, 14 erwachsene Getaufte, 17 getaufte Kinder und 8 Taufcandidaten. Dies ist allerdings eine kleine Anzahl von Geförderten, aber sehr Viele sind erst nach dem Krieg hieher gezogen und auch nachher war viel Wechsel unter der Bevölkerung. Die Getauften aus den Kaffern legen durch ihren Wandel an den Tag, wie es ihnen Ernst ist, für den Heiland zu leben, und sprechen sich mit großer Lebhaftigkeit über Seine Liebe zu uns und ihre Liebe zu Ihm aus, so daß es erfreulich ist, ihnen zuzuhören. Sie thun es oft auf eine so originelle Weise, daß man sieht, es ist nichts auswendig Gelerntes, sondern es kommt aus ihren eigenen Herzen. — Die Tambukkis, Fingus und Kaffern, die letzteren eigentlich Amakosas, sind einander so ähnlich, daß, wer nicht lang unter ihnen wohnt, sie nicht mit Sicherheit unterscheiden kann. Im Allgemeinen scheint mir die Hautfarbe der Fingus schwärzlicher, die der Tambukkis lichtbraun zu sein. Da in Silo so viel neue Leute sind, so tritt das heidnische Wesen deutlicher hervor. Ganze Schaaren von nackten Kindern laufen herum, und da nur die, welche die Kirche fleißiger besuchen, sich gehörig kleiden, so kommt es den Besuchenden bei den vielen, nur mit einer über die Schultern geworfenen Decke bekleideten Männern und Frauen sehr zum Bewußtsein, daß man sich auf einen Missionsplatz unter den Heiden befindet. Obgleich die Fingus im Krieg ihr Vieh meist verloren haben, so haben sie sich doch wieder einen bedeutenden Viehstand erworben, indem sie Alles, was sie an Lohn oder sonst wo erhielten, zum Ankauf von Vieh verwendeten; und man sieht des

Morgens wieder eine stattliche Heerde von ungefähr 2000 Stück durch den Klipplat auf die Weide ziehen. Bei den meisten Kaffernhütten sind Viehkraale, Umzäunungen von trockenen Dornzweigen, in welche das Vieh getrieben wird. Es gab jetzt Milch vollauf und war daher die Zeit des Ueberflusses. Die Milch wird gewöhnlich in Ledersäcke geschüttet und, sauer geworden, gegessen und getrunken. Wir sahen Mütter ihre kleinen Kinder förmlich damit stopfen; wenn das Kind auch nicht mehr will, setzt es die Mutter auf den Schooß, nimmt Milch in die Hand und schüttet es ihm ein, dann drückt und schüttelt sie es und sucht ihm noch mehr einzuzwingen. Sie sagen, die Missionare hätten ihre Kinder nicht lieb, denn sie ließen dieselben hungern. Manche Fingus besitzen auch kleine Heerden Schafe. Die Felder erstrecken sich unterhalb Silo bis nahe an Whittlesea, jedes ist 13 Schritt breit und 4= bis 500 Schritt lang, der Flächenraum mag 150 Morgen betragen. Bei guter Düngung und Bewässerung aus den beiden Wasserleitungen, deren Instandhaltung freilich viel Mühe und Arbeit kostet, sind sie sehr fruchtbar. Gerste trägt hundertfältig, Weizen siebzigfältig, Mais eher noch mehr. Wenn Gerste geerntet ist, wird noch Mais gepflanzt. Die Hauptnahrung der Kaffern ist Mais und Kafferkorn, eine Art Hirse, der Durra Egyptens ähnlich. Daß zuweilen, z. B. 1852, zahllose Heuschreckenschwärme die Ernte vernichten, ist bekannt. Dem Kaffernkorn thuen die Krähen und Finkenarten viel Schaden. In jedem Felde sieht man daher auf Pfählen, ein Stockwerk hoch, eine Art Hütte mit Schilf= oder Grasdach errichtet, worin Frauen oder Kinder, die dadurch vom Januar bis April sehr vom Schulbesuch abge=

halten werden, das Feld übersehen und Wache halten. So bald Vögel sich sehen lassen schreien sie, oder werfen mit Steinen. Es ist ein seltsamer Anblick, diese nackten Gestalten in der Luft thronen zu sehen, und das Geschrei, welches sie oft erheben, könnte glauben machen, daß Feinde da seien, die Leib und Leben rauben wollen.

Die Tambukkis hielten im Anfang die Düngung der Felder für eine Verunreinigung und hatten Ekel vor den auf gedüngten Feldern gewachsenen Früchten, sie haben aber die Vortheile bald eingesehen und sich ebenfalls dazu bequemt. Korn und Gerste wird, wie in der Colonie, von Pferden oder Ochsen ausgetreten. Die hiesigen Hottentotten haben eine Methode, das Getreide aufzuheben, die ich sonst nicht gesehen habe. Eine Ochsenhaut wird zusammengenäht, so daß sie einen Sack bildet, die Haarseite nach außen. Nachdem sie angefeuchtet ist, wird sie voll Weizen gestopft, bis nichts mehr hineingeht, und die Oeffnung wird ebenfalls zugenäht. Ein solcher Sack, mit 2 bis 3 Scheffeln angefüllt, ist ganz angespannt und kann draußen in Sonne und Regen liegen, ohne daß das Getreide Schaden leidet, auch kommen keine Würmer hinein. Unsre Geschwister versorgen mit ihrem Kornvorrath viele der im Lande angestellten Missionare aller Gesellschaften zu billigem Preise. Alle europäischen Gartengewächse gedeihen gut. Pfirsiche sind hier in vorzüglicher Güte. Die Geschwister haben viel Weintrauben, zu denen sich die Käufer und Liebhaber weit und breit herzufinden. Aepfel, Wallnüsse und Mandeln gedeihen gut, mit Birnen ist es weniger geglückt; für Orangen ist es im Winter zu kalt.

Silo liegt am westlichen Rand einer Ebene, welche ungefähr eine Quadratmeile groß, und auf allen Seiten von felsigen Hügeln (Sandstein, es kommt aber auch Kalkstein vor) umgeben ist. Der Klipplat, von Norden nach Süden laufend, strömt am westlichen Rand über flache Felsbänke von Sandstein mit klarem Wasser, er versiegt nie, wie es doch größere afrikanische Flüsse thun. Der Ochsenkraal läuft von Westen nach Osten und macht die Grenze von Silo gegen Whittlesea, ist viel kleiner und kommt alle Jahre zum Stehen. Die Fläche ist mit Gras bedeckt, im Frühjahr ein grüner Teppich; im Sommer verliert sich das frische Grün, doch nach einigen Gewitterregen steht Alles wieder frisch. In den kalten Monaten stirbt das Gras ab, und dann wird das Vieh bedeutend magerer. Auf der Fläche ist kein Strauch zu sehen, aber die Kloofe sind mit Mimosen bewachsen, welche das Brennholz und das Gestrüpp zu den Kraalen liefern, auch auf den Bergen wachsen sie hie und da. Meistens aber sind die Berge kahl und zeigen nacktes Gestein mit einzelnen Aloe- oder Kafferbrodbäumen. — Das große Wild, welches, als die Brüder hieher kamen, in großen Heerden auf der Fläche weidete, ist seitdem verschwunden, auch die Löwen haben sich zurückgezogen. Indessen findet man wenige Stunden von Silo noch das Gnu, Quagga und den Strauß.

Daß Silo sehr hoch gelegen sein muß, zeigt das Klima. Denn obwohl es $32\frac{1}{2}$ Grad südlicher Breite liegt, fällt doch alle Jahre Schnee, den man am Morgen wohl einen Fuß tief liegen sieht, den Tag über schmilzt er; das Eis wird ein halbes Zoll dick. Im Sommer wird es sehr warm; es war während unsers Aufenthaltes öfters 30 Grad

Réaumur im Schatten. Während in den westlichen Provinzen der Colonie vom Juni bis August der meiste Regen fällt, herrscht in diesen Monaten hier mehr nur Wind und Sturm, der meiste Regen fällt dagegen im Januar und Februar, mit Gewittern, die sich oft mit furchtbarer Heftigkeit entladen, wobei das Wasser von den Bergen herabströmt.

Die schönste Aussicht auf Silo hat man auf dem Wege nach Gosen, von der ich später sprechen werde. Von Osten auf dem andern Klipplatufer ist ebenfalls eine sehr schöne Aussicht. Die Bäume in den Gärten und auf dem Gottesacker sind indessen nach und nach so groß geworden, daß sie die Missionsgebäude zu sehr verdecken. Von 1848 bis 1852 machte der Klipplat die Grenze zwischen Colonie und Mapasa's Land, aber die Benutzung des jenseitigen Weidelandes war den Siloern, welche es seit 1828 benutzt hatten, ausdrücklich zugesichert, auch wächst dort das meiste Holz. Jetzt ist es trotz aller Vorstellungen und Bitten an englische Colonisten abgegeben, wodurch neue Reibungen und Unannehmlichkeiten entstehen werden.

Die Kirche in Silo ist 60 Fuß lang und 25 Fuß breit. Dadurch, daß ihr Dach abgenommen worden und sie lange als Kaserne gedient hat, hat sie sehr gelitten, ist aber wieder hergestellt und am 26. November wieder eingeweiht worden. Seitdem werden auch die Schulen darin gehalten. Ein Aeolodikon, welches vor dem Krieg darin stand, blieb ohne bedeutende Beschädigung, es bedurfte aber eines ausdrücklichen obrigkeitlichen Befehls, um die Geschwister wieder im Besitz desselben zu setzen. Jetzt wird es gewöhnlich von Johannes Nakin in den Versammlungen gespielt, worüber seine Lands-

leute sehr staunen. Das Missionshaus war 24 Fuß breit und 46 Fuß lang, es enthielt Wohnungen für drei Paare und die gemeinschaftliche Speisestube. Jetzt steht es noch als Ruine, ein Theil davon wird als Pferdestall benutzt. Die Ringmauer um die Kirche ist noch nicht abgebrochen, da die Backsteine zum Wiederaufbau des Wohnhauses verwendet werden sollen. Die Mühle ist die einzige in einem weiten Umkreis und hat daher viel Kundschaft von auswärtigen Mahlgästen; sie wird jetzt von Bruder Bonatz besorgt. In den ersten Jahren fuhr einmal Bruder Fritsch mit einer Fracht Korn 14 Tage im Lande umher, um es mahlen zu lassen, konnte aber seinen Zweck nur theilweis erreichen.

Die Versammlungen in der Woche werden abwechselnd einen Abend in holländischer, den andern in der Kaffersprache gehalten; sind es aber Versammlungen für die Communicanten, oder erwachsenen Getauften, so kommen beide Nationen zusammen in die Kirche, und es wird erst in der einen, dann in der andern Sprache gesprochen. So wurden auch beim heiligen Abendmahl, an welchem 30 Männer und 40 Frauen Theil nahmen, abwechselnd holländische und kaffrische Verse gesungen. Predigt ist erst in holländischer Sprache, dann versammeln sich die Fingus zur Kaffernpredigt. In früherer Zeit bedienten sich die Brüder eines Dolmetschers; der erste war Daniel Kaffer, dann Wilhelmine Stompje; dies geschieht aber schon längere Zeit nicht mehr. Die Schulen halten für die Zeit Johannes Nakin und Samuel Mazri mit einander, bis Letzterer nach Gosen gehen wird. Die holländische Schule wird von 80, die kaffrische von 60 Kindern besucht.

Bei Gelegenheit der Zerstörung von Silo ist Whittlesea öfters erwähnt worden, daher noch ein paar Worte über dasselbe. Es wurde 1836 angelegt und ist ein kleines Dörfchen geblieben, jetzt hat es 12 Häuser. Da der Oßkraal nicht auszuleiten ist, so lassen sich keine Gärten anlegen. Durch die Anlegung von Queenstown zieht sich aller Handel dahin. Im letzten Krieg war Whittlesea eine Zeit lang ein wichtiger Ort, da Capitän Tylden hier Europäer und Fingus um sich sammelte. Queenstown ist nach dem letzten Kriege angelegt und liegt 4 Meilen nördlich von Silo; dort ist der Sitz des Magistrats, unter welchem Silo steht. Mit Bruder Gysin ritt ich dahin. Der Weg führt meist über Ebenen, auf denen wir gegen 60 Springböcke weiden sahen. Man passirt den Zwartkey und den Klaas Smitsrivier, beide nicht größer, als der Klipplat. Queenstown liegt an einem kleinen Flüßchen, Komana, welches ausgeleitet werden kann, um Gärten zu bewässern. Wir fanden daselbst ungefähr 50 Häuser, die meisten noch nicht vollendet. Die Einwohner sind meistens Kaufleute, die nach Kafferland handeln. Der Ort liegt in einer Ebene, aus welcher sich ein kegelförmiger Berg erhebt, in einiger Entfernung aber steigen Berge empor, die sich nach der Hanglip, einem steilabfallenden sehr hohen Tafelberg, hinziehen.

Am Geburtstag der Königin, am 24. Mai, müssen sich Alle, welche Plätze in dieser Gegend erhalten haben, zu einer Musterung versammeln. Dazu hatten sich in diesem Jahr 1000 Mann beritten und bewaffnet eingestellt, eine nicht zu verachtende Macht zur Beschützung der Grenze, wenn ein neuer Krieg ausbrechen sollte. Am Klipplat sind zwei bemerkenswerthe Felsenpartien. Die eine

von ihnen ist auf Siloer Gebiet. Wir besuchten einmal daselbst. Sie liegt eine kleine Stunde oberhalb Silo. Nachdem man eine Viertelstunde durch ein mit Mimosen bewachsenes Thal gegangen, kommt man wieder an den Klipplat, welcher hier am Fuß von hohen Sandsteinfelsen, die in großen Platten auf einander liegen, ziemlich lebhaft strömt. Wir verbrachten im Schatten dieser Felsen, am rauschenden Fluß, ein vergnügtes Stündchen. Wegen seiner Abgeschiedenheit wird dieser Ort die Friedenshütten genannt. Ehemals wohnten Buschmänner hier. Der Klipplat, durch die Felsen aufgehalten, bildet einen großen Wasserspiegel, jenseit sind ähnliche Felsmassen mit einzelnen Kafferbrodbäumen. Die Buschmänner haben die Steinwände, wie sie dies oft zu thun pflegen, mit Malereien geschmückt. Da sieht man Hartebeeste, Rehböcke, Buschmänner mit Bogen und Pfeil, Ochsen, auch eine große Schlange mit rother oder schwarzer Farbe auf den Felsen gemalt. Die überhängenden Felsen schützen die Malerei vor dem Einfluß des Regens, und man kann nicht läugnen, daß sie einige Kunstfertigkeit verräth. Was aber ist aus den Bewohnern jener Höhle geworden? Sie sind verkommen! Hätten sie sich in Silo zu dem Panier des Kreuzes versammeln lassen, so könnten sie dort glücklich mit ihren Familien leben, aber sie wollten nicht. Schaaren von Schwalben haben sich jetzt hier angesiedelt und umschweben den Felsen.

Den Missionsplatz der Wesleyanischen Methodisten, Kamastone, besuchte ich mit Bruder Kschieschangk. Der Weg dahin geht über Whittlesea, dann durch eine unbebaute, öde Gegend. Der Ort ist für uns schon deshalb wichtig, weil hier unsre flüchtenden Geschwister mit ihrer Gemeine 4 Tage

lang freundliche Aufnahme bei Rev. Shepstone fanden. Er hat den Geschwistern in Silo viele Dienste geleistet, und ihnen mit seinen mediciniſchen Kenntniſſen jederzeit gern und willig geholfen, namentlich in der letzten, ſchweren Krankheit des Bruders Gyſin. Er nahm uns freundlich auf. Kama, ein Kafferncapitän, welcher mit ſeinen Leuten der Regierung treu blieb, iſt ſeit dem Kriege weggezogen, es wurde ihm ein fruchtbarerer Landſtrich an der Kuskamma angewieſen, wo ebenfalls Miſſionare bei ihm wohnen. Er und ſeine Söhne ſind getauft. Jetzt wohnen gegen 600 Fingus hier. Obgleich ſie kein laufendes Waſſer haben, hatten ſie doch eine ſchöne Ernte von Mais und Kafferkorn gehabt.

Den Rückweg machten wir bei einer Hitze von 30 Grad Réaumur. Den vorigen Tag waren große Heuſchreckenſchwärme durchgezogen, wir ſahen noch einzelne Nachzügler und einige Heuſchreckenvögel, unſern Staaren an Geſtalt ähnlich. Dieſe verfolgen zuweilen in ſolcher Menge die Heuſchrecken, daß ſie die großen, unzählbaren Schwärme vernichten.

Dieſer Weg war im Kriege ſehr unſicher, und es geſchahen hier grauſame Mordthaten. Jetzt weiß man nirgends von Gefahr, hört auch von keinen Viehdiebſtählen mehr, obgleich das Vieh Tag und Nacht im Freien bleibt. Um 3 Uhr kamen wir wieder nach Silo, gerade noch vor dem Ausbruch eines heftigen Gewitters. Wenn Silo auch dadurch, daß es nun ebenfalls von Oſten durch engliſche Nachbarn eingeengt wird, manchen Unannehmlichkeiten entgegen ſieht, ſo kann dennoch eine große Gemeine ſehr gut ihr Beſtehen finden, und wir hoffen und glauben, daß, was das Innere

betrifft, der Herr Sein Werk aufs Neue begonnen hat, und Seinen Segen ferner dazu geben wird.

Der Platz für eine neue Missionsstation unter den Tambukkis und Fingus war im Jahr 1848 von dem seligen Bruder Teutsch gewählt worden, mit Zuziehung von Bruder Bonatz. Dieser Platz, Gosen genannt, am Fuße des Windvogelberges, liegt $3\frac{1}{2}$ deutsche Meile von Silo in Mapasa's Gebiet, oder in britisch Kafferland. Deshalb konnte der Platz von der Regierung den Brüdern nicht als Eigenthum übergeben werden, aber, da die Regierung Missionen unter den Tambukkis wünschte, so gab der Gouverneur nicht nur seine Zustimmung, sondern die Tambukki-Capitäne wurden durch die Regierungsbeamten angewiesen, den Missionaren nichts in den Weg zu legen und die Grenzen des Missionsplatzes zu respectiren. Aus den Missionsnachrichten ist bekannt, daß Geschwister Gysin und der ledige Bruder Ferdinand Rauhaus im Jahr 1849 dahin berufen wurden. Sie zogen im Jahr 1850 dahin, ein Wohnhaus wurde gebaut, Gärten angelegt, und der Anfang berechtigte zu schönen Hoffnungen. Denn außer zwei von Enon dahin gezogenen Hottentottenfamilien, fanden sich bald Tambukkis und Fingus ein, die wohl zum Theil durch die gute Viehweide dahin gelockt wurden, aber sich doch auch willig zeigten, Gottes Wort zu hören, und es waren Manche, bei denen es bereits Eingang zu finden schien. Es standen bereits 40 Häuser und Hütten in zwei geraden Reihen mit mehr als 200 Seelen, und man dachte eben darauf, statt der temporären Kirche, einem auf Pfählen ruhenden Strohdach, ein festeres Gebäude für

Kirche und Schule zu errichten, als der unglückliche Kaffernkrieg am 24. December 1850 ausbrach und auch dies so schnell und lieblich aufblühende Werk des Herrn zerstörte. Es ist aus den Berichten bekannt, wie am 30. December die Geschwister flüchten mußten unter der sehr verdächtigen Begleitung von Kusi, Mapasa's Bruder, und seinen Leuten, welche den Gosener Fingus unterwegs einen Wagen mit aller Habe und ihr sämmtliches Rindvieh wegnahmen. Da von Silo Wagen geschickt worden waren, hatten sie alle bewegliche Habe mitgenommen, von der freilich später beim Brand von Silo das Meiste verloren ging. — Daß das Wohnhaus später von Kusi, der versprochen hatte es zu schützen, abgebrannt sei, damit die Engländer nicht einen Militärposten daraus machten, und daß die Engländer die Finguhütten niedergebrannt, hatten die Geschwister in Silo vernommen, waren aber seit Wiederherstellung der Ruhe noch immer verhindert worden, selbst den verlassenen Platz zu besuchen. Da nun Bruder Breutel und ich den Platz zu besichtigen wünschten, so machten wir uns gemeinschaftlich am 2. Februar Vormittags dahin auf den Weg: Bruder Breutel, Geschwister Gysin mit ihren Kindern, Geschwister Kschieschangk und ich, nebst mehreren Hottentotten und Dienstleuten in zwei Ochsenwagen; Bruder Gysin und ich waren zu Pferd. Schwester Bonatz wurde leider durch Unwohlsein verhindert, mit an der Reise Theil zu nehmen; deshalb konnte Bruder Bonatz auch nicht mitgehen, versprach aber, den folgenden Morgen zu Pferd nachzukommen. Nachdem wir den Klipplat passirt, führte der Weg in Berge hinein mit vielen Schluchten voll Gras und Mimosen. Weiterhin geht die Straße sehr steil bergauf und wird,

nach europäischen Begriffen, unfahrbar. Die 12 Ochsen müssen sich sehr anstrengen, den starkgebauten Wagen hinaufzuziehen, und die Treiber haben vollauf zu thun, mit ihren langen Peitschen und lautem Zuruf die Ochsen anzutreiben. Der Reisende aber, wenn er nicht aussteigt, wird über alle Beschreibung hin und her geworfen. Zwischen 11 und 12 Uhr wurde die Höhe glücklich erreicht, von wo man eine schöne Aussicht hat. Es muß hier im Krieg ein bedeutendes Gefecht Statt gefunden haben, denn wir fanden viele Kugeln. Ueber eine Meile weit führt nun der Weg durch eine Hochebene von Bergkuppen umgeben. Weit und breit ist kein Strauch und kein Baum zu sehen. Von der Hochfläche, auf der man noch jetzt zuweilen Strauße, Antilopen und Quaggas sehen kann, geht es wieder in Kloofe hinunter mit schönen Mimosenbäumen bewachsen, und nachdem wir einige jetzt ausgetrocknete Flußbetten passirt, erblickten wir, über eine Ebene hin, am Fuß der Berge die Ruinen des Wohnhauses von Gosen, wo wir um drei Uhr — die Gesellschaft in den Wagen kam erst eine Stunde später — anlangten. Es war ein sehr trauriger Anblick, besonders für Geschwister Gysin und für die, welche den Ort als aufblühenden Missionsplatz gekannt hatten. Von der Straße mit zwei Reihen Häusern, den Gärten, den Viehkraalen, war nichts mehr zu sehen, oder doch nur mit Mühe die Spuren in dem üppigen Grase, das Alles wieder überwachsen hatte, zu finden. Das schöne Wohnhaus, 20 Fuß breit und 48 Fuß lang, war eine Ruine. Aber obgleich das Holzwerk bis auf das letzte Stück verbrannt und von dem Dache keine Spur mehr vorhanden ist, so haben sich die Mauern, da sie außen von gebrann-

ten Steinen sind, sehr gut gehalten und würden den Wiederaufbau sehr erleichtern. Bei der Ruine des Hauses schlugen wir unser Lager auf, errichteten für die Nacht ein Zelt und feierten bei einem Mittagsmahl und einem Kaffee Bruder Gysin's Geburtstag. Die Lage ist schön, von der Thür des Hauses aus überblickt man die Ebene, auf welcher die Gemeine angelegt werden sollte, und hat dabei eine herrliche Fernsicht auf die blauen Berge im Kaffernlande, welche die verschiedensten Formen zeigen. Hinter dem Hause steigen Berge mit Felsen empor, unten Sandstein, höher hinauf Granit, zwischen denen der Wakubach aus einer mit Dornbäumen bewachsenen Kloof herauskommt, aus dem das Wasser ausgeleitet war, um die Gärten zu bewässern. Nach dem Kaffee gingen die Brüder diese Kloof hinauf. Das Wasser des Baches lief sehr schwach, so schwach, als Bruder Gysin sich kaum erinnert, es je gesehen zu haben. Höher hinauf war es stärker, da es, wie es öfters bei afrikanischen Flüssen der Fall ist, unter dem steinigen Boden hinläuft, oder, wie man hier sagt, falsch ist. In einer halben Stunde beschwerlichen Kletterns erreichten wir den oberen Rand der Vorberge, wo sich der Bach durch gewaltige Felsen einen Weg gebahnt hat. Die Felsen sind hier mit den schönsten Brodbäumen bewachsen, sie erheben sich hier bis zu einer Höhe von 10 Fuß, oft drei oder vier aus einer Wurzel aus den Felsen. Hier eröffnet sich mit einem Mal ein überraschender Blick in die weite, grasbewachsene und mit Bergen von bedeutender Höhe umgebene Fläche. Kalte Nebelwolken und Wind hinderten uns, für heute weiter zu gehen. Als wir zurückkamen, war die Sonne bereits nahe am Untergehen, wir nahmen

ein von den Schwestern bereitetes Abendbrod ein und begaben uns, nachdem Bruder Breutel den Abendsegen im Zelt in deutscher Sprache und Bruder Kschieschangk in holländischer für unsre Leute gehalten, zur Ruhe. Der Himmel hatte sich umzogen, und auch am nächsten Morgen, dem 3ten Februar, war es wolkig, doch sah man, daß es sich bald aufklären würde. Sehr anmerklich war uns die Loosung: „Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer und schließe die Thür nach dir zu und verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe" (Jes. 26, 10). — (In der Neujahrsnacht wurde in Gnadenthal für Gosen der 8. November aufgeschlagen: „Deine Knechte wollten gern, daß Zion gebaut würde, und sähen gern, daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden.") — In dem Morgensegen empfahl Bruder Breutel in einem herzlichen Gebet uns dem Herrn zum Schutz, und diese Stätte, wenn auch für jetzt die Thür zugeschlossen ist, der Gnade des Herrn, daß Er sich wieder eine Gemeine hier sammeln und Seinen Namen verherrlichen möge. Nach dem Frühstück sollten die östlichen Grenzen besucht werden. Ein Fluß, jetzt ebenfalls ausgetrocknet, macht die Grenze *). Bald nachdem wir zurückgekommen waren, hatten wir die Freude, Bruder Bonatz ankommen zu sehen, 6 Fingus begleiteten ihn, von

*) In dem aufgeschwemmten Lande fanden sich schöne Stücken Kalksinter, wahrscheinlich von den Bergen herabgespült, wie auch etwa anderthalb Stunden entfernt sich schöne Stalaktiten finden sollen, aus denen Kalk gebrannt worden ist. Es würde um so interessanter gewesen sein, diese Stelle zu besuchen, da ich sonst nichts, als Sandstein und Granit in dieser Gegend gesehen habe.

denen Einige früher hier gewohnt hatten, und welche glaubten, Geschwister Gysin würden nun gleich hier bleiben. So war hier ein kleines Gemeinlein von 10 Europäern und 17 Farbigen beisammen. Der eine Fingu konnte nicht fertig werden, Bruder Breutel mit lebhaften Geberden halb kaffrisch, halb holländisch zuzurufen: „Inkosi mooj! Inkosi mooj!“ (Herr, es ist schön! Herr, es ist schön!) Bei näherer Untersuchung fanden sich denn auch noch mehrere Spuren der ehemaligen Gärten; hier ein paar Rosenstöcke, dort Kartoffeln, oder Aepfel-, Pfirsich- und Weidenbäumchen, die noch grünten, die Pfirsichbäumchen trugen sogar Früchte. Wenn die Bäumchen nicht eben erst gepflanzt worden wären, als die Geschwister den Platz verlassen mußten, und schon tiefere Wurzeln getrieben hätten, so würde, trotz des Abbrennens, mehr zu sehen gewesen sein. Daß auch die Thiere der Wildniß wieder von der Stätte Besitz nehmen wollen, wurden wir bald inne. Denn als Schwester Gysin nach dem Bach ging, sprang ein Springbock auf, und einer unsrer Leute trat dicht beim Hause auf eine Puffadder, eine große, bunt gezeichnete, aber giftige Schlange mit fast vier Linien langen Giftzähnen, die er nicht bemerkt hatte. Glücklicher Weise erlegte er sie, ehe er von ihr verletzt wurde.

Nachdem wir noch ein Mittagsmahl eingenommen, brachen um 12 Uhr die Wagen auf. Bruder Bonatz, Gysin und ich folgten zwei Stunden später, nachdem wir noch mit einander die Hochfläche besucht und besichtigt hatten, so weit es die Zeit erlaubte. Ich verließ den Platz, dessen Namen auch ich so oft mit Theilnahme genannt und gehört habe, mit der Hoffnung, daß es dem Herrn gefallen werde, sich hier wieder eine Fingu-

Gemeine zu sammeln, die Seines Namens Ruhm erhöhen wird. — Hier könnte am besten zusammengestellt werden, welches die Aussichten für das äußere Bestehen sind. Der Platz bietet eine ausgezeichnet gute Viehweide, sowohl für Rindvieh, als für Schafe, deshalb soll er auch ein Lieblingsplatz Gaika's gewesen sein; es gibt nicht nur vieles, sondern auch nahrhaftes Gras das ganze Jahr hindurch. Im Winter, wenn es in Silo, wo es kälter wird, an Weide fehlt, pflegten viele Siloer mit ihrem Vieh hieher zu ziehen; auch das der Mission gehörende Vieh hieher schicken zu können, würde großen Vortheil gewähren. — Holz gibt es für lange Zeit hinaus im Ueberfluß, da die Schluchten mit Mimosenbäumen bedeckt sind, die hier schöner gedeihen, als ich es sonst wo gesehen. Dagegen könnte es Bedenken erregen, daß das Wasser jetzt sehr schwach war. Als Bruder Teutsch hier war, strömte ein schöner Fluß, und Geschwister Gysin haben in den elf Monaten ihres Hierseins den Bach kaum je so schwach gesehen, obgleich damals ein sehr trockner Sommer war. So wie der Bach jetzt fließt, würde er kaum zur Bewässerung eines bedeutenden Gartens hinreichen. Es lassen sich indessen mit leichter Mühe an mehreren Stellen im Flußbett Dämme machen, und dadurch kann das Wasser der Regenzeit und nach Gewitterregen gesammelt werden, so daß dann auch in den Zeiten der Trockenheit Wasser vorhanden ist. Ueberdies glauben wir und auch die Fingus, daß höher hinauf an den Berglehnen und in der von Bergen umgebenen Hochfläche, Kafferkorn und Wälschkorn in mehr als zureichender Menge gebaut werden kann, ohne Bewässerung. Während in der Ebene, wie in der Colonie überhaupt, ohne Bewässerung

kein Gartenbau möglich ist, sieht man im Kaffernland an den Berglehnen die schönsten Kaffer- und Fingugärten mit Wälschkorn und Kafferkorn ohne künstliche Bewässerung. Es scheint, daß die Ebene sich auch zum Kornbau eignet, ist dies der Fall, so ist Ackerland in Ueberfluß da. Doch dies muß erst die Erfahrung lehren, auch müßte erst der Weg fahrbar gemacht werden. Gewiß aber ist es, daß eine große Anzahl Fingus, die fast nur von der Milch ihrer Heerden leben, ihr Bestehen hier finden können und sich auch bald sammeln werden, wenn wir den Platz wieder anfangen. Sehr viel wird freilich darauf ankommen, wie uns die Grenzen bestimmt werden, und welche Bedingungen die Regierung dabei stellt. Die Erlaubniß zu einer Fingustation ist bereits ertheilt (aber Tambukkis dürfen nicht mehr herziehen), mit dem Beifügen, daß die Bedingungen, was die Befestigung betrifft, die für alle Plätze an der Grenze gelten, beachtet werden müssen; d. h., daß ein Haus mit feuerfestem Dach gebaut werden muß. In diesem Monat werden in dieser Gegend, die früher den Tambukkis gehörte, und ihnen im letzten Krieg abgenommen ist, Plätze ausgegeben, mit der Bedingung, daß, wenn nicht in drei Monaten darauf gebaut wird, sie an die Regierung zurückfallen, um anderweitig ausgegeben zu werden. So würden auch wir den Platz verlieren, jedenfalls uns in Schwierigkeiten verwickeln, wenn wir nichts in der Sache thun. Die andern Missionsgesellschaften fangen mit erneuter Thätigkeit ihr Werk unter den Fingus an, und es würde ein schlechtes Licht auf uns werfen, wenn wir einen, zu diesem Zweck vortheilhaft gelegenen Platz, ohne auch nur einen Versuch zur Wiederbesetzung gemacht zu haben, aufgeben wollten.

Da nun Geschwister Gysin sich willig bezeigen, im Vertrauen auf die Durchhülfe des Heilandes, wieder dahin zu ziehen, so ist beschlossen, daß fürs erste der Dolmetscher und Aufseher, Josua Hermanus, und einige Fingufamilien, die dazu Lust haben, dahinziehen sollen, daß Bruder Gysin ab und zu dahingehen und eine temporäre Einrichtung machen, besonders aber, wenn der Landmesser dahin kommt, ihm die Grenzen zeigen soll, die der Platz früher hatte. Dann sollen in einigen Monaten Geschwister Gysin mit einander dahinziehen, um sich wieder einstweilen einzurichten, bis die Antwort der Unitäts-Aeltesten-Conferenz eingetroffen, und man deutlicher sieht, welche Bedingungen die Regierung stellt. Im günstigen Fall kann dann bald Verstärkung nachgeschickt werden, um den Wiederaufbau der Gemeine ernstlicher zu betreiben.

Bei dem Ritt über die Grasfläche stieß Josua Hermanus, der Dolmetscher, zu uns, der uns erzählte, daß bei der Flucht am 30. December Bruder Gysin in größerer Lebensgefahr gewesen sei, als er selbst glaubte. Kusi habe einen seiner Leute bei sich gehabt, der zwei Assagayen mit langem Eisen unter dem Karoß (Schafpelz) trug, und habe mit diesem neben Bruder Gysin herreiten und endlich Streit anfangen wollen. Hermanus aber habe sein Pferd immer zwischen sie gelenkt. Kusi wollte Bruder Gysin nöthigen, mit seiner Gesellschaft auf der Ebene auszuspannen, während dessen sollten die Kaffern über einen Hügel kommen, und Mord und Plünderung sollte beginnen. Bruder Gysin weigerte sich aber auszuspannen. So ist hier für Geschwister Gysin ein Weg, an den sich denkwürdige Erinnerungen ausgestandener Noth und Gefahr und wunderbarer Durchhülfe des Heilandes knüpfen.

Gegen 4 Uhr erreichten wir unsre Gesellschaft wieder, die auf der Berghöhe ausgestiegen waren, die Aussicht zu genießen, die, zumal bei so günstiger Beleuchtung, herrlich ist. Man sieht in die Tiefe herab, wo Silo mit seinen Fruchtbäumen und ausgedehnten Gärten in der grünen Ebene sich hinzieht am stolzen Klipplat. Rundum erhebt sich ein großartiges Bergpanorama der mannichfachsten Berge. Es ist eine der schönsten Aussichten, die ich je gesehen, und besonders Silo liegt wunderschön da. In einem Lande aber, wo Bäume und Anbau so selten, muß es die Bewunderung jedes Reisenden erregen, wenn er sich auch dafür nicht interessirt, daß die Predigt des Evangeliums und der Fleiß und das Beispiel unsrer Brüder, unter dem Segen des Herrn, diesen Garten Gottes ins Leben gerufen haben. Mühsam ging es nun auf dem schlechten Wege den Berg hinab. Vom Fuß desselben ist es ungefähr noch eine Stunde bis Silo, wo wir dann glücklich und wohlbehalten, froh und dankbar wieder anlangten.

Der dreiwöchentliche Aufenthalt in Silo war schnell vorüber gegangen, zumal da Correspondenz mit Gnadenthal und Europa und Sprechen mit den Leuten vor dem heiligen Abendmahl einen Theil der Zeit in Anspruch genommen hatte. Am 12ten Februar hatte Bruder Breutel Bruder Bonatz zu einem Presbyter der Brüderkirche ordinirt, auch sonst beiden Theilen der Gemeine Reden gehalten; ich hatte am 29. Januar und am 12. Februar holländisch, am 5. Februar für die Kaffern gepredigt, indem Bruder Bonatz übersetzte. Da Schwester

Bonatz noch nicht so weit genesen war, daß Geschwister Bonatz uns hätten begleiten können, aber doch keiner Pflege mehr bedurfte, so war beschlossen, daß Geschwister Kschieschangk uns bis Enon begleiten sollten. Wir beschlossen über King Williamstown zu reisen. Dieser Weg macht einen großen Bogen nach Osten, ist aber weniger gebirgig, und wir wünschten, die Berliner Missionare zu besuchen. So wurden denn zwei Ochsenwagen gepackt, mit allem Nöthigen wohl versehen und am 15ten traten wir die Reise an, nachdem wir in der Versammlung des vorigen Abends der Gemeine zur Fürbitte empfohlen waren. Am Abend vor der Abreise hatte ich Briefe von Gnadenthal erhalten, welche mir meldeten, daß eine bedenkliche Krankheit meiner jüngsten Tochter sich gelegt, so daß ich beruhigt die Rückreise antreten konnte. Gegen 9 Uhr brachen wir auf nach herzlichem Abschied von den Geschwistern und der Gemeine, die wir sehr lieb gewonnen hatten, und mit der Ueberzeugung, daß der Herr noch Sein Werk hier hat. Fürs erste war der Weg derselbe, welchen wir nach Gosen genommen hatten. Bruder Bonatz und Gysin begleiteten uns zu Pferde, mehr als 20 Hottentotten, Kaffern und Fingus gaben uns ebenfalls zu Pferde das Geleit, Andere zu Fuße kehrten früher um. Als wir die Höhe des steilen Berges auf dem Wege nach Gosen erreicht hatten, wo man die herrliche Aussicht auf Silo mit seinen Gärten und Feldern und auf die Gebirge in der Ferne hat, wurde ein Kreis geschlossen; wir sangen einige Abschiedsverse, und ich hielt ein Abschiedsgebet, darauf kehrten die Meisten zurück. Einige aber, unter diesen Johannes und Samuel, begleiteten uns noch weiter bis zum Mittagsausspann bei

Rietvalley, einem stehenden Wasser in der mit Gras bedeckten Hochebene. Die schon öfters gesehenen Kafferfinken (Vidua longicanda) von der Größe eines Sperlings, schwarz mit feuerfarbenen Schultern und mehr als einen Fuß langem Schwanz, schwebten und flatterten über das Gras hin. Hier verließen wir den Weg nach Gosen, da sich der unsrige mehr nach Südwesten wendete, so daß der Windvogelberg östlich bleibt. Zur Rechten hatten wir den Gaikas Kop, einen sehr hohen, kegelförmigen Berg zu den Amatolabergen gehörend. Wild sahen wir heute nicht, nur eine 3 bis 4 Fuß lange sehr giftige Schlange, hier gelbe Kapella genannt (Vipera Haje), welche, wenn sie zum Angriff den Kopf erhebt, den Hals wie eine Brillenschlange aufbläht, lag träge im Wege. Es war anfangs schwül und heiß gewesen, Nachmittags zogen sich Gewitter zusammen, bald sah man Blitze um den Gaikas Kop zucken, sie wurden immer zahlreicher und der Donner rollte majestätisch in den Bergen. Auch dauerte es nicht mehr lange, so fing der Regen an sich zu ergießen. Wir mußten es aufgeben, Dornrivier zu erreichen, und als wir in eine Niederung kamen, eilten wir, das Zelt aufzuschlagen, was bei dem Winde nicht leicht war. Glücklicher Weise hatten wir vom Nachmittag her noch einige große Aeste von Dornbäumen hinter den Wagen, und brachten trotz des Regens das Feuer im Brand, unser Abendessen zu bereiten. Ein Berliner Missionar, der in dieser holzarmen Gegend von Regen und Schneewetter überfallen wurde, mußte, um für sich und seine Familie Kaffee kochen zu können, eine schöne Schreibchatoulle zerhacken.

Wir drei Brüder, Bruder Breutel, Kschieschangk und ich, schliefen im Zelt, Schwester Kschieschangk mit Jakobe Stompje, einer Hottentottin, die sie begleitete, im Siloer Wagen, unsre vier Leute suchten, da der Regen anhielt, ihr Nachtlager in unserm Wagen; so konnten wir Alle, trotz Donner, Blitz und Regen, im Trockenen und geborgen schlafen. Am nächsten Morgen hörte der Regen gegen 7 Uhr auf. Wir mußten aber warten, bis das Zelt einigermaßen trocken war, um es einzupacken. Unterdessen zeigte sich ein Hartebeest auf dem Rücken eines Hügels ruhig weidend. Dies machte uns Hoffnung, daß uns heut mehr Wild zu Gesicht kommen würde, zumal da wir heut durch die berühmten Jagdfelder an der Westseite des Windvogelberges kamen. Wir wurden darin auch nicht getäuscht. Bruder Kschieschangk nahm ein Reitpferd für Bruder Klinghardt in Enon mit, welches er und ich abwechselnd ritten. Dadurch war ich im Stande, ohne Beschwerde, wo sich Wild zeigte, bald rechts, bald links vom Wege ab heranzureiten, bis ich es mit dem Perspectiv nach Gefallen beobachten konnte. So beobachtete ich unter anderem zwei Trupp oder Rudel Hartebeest, noch länger ein Rudel von 8 Quaggas. Einmal kam ich 3 Hartebeests bis auf 20 Schritt nahe. Das Hartebeest (Antilope Caama) ist so groß als ein Edelhirsch, braun, unten weiß. Die anderthalb Fuß langen, geringelten Hörner, mit denen Männchen und Weibchen versehen, sind nach hinten gebogen. Beim Laufen tragen sie Hals und Schwanz aufgerichtet. Springböcke liefen auch in der Nähe des Wagens; unser Hund machte vergeblich Jagd auf einen derselben. Während dieser Naturbeobachtungen hatte ich mich ziemlich weit

von den Wagen entfernt, die unterdessen über mehrere Anhöhen gefahren waren, und ich war froh, als ich wieder auf ihre Spur kam; denn in dem menschenleeren Lande, könnte man Tage lang herumirren, ehe man einen Menschen fände, um von ihm zurechtgewiesen zu werden. Gegen 10 Uhr passirten wir das ziemlich ausgetrocknete Dornrivier, wo wir uns wieder mit Holz versahen und einige starke Dornbäume ins Schlepptau nahmen. Denn mit Ausnahme der Abhänge an diesem Flüßchen hatten wir keinen Strauch gefunden. Alles ist mit Gras bedeckt, doch sah man in der Ferne an der Südseite des Windvogelberges einen Wald, aus welchem ehemals für Silo Holz zum Bauen geholt wurde. Weiße Kalkfelsen leuchteten von den Bergen herüber in der Sonne so hell, daß wir sie für Schnee oder Eis hätten halten können. Sie lagen aber zu weit aus dem Wege, als daß wir sie hätten besuchen können, so interessant dies auch gewesen wäre, da der Abhang nach Gosen zu aus Granit besteht. Eine große Trappenart (Otis Denhami), hier wilde Pfauen genannt, war öfters nahe am Wege zu sehen. Zu Mittag hatten wir den Fahrweg erreicht, welcher von Queenstown nach King Williamstown führt, und die Royal Reserve, das Land, aus dem die Gaikakaffern vertrieben sind. Es gehört nicht zur Colonie, sondern steht unter dem Gouverneur. Die Kaffern haben sich nicht in der Nähe der Grenzen niederlassen wollen, so daß man nur hie und da in der Ferne den Rauch ihrer Hütten sah. So ist mit Ausnahme der Missionsplätze Bethel und Peelton dieser schöne, fruchtbare Landstrich jetzt ganz menschenleer. Wir haben auf diesen vier Tagereisen keinen Bauernplatz gesehen, und sind mit Ausnahme von ein

paar Wagen keinem Menschen begegnet. Auch heute wurde es Mittags schwül und gegen Abend kam Gewitter. Damit aber nicht das Thomasrivier durch Anschwellen uns aufhalten möchte, fuhren wir weiter, bis wir dasselbe gegen 6 Uhr passirt hatten. Es fiel schwer, ein Feuer anzumachen, da Alles naß war, doch kamen unsre Leute endlich damit zu Stande. Wir zogen uns nun bald ins Zelt zurück, wo wir unser Abendessen genossen.

Am nächsten Morgen hatte der Regen aufgehört. Wir kamen heut in die Vorberge der Amatolas und sahen zur Seite sanft abgerundete mit Wald bedeckte Berge. Das Land längs der Straße ist mit üppigem Grase bedeckt. Um 11 Uhr kamen wir zu einer romantischen Stelle. Ein Fluß kommt aus einem Felsenthal und bildet einen nicht unbedeutenden Wasserfall umgeben von hohen Gelbholzbäumen. Eine Schaar grüner, rothschnäbliger Papageien flog laut schreiend hin und her. Hier war der Wohnplatz vom Kaffernhäuptling Toise, von den Kraalen sah man auf der Höhe noch Spuren. Nicht weit davon kamen wir zu dem Platz, wo die Berliner Missionare die Missionsstation Emmaus hatten, welche sie 1846 verließen; später wurde sie abgebrannt. Wir machten dort Mittag. Es ist eine sehr schöne Stelle. Ein Hügel wird im Halbkreis vom Flüßchen Guoloneo umflossen. Das hohe süße Gras mit mancherlei Blumen dazwischen zeigte, wie fruchtbar der Boden ist. Von den Gebäuden war nur noch die Grundmauer zu sehen, von den Gärten einzelne Aepfel- und Pfirsichbäume. Jenseit des Flusses sind die Anhöhen mit Wald bedeckt, darunter große Gelbholzbäume, wie die schönsten deutschen Eichen, und hie und da sind Felspartien mit blaublühenden

Agapanthus und anderen Blumen umgeben. Die Berliner sind noch nicht ganz entschieden, ob sie an dieser einladenden Stelle einen neuen Missionsversuch machen wollen, auch die schottischen Missionare haben, im Fall jene es nicht thun, ihr Augenmerk auf diese Stelle gerichtet. Bruder Kschieschangk ritt von hier nach Bethel voraus, und nachdem wir eine Stunde weiter gefahren, kam uns Missionar Kropf entgegen und setzte sich zu uns auf den Wagen. Als wir uns dem Platz mehr näherten kamen auch die Missionare Liefeld und Rein mit vielen Leuten und begrüßten uns, nach der bei unsern Gemeinen üblichen Weise, mit Gesang einiger Verse. Die Berliner Geschwister nahmen uns mit so herzlicher, brüderlicher Liebe auf, daß wir uns unter ihnen heimisch fühlten, wie in einer unsrer Gemeinen. Es sind ungefähr 120 Gemeinglieder, alles Kaffern (nur ein paar Hottentottenfamilien), von ihnen sind 20 getauft. Alle sind treu geblieben, aber 1846 wie 1851 mußten sie flüchten, und der Platz wurde schon 1846 zerstört. Die Missionare haben jetzt nur temporäre Wohnhäuser, deren Mauern aus Rasen aufgebaut sind; da sie aber außen und innen geweißt und mit Glasfenstern versehen sind, sahen sie ganz wohnlich aus. Ein Häuschen wurde uns Brüdern eingeräumt, Schwester Kschieschangk bekam eine Stube bei Liefeld und unsre Leute schlugen sich das Zelt auf. Die Häuser der Kaffern sind anders als in Silo, zwar auch rund, aber 4 Fuß hoch gemauert aus Rasen, und darauf das Dach gesetzt. So ist auch die einstweilige Kirche. Eine kleine Viertelstunde von dem Missionsgebäude ist ein Militärposten, ein kleines Fort mit 70 Mann Besatzung, von den Engländern Döhnes Station genannt.

Da eine Schenke dabei ist, so macht dies für die Missionare manche Unannehmlichkeiten. Etwas weiter wohnt der Magistrat und Gaika-Comissoner oder der Regierungsbevollmächtigte für alle Gaikakaffern. Es ist Charles Brownlee, Sohn eines Missionars der Londoner Missionsgesellschaft in King Williamstown, ein Freund der Missionare, der als Hausfreund und Bruder mit ihnen lebt. Unter seinem Commando steht eine Abtheilung Kafferpolizei. Die Kenntniß der Kaffernsprache hat, eben so wie hier, manchen Söhnen der Missionare im Kaffernlande zu Gouvernements-Bedienungen und Aemtern verholfen.

Auf den 18ten war eine Partie in die Berge und Wälder verabredet; auch Mr. Brownlee mit seiner Frau, ebenfalls eine Tochter eines Missionars, und ein schottischer Missionar von Alice, Mr. Laing, und seine Frau nahmen daran Theil. Bruder Rein und seine Frau, Bruder Kropf und Liefeld begleiteten uns, so daß eine große Gesellschaft in zwei Ochsenwagen und sechs Reiter zusammen kamen. Wir ritten und fuhren am Thal der Kumakola, des Flüßchens, an welchem Bethel liegt, hinauf. Dies Flüßchen läuft, wie ein deutscher Gebirgsbach, zwischen Gebüschen, aus denen aber auch hohe Bäume herausragen, durch schöne Wiesengründe. Die Aussicht auf das waldbedeckte Gebirgsthal erinnerte an die heimathlichen Gebirge, nur daß große grüne Strecken im Walde nicht Wiesen, sondern frühere Kaffergärten bezeichneten. Da die Kaffern nicht viel vom Düngen halten, so brennen sie lieber ein Stück Wald nieder und pflanzen in den humusreichen Boden. Die Bergabhänge haben gewöhnlich Feuchtigkeit genug, um Wasserleitungen entbehrlich zu machen. — Nach einiger Zeit erreich-

ten wir den Wald, in welchem der Weg steiler bergauf führte, dann kommen freie Anhöhen mit Gras bewachsen zwischen Bäumen einer Proteaart (Schillerbaum) *). An einem Wäldchen im Schatten von Gelbholz und anderen Bäumen wurde Halt gemacht, um zuerst einen Wasserfall zu besuchen. Durch den dichten Wald hatte Mr. Brownlee einen Steg hauen und, da es sehr steil bergab geht, ihn mit Geländer versehen lassen, gewiß das einzige Beispiel in ganz Afrika. Das Wasser fällt 20 bis 30 Fuß hoch in einem Sturz über bemooste Felsen in einen waldbeschatteten Felsenkessel. Eine üppige Vegetation von Farrenkräutern **) und Moosen schmückte den Boden. Aus den Felsenritzen drängte sich Didymocarpus Rexii mit großen blauen Glocken; in den Sonnenstrahlen, die hin und wieder den Waldschatten durchbrachen, wiegten sich von mir noch nie gesehene, buntfarbige Schmetterlinge. Es ist eine sehr sehenswerthe Partie. Als wir zurückkamen, hatte Mrs. Brownlee das Mittagsmahl bereitet. Der berittene Theil der Gesellschaft, zu dem auch Mrs. Laing und Schwester Kschieschangk gehörten, besuchte darauf

---

*) So häufig diese in den westlichen Provinzen sind, in sehr verschiedenen Arten, so hatte ich keine gesehen, seit wir jenseit Uitenhagen die Sandsteinformation verließen, mit Ausnahme einer Stelle am Katrivierberg, wo ebenfalls wie hier Sandstein ist. Eben so scheinen die Heidearten, so mannichfaltig sie im Westen sind, im Osten zu fehlen. Auch sie finden sich nur, wo der Sandstein herrscht, und kommen auch im Westen sehr selten oder nie auf Thonschiefer vor, so nahe sie an einander grenzen. Da vertreten ihre Stelle Rhinosterbüschel (**Stobe Rhinocerotis**) und andere Pflanzen.

) Z. B. **Cyathea Dregeona, ein baumartiges Farrenkraut, **Mertensia dichotema** u. s. w.

noch den Gipfel des Berges. Der Weg führt durch Urwälder mit gewaltigen Bäumen von drei Fuß Durchmesser, die aber hier nicht mit Schlingpflanzen durchwoben sind, auf die feine grasbewachsene Kuppe, welche sich wohl 1500 Fuß über Bethel erhebt. Die Aussicht ist sehr belohnend, nach Osten weit nach Kafferland hinein, nach Westen auf die waldbedeckten Amatola- und Katrivierberge, nach Süden ebenfalls ein bergiges Land. Mr. Brownlee zeigte viele in den letzten Kriegen berühmt gewordene Orte. Unter den Blumen zeichneten sich mancherlei Orchideen aus. Zur übrigen Gesellschaft zurückgekehrt, tranken wir Kaffee und traten dann den Rückweg an. Um 3 Uhr kamen wir wieder in Bethel an. Gleich unterhalb des Gartens der Missionare fließt die Kumakola, und am jenseitigen Ufer haben sie in der Nähe schöne Felsenpartien mit Gebüsch bewachsen. Die hohen Bäume sind leider im letzten Kriege von den hier liegenden Truppen umgehauen und verbrannt, und es scheint auch hier in den Bergen der Busch, wo er einmal geschlagen ist, nicht wieder nachzuwachsen.

Am folgenden Tag, Sonntag, den 19ten, frühstückten wir bei Geschwister Kropf und nahmen Theil an der Hausandacht. Die holländische Predigt war mir aufgetragen. Eine Anzahl Hottentotten von den capischen reitenden Jägern, die hier im Fort liegen, kamen zu derselben in Uniform anmarschirt. Ich predigte über das Gleichniß vom Säemann. Bruder Rein spielte das Seraphin. Das kleine anspruchslose Kirchlein faßt, da es rund ist, eine ziemliche Anzahl von Zuhörern. Nachmittags hielt Bruder Breutel eine herzliche Ansprache über die Worte: „Kommet her zu mir Alle, die

ihr mühselig und beladen seid u. s. w.“ Ich übersetzte dieselbe ins Holländische, Mr. Brownlee ins Kaffrische. Darauf nahm Bruder Kropf das Wort, dankte ihm und empfahl uns der Fürbitte.

Den übrigen Nachmittag verbrachten wir bei der einen oder anderen Familie besuchend, dann versammelte sich Alles bei Geschwister Kropf zu einem Abendessen. Mit einer Hausandacht wurde der Tag beschlossen.

Schon am Sonnabend war ein starkes Gewitter gekommen, und dem Sonntag, an dem Regen und Nebel abgewechselt, folgte ein nebliger Montag Morgen. Gern hätten uns die lieben Berliner Brüder zurückbehalten, und wir würden gern bei ihnen geblieben sein, wenn die Zeit es erlaubt hätte. Da wir suchen wollten, King Williamstown zu erreichen, so schickten wir unsre Ochsen voraus, und wurden von hier aus mit Vorspann versehen. Missionar Rein und seine Frau wollten bis Peelton oder King Williamstown mitfahren. Er ist noch ein junger Mann, aber leider leidet er so sehr an der Brust, daß er weder öffentlich sprechen, noch Schule halten darf. Mit den andern Geschwistern verabschiedeten wir uns auf das herzlichste, auch Viele aus der Gemeine kamen, um uns zum Abschied zu grüßen. Sie versicherten Alle, daß ihnen der gestrige Tag, und besonders Bruder Breutel's Ansprache zum Segen gewesen, und auch wir fühlten uns mit ihnen im Herrn verbunden. Wenn Missionar Schultheiß wiederkommt, werden sie wahrscheinlich nach Itemba, einige Stunden von Bethel, aber in Kafferland, wieder anfangen. Von den Naturschönheiten der Gegend verbarg uns der Nebel viel, der sich bald in einen starken Regen auflöste. Unser Ludwig zeigte mehrere Orte, die

ihm vom Commando 1846 eindrücklich waren, z. B. Geelhoutboomen, wo hohe Gelbholzbäume sich an einem Bache hinziehen, und wo die Commandos eine Zeit lang ihr Lager hatten. Der Weg wurde durch den Regen immer schlechter, und wir nahmen gern die Einladung des Missionars Birt von der Londoner Gesellschaft an, als wir um 3 Uhr Peelton erreichten, bei ihm zu bleiben. — Die Missionsstation war noch nicht lange hier eingerichtet und berechtigte zu guten Hoffnungen, als im December 1850 der Krieg ausbrach. Eine Anzahl Männer mit ihren Familien waren dem Missionar von einer früheren, im Krieg von 1846 zerstörten Station gefolgt, an welche sich bald Andere anschlossen, so daß der Platz gegen 300 Einwohner zählte. Missionar Birt hatte sich ein großes massives Wohnhaus gebaut und bewohnte es, wenn ich nicht irre, erst einige Wochen. Als er mit seiner Familie zu Weihnachten bei Tische saß, stürmten die feindlichen Kaffern heran. Seine Leute wollten sich vertheidigen, hätten aber nicht Munition genug gehabt, und würden nur den Feind erbittert haben. Darum flüchtete er mit seiner Familie nach King Williamstown. Da sie nur einen Wagen hatten, mußten sie Alles im Stich lassen. Ihre Kaffern folgten ihnen nach der Stadt, wo sie dem Gouverneur treu dienten und dabei reichen Verdienst hatten. Das Wohnhaus, die Kirche, ebenfalls noch nicht längst erbaut, und der ganze Platz wurden zerstört. Seit dem März waren sie zurückgekehrt in dies Thal, welches Sir Robert Peel zu Ehren Peelton genannt wird. Es ist ein fruchtbares, gut bewässertes Hügelland. Die Gärten mit Mais und Kaffernkorn stehen vortrefflich. Viele Häuser sind viereckig und gemauert.

Sie stehen alle auf der östlichen Seite der Straße, also in Kafferland, nur die temporäre Kirche steht auf englischem Gebiet. Die Zahl der Einwohner beläuft sich jetzt auf 800. Es sind alles echte Kaffern, groß, stark und wohlgewachsen. Ihre Gesichtszüge zeigen Intelligenz, und Missionar Birt gibt ihnen das Zeugniß, daß sie durch ihren Wandel dem Evangelium Ehre machen und auch selbst als Evangelisten unter die benachbarten Stämme ausgehen. Das Wohnhaus, welches die Familie jetzt bewohnt, ist nur von Rasen errichtet, aber von außen geweißt und innen tapeziert sieht es ganz wohnlich aus. Die lieben Leute nahmen uns mit großer Freundlichkeit auf. Bruder Breutel wurde die Studirstube eingeräumt, und da es an Platz zum Nachtlager fehlte, so schliefen Bruder Kschieschangk und ich in unserm, Schwester Kschieschangk im Siloer Wagen. Der Regen verhinderte uns, die schöne Gegend in Augenschein zu nehmen, wo Hügel und Thal mit Waldungen abwechseln und schöne Aussichten auf die Waldgebirge sich darbieten; aber die Zeit verging angenehm und lehrreich in der Unterhaltung mit dem lieben christlichen Freunde. Der Vater von Mrs. Birt, Herr Hart, ein wohlhabender Colonist, war mit den Brüdern in Enon gut bekannt und hat ihnen viel Gefälligkeiten bewiesen. Birt und Laing waren von England aus mit den Moravians bekannt, um so leichter fühlten wir uns unter ihnen heimisch. Es waren Missionare von vier verschiedenen Gesellschaften unter Mr. Birt's gastlichem Dache vereinigt. Da gab es Stoff genug zu interessanter Unterhaltung, und wir fühlten uns durch das Band christlicher Bruderliebe vereinigt. Zur Hausandacht kam die Hausdienerschaft und unsre Leute,

da wurde holländisch und kaffrisch gesungen; Mr. Birt las englisch, ich und Mr. Laing hielten ein Gebet, ich holländisch, er englisch. Nach dem Hausgottesdienst wurden von der Familie und den Besuchenden Chorale und Arien gesungen, auch aus unsern englischen Brüdergesängen. Missionar Rein und eine der erwachsenen Töchter des Hauses begleiteten den Gesang auf einem schönen Instrument, welches auf merkwürdige Weise der Zerstörung entgangen war. Als sie flüchteten, mußten sie es zurücklassen, aber auf seiner Frau Zureden verschloß es Mr. Birt, wiewohl er sagte, es könne doch nichts helfen. Den folgenden Tag bot er 10 Pfund Sterling, wenn sich ein kleines Commando von King Williamstown aufmachte, um es zu holen. Und zur Verwunderung wurde es unversehrt nach der Stadt gebracht. Nur der blauseidene Ueberzug war durch einen Assagaystich zerschnitten, wohl um zu sehen, was darunter sei. Die Kaffern hatten an den großen Vorräthen von Korn, Mais, Zucker, Kaffee und anderen Lebensmitteln fürs erste anziehendere Gegenstände zur Plünderung gefunden.

Auch der folgende Morgen war regnerisch. Zur Morgenandacht gingen wir in die Kirche. Sie ist rund, von Holz und Lehm gebaut und geweißt. Auf den runden Mauern ruht das Dach, und um mehr Licht zu bekommen ist eine Art Kuppel aufgesetzt von Holz, so daß das Ganze beinah der Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem ähnlich sieht, nur ist es viel kleiner und aus dürftigen Baustoffen. Es hatte sich eine Anzahl Zuhörer versammelt, gegen 200, trotz des schlechten Wetters. Mr. Birt las einen Abschnitt aus der Bibel, Mr. Laing sprach kaffrisch, dann Bruder

Breutel deutsch, ich übersetzte es englisch und ein Kaffer sodann ins Kaffrische. Dann hielt ein Kaffer ein langes Gebet mit Ausdruck, und wie es schien mit Gefühl. Im Hausgottesdienst, der in englischer und holländischer Sprache gehalten wurde, ward der Reisenden fürbittend gedacht. In der Kirche wurde später auch die Schule gehalten. Es waren gegen 200 Kinder; ein Eingeborener leitete die Schule. Die meisten Kinder lasen, zwei Klassen lesen auch englisch. Es ist viel Leben in der Schule, die in sehr gutem Gange ist. Auch der Gesang der Kinder war gut. Ich hielt eine Ansprache an sie, dann hielt auch Bruder Breutel eine herzliche Anrede, die von mir ins Englische und sodann ins Kaffrische übertragen wurde. Nach dem Mittagsessen hörte der Regen auf, und wir begaben uns wieder auf die Reise. Wie froh und dankbar waren wir, daß wir nicht den Weg über Katrivier eingeschlagen hatten, und statt unter dem Katrivierberg zu liegen, den Regentag auf eine so angenehme und gesegnete Weise bei christlichen Freunden verbracht und diese interessante Kaffergemeine, die größte, welche es gibt, kennen gelernt hatten. Solche Besuche sind nicht nur wichtig, um auch andere christliche Mitarbeiter und ihr Werk kennen zu lernen, und sich mit ihnen im Geiste der evangelischen Verbindung im Herrn, dem wir und sie dienen, in Liebe zu vereinen und Herzen und Hände zu stärken, sondern sie geben auch Gelegenheit zu interessanten und lehrreichen Vergleichungen. Der Katrivierberg würde noch nicht gangbar gewesen sein, nach King Williamstown dagegen sind keine bedeutenden Berge, sondern nur Hügel, welche mit Mimosen bewachsen sind. Um 5 Uhr erreichten wir King Williams-

town, oder vielmehr das Haus des Missionars Brownlee von der Londoner Gesellschaft, in deren Dienst er seit 1816 steht, und wurden auch hier von den lieben, bejahrten Leuten mit Liebe und Gastfreundschaft aufgenommen. Mr. und Mrs. Laing kamen ebenfalls bald nach uns an.

King Williamstown liegt auf einem Hügel, an dessen Fuß der Buffalofluß fließt. 1846 hatte Mr. Brownlee hier seine Missionsstation, welche er im Krieg verlassen mußte. Zur Bewässerung des Gartens hatte er das Wasser drei englische Meilen weit ausgeleitet, und da er ein Liebhaber von Gärten ist, viele Bäume gepflanzt. Die Regierung nahm dies in Besitz für die Wohnung und Garten des Comissoner, ohne dem würdigen Mann einige Entschädigung für sein Eigenthum zu geben. Noch schwerer aber war für die lieben Leute der Verlust ihres Sohnes James im letzten Krieg. Kaffern hatten Vieh geraubt, er wollte mit einem Commando Fingus diese verfolgen, und achtete in seinem Eifer nicht, daß diese nicht nachkamen. Als die Kaffern ihn so allein sahen, überfielen sie ihn und seine wenigen Begleiter, und von einem Assagaystich getroffen, sank er vom Pferde. Sie schnitten ihm den Kopf ab und brachten diesen zu ihrem Propheten Umlangend. Am andern Tag wurde die Leiche geholt, aber trotz aller Bemühungen und Anerbietungen von Geld konnte man den Kopf nicht wieder bekommen. — Mr. Brownlee hat sich nun außerhalb des Städtchens angebaut, und wieder einen schönen Garten angelegt, auch viele botanische Merkwürdigkeiten aus der Gegend dahin verpflanzt. In der Nähe von Mr. Brownlee's Haus wohnen viele Fingus. Die Stadt ist durch den Krieg schnell aufgeblüht. Vor 8 Jahren stand

hier nur Mr. Brownlee's Haus, jetzt sind gegen 300. In den Jahren 1851 und 1852 gingen von hier die meisten Operationen aus, da Sir Harry Smith hier sein Hauptquartier hatte. Auch die Gnadenthaler Freiwilligen haben meist hier gelegen. Eine große englische Kirche aus gehauenem Sandstein in halbgothischem Stil wird hier gebaut. Den Abendgottesdienst für die meist aus Fingus bestehende Gemeine hielt Mr. Laing.

Den Morgengottesdienst am folgenden Tag besorgte ein Fingu; er las einen Bibelabschnitt, sprach darüber und hielt ein Gebet. Wie? kann ich nicht beurtheilen; der Gesang war nicht sehr melodisch. Vor dem Frühstück nahmen wir an Brownlee's Hausgottesdienst Theil. Wir fuhren sodann durch die Stadt und den Buffalofluß und wendeten uns nach Osten *). In den Kloofen oder Thälern sind viel Fingugärten, wir sahen an dem heutigen Tage wohl über hundert. Die Bewohner kamen oft an den Wagen und baten um Tabak, meist aber boten sie ein paar Maiskolben, oder das einheimische Zuckerrohr, oder Milch zum Tausch dagegen an. Viele von ihnen waren mit rother Thonerde gefärbt, nach welcher uns Mehrere fragten, da sie aus Kafferland von Händlern eingeführt wird. Auf einer Anhöhe unweit Tamacha Post, einem kleinen Fort, machten wir Mittag. Auf die Amatolaberge hatten wir an dem schönen Tage eine herrliche Aussicht. Bruder Kschieschangk und ich besuchten den Wald und fanden mancherlei

*) Die Flora nimmt hier wieder den Enoner Charakter an. Baumartige Euphorbien, Spekboom, Sanseviera, Aloen und Crassulacen stehen in den Gebüschen, an freien Stellen erheben sich Dornbäume.

Pflanzen, z. B. auf den Bäumen als Schmarotzer wachsende Orchideen und Farrenkräuter. Noch interessanter aber war zu sehen, wie Kaffern- oder Hottentotten-Rebellen im Kriege hier gehaust. Lang durch den Busch geführte Verhacke leiteten zu großen Feuerplätzen, meist unter einem großen Baum. Obgleich jetzt Alles sicher ist, machte dies doch einen unheimlichen Eindruck. Auch der Weg heut Nachmittag führte durch interessante Gegenden. Große Transportwagen mit Hafergarben für die in King Williamstown stationirte Kavallerie begegneten uns. Daß einer umgeworfen hatte, kam Bruder Kschieschangk's Pferde gut zu Statten, es konnte sich nicht nur satt fressen, sondern wir sammelten noch einen Sack voll auf die Weiterreise. Gegen Abend passirten wir die Keiskamma, die in ihrem steinigten Bett, von Waldbergen umgeben, dahinrauscht. Nachdem wir den Militärposten Linedrift passirt hatten, schlugen wir unser Nachtquartier auf einer von Bergen und Wald umgebenen Fläche auf. Im Krieg müssen diese Pässe sehr gefährlich sein. Wir freuten uns des warmen, sternenhellen Abends, des ersten solchen auf der Rückreise.

Bei schönem Wetter setzten wir am nächsten Morgen unsre Reise fort. Es wurde bald sehr heiß. Wir sahen wieder viel Fingugärten. Die Gegend wird nun allmählig flacher und kahler. Um 11 Uhr hatten wir Fort Peddie erreicht. Auf einem kahlen Hügel liegt das Fort und die Kasernen; die Wohnung des Magistrats, so wie einige Häuser liegen tiefer an einem Bächlein, welches kaum noch floß. Da Geschwister Nauhaus und Küster sich hieher flüchteten und 1851 hier ein trübseliges Jahr verbrachten, so interessirte uns der Ort. Das Fort ist eins der schlechtesten, die es

gibt. Es hat nur Rasenwälle mit einem schlammigen Graben umgeben, doch waren ein paar Kanonen aufgepflanzt. Hier mußten unsre Brüder einmal, als man einen Ueberfall der Kaffern fürchtete, Schildwache stehen. Oefters mußten sie mit ihren Frauen und Geschwister Küster's kleinem Kinde eine Zuflucht in der Kaserne suchen. Der Civilcommissär vom Bezirk Victoria, Mr. Caldewood, war eben hier, um die Kopfsteuer von den Fingus einzutreiben. Diese müssen seit 1848 jedes Familienhaupt ein Pfund Sterling, jetzt doch nur 10 Schilling ($3\frac{1}{2}$ Thaler) jährlich an die Regierung bezahlen, während sonst Niemand in der Colonie directe Abgaben gibt. Dies soll verwendet werden, um Schulen unter ihnen aufzurichten, und sie sollen dafür in gesetzlichen Besitz des von ihnen bewohnten und bebauten Landes gesetzt werden. Dies hat besonders Rev. Schaw, Vorsteher der Wesleyanischen Missionen, dem Gouverneur dringend anempfohlen, da, wie die Sachen jetzt stehen, das Land, was ein Gouverneur den Fingus für ihre Niederlassungen gegeben hat, sein Nachfolger ihnen nehmen und als Bauernplätze verkaufen kann. Die Fingus selbst fühlen diese Unsicherheit ihres Besitzes gar sehr. Obgleich General Cathcart darauf einging, ist es doch noch nicht völlig geordnet, und wer weiß, ob nicht das Parlament wieder andere Ansichten hat. So ist bis jetzt nur das Bezahlen zu Stande gekommen, ohne daß sie dafür irgend etwas haben. Mr. Caldewood war früher Missionar der Londoner Missionsgesellschaft und hat auf dringendes Ansuchen die Stelle als Civilcommissär, erster Civilbeamter in dem District Victoria, angenommen, weil er glaubte, als solcher der Sache des Herrn eben so nützlich sein zu können. Man

kann nicht anders sagen, als daß er den Einfluß, welchen ihm seine Stellung gibt, in diesem Sinne anwendet. Er hat unsern Geschwistern in Silo, wo er sich öfters aufhält, große Dienste erzeigt. Er pflegt auch dort zu predigen, wie er es auch an seinem Wohnort Alice thut. Wir machten ihm unsre Aufwartung, und er freute sich sehr, Bruder Breutel kennen zu lernen. Wir bedauerten nur, daß unsre Zeit so kurz zugemessen war, so daß wir in Alice nicht besuchen konnten. Einen anderen Besuch, der uns sehr interessant war, machten wir bei Capitän Espinasse, einem fein gebildeten Herrn, der zur Landcommission gehört. Wir hatten bei ihm wegen Mamre und Gosen Geschäfte. Er hat eine schöne Sammlung von Antilopenhörnern, Hörner von Nashorn und anderen Naturmerkwürdigkeiten aus dem Innern. Wir fanden bei ihm zwei andere Officiere, und es kam uns unerwartet, daß diese sämmtlich deutsch sprachen. Theils hatten sie es in Deutschland auf Reisen, theils in Canada gelernt. Mr. Tainton, früher Missionar, jetzt Landbesitzer, der unsern Geschwistern in Mamre und Peddie viel Freundschaftsdienste erwiesen hat, war nicht zu Hause, aber seine Frau bot mir das Reitpferd seiner Tochter an, wenn ich Mamre besuchen wollte, welches etwa zwei bis drei Stunden von Peddie entfernt ist, und Capitän Espinasse wollte mich dahin begleiten. Gern hätte ich dies angenommen, da wir aber hier hörten, daß das Fischrivier so angeschwollen sei, daß wir es auf dem geraden Wege nach Grahamstown bei Trompettersdrift in mehreren Tagen nicht würden passiren können, und deshalb den Umweg bis über die Mündung, wo eine Fähre ist, machen müßten, wodurch ohnehin wieder ein

Tag verloren geht, so wünschte Bruder Breutel nicht, daß wir uns noch länger aufhalten sollten. Mamre wurde im Jahr 1848 angefangen, die Regierung wünschte, daß eine bedeutende Anzahl unsrer Hottentotten, die im Krieg als Freiwillige so gute Dienste gethan hatten, sich an der Kaffern-grenze, als eine Art Militärcolonie, ansiedeln möchte. Es fanden sich dazu nur hundert Personen, mit welchen Bruder Theodor Küster sich 1848 zu Schiffe dahin begab. Zum Theil deshalb, weil die Zahl so viel kleiner war, als die Regierung erwartet hatte, wurden die versprochenen guten Bedingungen nur theilweise gehalten. Daß die-jenigen, welche dahin gezogen waren, nicht zu den besten unsrer Einwohner gehörten, sondern zu den schlechtesten, und daß der Militärsuperintendent ihnen das Beispiel von Immoralität gab, war ein großes Hinderniß, und da das Gesuch, daß Fin-gus hinziehen dürften, verweigert wurde, so gab es nichts als Schwierigkeiten, und wenig, was zu Hoffnungen berechtigte. Da nun beim Ausbruch des Krieges die Hottentotten, welche sich nicht schon früher zerstreut hatten, da sie in der Nähe keine Gelegenheit zum Verdienst fanden, den Platz verließen, so hatte die Missionsstation an der Beka oder Bicha, zu deren Bedienung seit 1849 auch Geschwister Nauhaus berufen waren, aufge-hört. Auf eine Anfrage bei der Regierung wegen Wiederanfang, war die Antwort ertheilt worden: da die Hottentottencolonie verunglückt sei, und nicht wieder angefangen werden sollte, und da der Platz verlassen wäre, so solle die Mission nicht wieder angefangen werden, und wir könnten uns die Meßkosten, 15 Pfund Sterling, wieder bezah-len lassen. Allerdings hatte Mrs. Tainton nicht

ganz unrecht, wenn sie sagte, wir wären thöricht, daß wir uns so viel Mühe gegeben hätten, ein paar Fingufamilien nach Mamre zu bekommen, und nun, da wir hunderte haben könnten, wollten wir es aufgeben. Wir hätten auch jetzt noch Zeit zu protestiren, daß wir diesen Platz nicht ganz verlassen, sondern nur für die Zeit des Krieges geflüchtet wären; aber da es uns ganz an einem Bruder fehlt, welcher der Kaffernsprache mächtig ist, indem Bruder Theodor Küster, welcher einen guten Anfang gemacht hat, wegen seiner Gesundheit nicht im Stande ist, hier allein zu stehen, so glaubten wir in diesen Umständen den Fingerzeig zu finden, daß es nicht der Wille des Herrn ist, hier unsre Missionsthätigkeit wieder zu beginnen. Das Wohnhaus steht noch, es soll dafür eine Vergütung gezahlt werden; der Hausrath ist meist nach Silo gebracht worden, und kam den Geschwistern nach der Plünderung dort gut zu Statten. — Bruder Kschieschangk hatte mit Mühe beim dritten Bäcker Brod aufgetrieben. Dem ersten war sein Ofen eingefallen, dem zweiten das Brod verbrannt, und das von dem Letzten war, als es näher besehen wurde, zum Theil verschimmelt. Um 4 Uhr setzten wir unsre Reise fort durch hügliges Weideland und schlugen bei einem Wäldchen von baumartigen Euphorbien das Nachtquartier auf. In der Nähe war ein Fingudorf, von welchem bis spät in die Nacht heidnische Tanzmusik herüberschallte.

Am nächsten Morgen, dem 24. Februar, war das Wetter schön, und es wurde heiß. Die Gegend bleibt hüglig, näher nach der See hin sich mehr verflachend. Ich machte zu Pferde einen Abstecher nach Newtondale, einer Wesleyanischen Missionsstation für Fingus. Es wohnen nur etwa

200 in der Nähe der Kirche beisammen, aber es gehören mehrere Außenposten dazu, die von da besucht werden. Das Wasser kann nicht ausgeleitet werden, aber die Kafferkorngärten stehen auch ohne Bewässerung schön. Der Missionar Kate sagte mir, daß in diesem District allein gegen 9000 Fingus wohnen, von denen die Meisten erst in dem letzten Krieg aus Kafferland gekommen sind. Auf einer Fläche, eine Stunde von der See, soll eine Stadt Waterloo angelegt werden, es sind viel Hausplätze ausgemessen worden und wir sahen hie und da die Leute sich einstweilige Hütten errichten. Ein Bach, der die Gärten bewässern könnte, ist nicht zu sehen, kaum Trinkwasser genug, und ich zweifle sehr, daß diese Stadt sehr blühend werden wird. — Um 2 Uhr erreichten wir hohe mit Gebüsch bewachsene Sanddünen, hinter welchen die See brandete, und spannten aus, da wir uns nun an der Waterloobai befanden. Wir hatten geglaubt, hier Kaufmannsniederlagen mit allen Bedürfnissen versehen zu finden, da im Kriege hier öfters Truppen gelandet waren, und die Zeitungen voll davon waren, welch ein wichtiger Hafen hier für das ganze Land werden würde, wir fanden aber nichts, als einige abgebrochene Häuser und Trümmer eines Bootes am Strande, auch Trinkwasser fehlte, alles war salzig. Die Hauptsache war für uns, wenn und wie wir weiter kommen würden. Abel ritt längs des Strandes nach der Mündung des Fischrivier und brachte die Nachricht, wir könnten erst morgen um 8 Uhr übergesetzt werden. Diese Nachricht war uns zu unangenehm, als daß wir es gleich geglaubt hätten. Ich ritt nun ebenfalls dahin, wo ich denn hörte, daß hier nur bei Ebbe Wagen übergesetzt werden, weil eine

große Sandbank jenseit der eigentlichen Mündung zu passiren ist und bei der Fluth dieselbe unter Wasser steht. Abends um 8 Uhr tritt zwar auch Ebbe ein, aber es ist dann schon dunkel und deshalb gefährlich. So mußten wir uns denn darein ergeben, hier wieder liegen zu bleiben. Hätten wir dies vorher gewußt, so hätte diese Zeit freilich besser zum Besuch in Mamre verwendet werden können. Die Lebensmittel waren karg zugemessen, etwas Trinkwasser verschafften wir uns von der Mündung des Fischrivier. Der Strand ist nicht schön, und ein großer Theil der Bai ist von dem Lehmwasser des Fischrivier gelb gefärbt, dennoch aber ist der Blick auf das Meer von den hohen Sanddünen hinab erhaben und gewaltig. Der Donner der nahen Brandung war, als wir uns zur Ruhe gelegt, unsre Nachtmusik. Gegen Mitternacht kamen 9 andere Wagen und störten unsern Schlummer. Am nächsten Morgen um 6 Uhr brachen wir auf. Der Weg geht erst eine halbe Stunde am Strande hin. Wir fuhren auf dem nassen Sande, von welchem die Wellen eben erst sich zurückgezogen hatten, da er fester ist und der Wagen weniger einsinkt. Dabei spülte freilich von Zeit zu Zeit eine Welle unter den Wagen hindurch. Der Leiter des Siloer Wagens, ein Tambukkiknabe, der zum ersten Mal die See erblickte, gerieth darüber in nicht geringe Angst, und mußte deshalb von den anderen Wagenführern manchen Spott erleiden. Bei der Mündung des Fischrivier ziehen sich Hügel mit Sandsteinfelsen in die See hinein. Da 9 Wagen vor uns bei der Fähre waren, so mußten wir nochmals warten, bis endlich nach 9 Uhr die Reihe an unsre Wagen kam. Zwei Ochsen müssen den Wagen auf die Fähre

ziehen, denn sie ist so klein, daß nicht mehr auf derselben Platz haben, und eben so von der Fähre auf die Sandbank. Dies hielt schwer, aber es ging doch, da Leute genug waren, um mit in die Räder zu greifen, am Ende glücklich von Statten. Die andern Ochsen schwammen durch den starken Strom und kamen glücklich hinüber. Sie mußten nun den Wagen über die Sandfläche ziehen, welche bei der Fluth unter Wasser steht, bis sie das andere Ufer erreichten. Der Hund war zufällig jenseits zurückgeblieben. Heulend lief er nun am Ufer hin und getraute sich nicht, in den Fluß zu springen. Endlich aber, als er sah, wie die Wagen auf dem Ufer drüben weiter fuhren, schwamm auch er durch den Fluß und zeigte, als er den Wagen wieder erreicht, die lebhafteste Freude. Wir befanden uns nun wieder in dem District Albany und in der alten Colonie. Die Gegend, meist flaches Grasland, zeigte wenig Anbau, ganz gegen unsre Erwartung, da Albany als einer der bestangebautesten Districte gerühmt wird. Die Plätze sollen näher nach der See zu liegen und besonders sehr viel Hafer bauen. Wir aber wendeten uns nordwestlich nach Grahamsstadt zu. Bei Cawoods Port machten wir Mittag in einem schönen Mimosenwalde mit üppigem Grase. Nicht weit von unserm Lagerplatze war die Ruine eines sehr großen, massiven Wohnhauses. Ob es von den Kaffern 1846 abgebrannt ist, oder wie es zerstört sein mag, konnten wir nicht erfahren, da kein Mensch zu sehen war. Der Garten muß sehr bedeutend gewesen sein, Reihen von Pfirsich-, Mandel- und anderen Fruchtbäumen standen noch sehr verwildert. Im Schatten der Mimosenbäume gelagert, verzehrten wir unsre Klöße. Fleisch gab es nicht, Brod

nur noch sehr wenig. Das aus einer Art von Brunnen am Fischrivier mitgenommene Wasser wurde hier verbraucht. Unsre Leute verließen sich darauf, wir würden schon wieder Wasser finden, sonst hätten wir bei einem Brunnen bei dem Hause eines englischen Colonisten die Fäßchen füllen können. Es wurde aber bereits dunkel und wir waren auf unsrer Weiterreise zu keinem Wasser gekommen. So mußte am Ende doch ausgespannt werden, und Alles, was wir für heut Abend und morgen früh hatten, bestand noch in einem sehr kleinen Rest, etwa einer Flasche voll für 9 Menschen. Indessen ritt Abel noch einmal aus, und obgleich es schon dunkel wurde, hatte er doch noch in einer Niederung Wasser entdeckt und brachte das gefüllte Faß zurück, so daß dieser Noth abgeholfen war. Am 26sten erreichten wir um 10 Uhr eine mit Dornbäumen bewachsene felsige Kloof, in welcher ein Flüßchen läuft. Da die Ochsen nun 24 Stunden hatten dursten müssen, war es hohe Zeit, daß wir ausspannten und sie trinken ließen. Am unteren Ende dieser Kloof wohnt ein freundlicher englischer Colonist, bei dem wir zwar kein Brod bekommen konnten, der uns aber mit Wassermelonen bewirthete und uns zwei derselben mit auf den Weg gab. Später kamen wir auf die Straße von Grahamsstadt nach Bathurst, wo wir bei einem Wirthshause Schiffszwieback zu kaufen bekamen. Dann führte der Weg durch die Kloof, in welcher das Flüßchen Cowie fließt. Die Straße führt steil bergauf, bergab, aber die Aussicht von da ist herrlich. Busch und Felsenpartien ziehen sich an den steilen Abhängen hin. Weiter hinauf liegen zu beiden Seiten viele Häuser mit Gärten und Feldern; da man sich Grahamsstadt nähert, wird die

Gegend immer angebauter. In der Ferne sahen wir nun schon die Berge im District Uitenhagen. Es war ein schöner stiller Abend, als wir gegen 6 Uhr in der Nähe von Grahamsstadt ausspannten und das Zelt aufschlugen.

Am nächsten Morgen fuhren wir in die Stadt ein und zwar wieder zum Kaufmann Hayton, in dessen Hof unser Wagen ausgespannt wurde. Verschiedene alte Gnadenthaler, theils Familien, die nach der Beka gezogen, theils solche, die im Kriege hier zurückgeblieben waren, kamen uns zu besuchen. Wir machten wieder dem Gouverneur General Cathcart die Aufwartung, wurden freundlich von ihm empfangen, und machten uns Hoffnung, daß die Bitten und Vorstellungen, daß das Weideland jenseit des Klipplat, welches Silo zur Benutzung hatte, wieder an Silo kommen und nicht mit englischen Colonisten besetzt werden möchte, von ihm nicht allein günstig aufgenommen seien, sondern auch gute Folgen haben würden. Es hat sich aber leider gezeigt, daß der Landmesser durch seinen Einfluß dies wieder zu vereiteln gewußt hat. Archidiakonus Merriman war nicht zu Hause, sondern in Amtsgeschäften verreist. Seine Frau schickte uns als Geschenk einen Korb Trauben, der uns sehr zu Statten kam. Bei Rev. Show kaufte ich einige kaffrische Bücher: Neue Testamente, und was vom alten übersetzt ist, für Clarkson. Unterdessen hatten Geschwister Kschieschangk uns verproviantirt, und wir setzten um 3 Uhr unsre Reise fort. Unser Abel hatte hier seine Mutter wieder gefunden. Zur Sklavenzeit war er als Kind von ihr durch Verkauf getrennt worden und hatte sie seitdem nicht wieder gesehen. — Von nun an befanden wir uns auf bekannten Wegen und hatten deshalb auch

jetzt erst das rechte Gefühl der Rückreise. Das Wetter war leider nicht günstig, ein Regen fing an, der immer heftiger wurde. So mußte der Wunsch, in dem romantischen Howisons Port zu botanisiren, unerfüllt bleiben, und wir mußten froh sein, daß wir ohne Unglück den Berg hinab und den jenseitigen wieder hinaufkamen, da die Ochsen in dem lehmigen Boden beständig ausglitten.

Der nächste Tag, der 28. Februar, war wieder schön. Nachdem wir Assagayboſch passirt, füllten wir die Wasserfässer bei einem Brunnen und spannten auf einer Anhöhe, von der man einige Aussicht genoß, und wo einige Bäume uns Schatten gaben, aus. Nachmittags kamen wir bei Siddny vorbei, und als wir Abends um 6 Uhr den Saum des Walddickichts erreicht hatten, wurde Nachtquartier aufgeschlagen. 5 bis 6 andere Wagen hatten dies auch gethan, weil mehrere Stunden weit sonst kein Wasser zu finden ist. Die Straße von Grahamsstadt nach Port Elisabeth, auf der wir heute fuhren, ist sehr belebt. Wir sind heut zwischen 100 bis 200 Wagen begegnet. Der Speckbaum mit seinen kleinen rosenrothen Blüthen bildete beim Ausspannplatz freundliche, natürliche Lauben.

Am folgenden Morgen ritt Bruder Kschieschangk nach Enon voraus. Wir erreichten um 7½ Uhr Buschmannsrivier und nahmen von da einen andern Weg, als auf dem Hinweg, über Kalkhoogte (eine Anhöhe von Liaskalk). Auf diesem Weg kamen wir nicht in so dichtes Waldgebüsch, indem dasselbe hier immer mit freien Grasstellen wechselte. Alles aber war ausgedorrt; kein Lüftchen konnte durch das Dickicht dringen, die Hitze war erdrückend. Beim Mittagsausspann war kein Wasser zu finden,

erst als wir gegen 4 Uhr das Flüßchen Kourney erreichten, konnten die Ochsen, die seit früh kein Wasser gehabt hatten, ihren Durst stillen. Die Gegend ist so unangebaut, daß hier seit 8 Uhr Morgens der erste Platz war, den wir sahen, eben so wenig waren wir einem Menschen begegnet. Vom Herrn Dosthuyzen bekam ich die Büffelköpfe, welche er mir auf dem Hinweg zugesagt hatte. Wir befestigten sie unter dem Wagen und fuhren noch bis gegen 7 Uhr, wo wir dann im Mondschein das Zelt aufschlugen.

Um 6½ Uhr brachen wir am nächsten Morgen auf. Als wir Samdees erreicht hatten, wo auf dem Hinweg die Enoner Geschwister von uns Abschied genommen, glaubten wir, Jemanden von ihnen erwarten zu können, aber sie waren, wie wir später erfuhren, mit dem Sprechen der Communicanten beschäftigt. Wir waren daher dem Ort schon ziemlich nahe gekommen, als uns zuerst Karl Jonas, dann auch die Brüder Klinghardt und Kschieschangk entgegen kamen. Mit ihnen fuhren wir um 10 Uhr in das liebe Enon ein.

Unser Aufenthalt hier dauerte diesmal nur eine Woche. Am Sonntag, den 5. März, predigte ich über das Wort des Heilandes: „Vater, vergib ihnen u. s. w.," und wir genossen mit der hiesigen Abendmahlsgemeine am Abend dieses Tages das heilige Abendmahl. Es waren 28 Frauen und 14 Männer, die daran Theil nahmen. Wir fühlten es, daß der Heiland in unsrer Mitte war. — Die Zeit verging unter einigen Ausflügen, deren ich schon früher Erwähnung gethan, mit Besuchen der Schulen und Häuser und Briefschreiben sehr schnell. — Am 7ten hielt Bruder Breutel seine Abschiedsversammlung, am 8ten Abends empfahl

Bruder Lehmann uns der Gemeine, und am 9ten setzten wir unsre Rückreise weiter fort, nun wieder mit den Clarksoner Ochsen, welche sich unterdessen auf der guten Weide um Enon wohl befunden hatten. Fast die ganze Gemeine begleitete uns eine halbe Stunde weit bis zu der Stelle, wo Enon zuerst angelegt werden sollte. Hier sangen sie uns Segensverse, und Alt und Jung reichte uns dann die Hände zum Abschied. Geschwister Lehmann, Klinghardt und Kschieschangk begleiteten uns in ihrem Ochsenwagen noch bis zum Sonntagsfluß, wo wir noch einmal mit einander Mittag machten, dann nahmen auch sie Abschied, und wir setzten unsre Reise allein fort.

Erst um 1½ Uhr erreichten wir am folgenden Tag Uitenhagen, und da die Zeit hier sehr kärglich zugemessen war, besuchten wir diesmal den Civilcommissar nicht. Dagegen suchten wir jetzt den Herrn Apotheker Brehm auf, einen Deutschen, der seit vielen Jahren mit unsern Geschwistern in Enon befreundet ist, und einen sehr schönen Garten hat, in welchem mancherlei botanische Seltenheiten zu sehen sind. Mich interessirte hier besonders ein großer Johannisbrodbaum. Diesen Baum habe ich mehrmals in Gnadenthal zu ziehen versucht, aber immer vergebens, da die Pflänzchen im Winter erfroren. Um 4 Uhr verließen wir das freundliche Städtchen, und als wir das Dickicht passirt und die Hochfläche erreicht hatten, wurde zum Nachtlager ausgespannt. Man hat von hier eine sehr schöne Aussicht über das Buschdickicht auf Uitenhagen mit seinen Gärten und Ziegeldächern, auf die Zuurberge und auf zackige hohe Gebirge im Norden. Eine Hyäne heulte nahe bei uns im Busch, störte uns aber in der Nacht nicht.

Sonnabend, den 11ten. Die Ochsen hatten Morgens die Reise nach Clarkson allein antreten wollen und mußten eine große Strecke zurückgeholt werden. Die romantischen Gebirgsgegenden bei van Stades Rivier erfreuten uns heut Nachmittag. Als wir den Berg glücklich hinunter waren und das klare Flüßchen passirt hatten, wurde ausgespannt; 4 oder 5 andere Wagen spannten an derselben Stelle aus. Am Fluß, der zwischen hohen Gelbholz- und anderen Bäumen aus einer Waldschlucht kommt, ist es sehr malerisch *). Daß ich einige Quarzstücke aufhob, in denen ich Metallspuren zu finden glaubte, erregte die Neugier der Bauern, welche glaubten, ich suchte Gold und hatte es nun gefunden. Das kühle Gebirgswasser war uns bei der Hitze ein rechtes Labsal. Wir verließen nun den früheren Weg und wendeten uns weiter nördlich, da wir Hankey zu besuchen vorhatten. Da es zu spät war, heute noch Hankey zu erreichen, schlugen wir an dem Loeririvier zwischen bewaldeten Bergen unser Nachtlager auf.

Das Wetter sah am nächsten Morgen bedenklich aus, doch verzogen sich die Wolken. Der Weg war bergig mit schönen Aussichten, aber schlecht und steinig. Von einem Waldberg herunter kommend, sahen wir, als sich die Aussicht mit einem Male öffnete, Hankey dicht vor uns. Missionar

---

*) Die Bäume sind mit Guirlanden von mehreren Sorten Bryonien (von denen eine scharlachrothe Früchte, so groß wie ein Hühnerei, trägt), dem capischen, wilden Wein und anderen Schlingpflanzen überhangen. Der großblüthige **Hibiscus ficulneus** entfaltet seine gelben Blumen mit rothem Grund; ein schöner Hämonthus schmückt mit seinen von grüner Hülle umgebenen rothen Blumen den Boden.

Philipp kam uns freundlich entgegen, nöthigte uns, bei seinem Hause auszuspannen, und wir folgten ihm zur Kirche, die sich bald mit andächtigen Zuhörern füllte. Hankey ist ein Missionsplatz der Londoner Missionsgesellschaft mit ungefähr 700 Einwohnern. Auf einem Außenplatz wird für Fingus Gottesdienst gehalten, und Kruisfontein ist ein Filial von Hankey. Ich schätzte die Zuhörer in der Predigt auf 500. Missionar Philipp predigte über Jac. 4, 7 – 10, eine ernstliche, aber dabei herzliche und ganz vortreffliche Ansprache. Nachmittags hielt er eine eben so vortreffliche englische Rede über den verlorenen Sohn, in welcher er mit sehr großer Herzenswärme die Sünderliebe des Heilandes pries und sehr eindringlich aufforderte, umzukehren und sich mit Reue Ihm in die Arme zu werfen. Die Abendpredigt hatte er mir aufgetragen. Ich hielt sie, wie es hier Brauch ist von der Kanzel, über das Wort des Heilandes: „Heute sollst du mit mir im Paradiese sein!“ Während der Vormittagspredigt zog ein Gewitter auf mit Sturmwind, aber nach einigen sehr heftigen Schlägen ging es, ohne viel Regen zu bringen, vorüber. Den übrigen Theil des Tages verbrachten wir mit Mr. und Mrs. Philipp in angenehmer und interessanter Unterhaltung. Sie war früher die Hauptlehrerin in Prediger Stegmann's Kleinkinderschule in der Capstadt, und da sie aus einer deutschen Familie stammt und viel deutsche Schriften gelesen hat, konnte sie auch noch ziemlich gut deutsch sprechen. Die Unterhaltung bewegte sich daher in drei Sprachen, wie dies in unserm Lande der Sprachverwirrung nicht selten der Fall ist. Zwei Sprachen, holländisch und englisch, werden ohnehin sehr oft in derselben Gesellschaft

gesprochen. Obgleich wir sehr wünschten, Clarkson am morgenden Tage zu erreichen, und deshalb die dringenden Einladungen unsers freundlichen Wirthes, den folgenden Tag noch bei ihm zu verbringen, nicht annehmen konnten, so beschlossen wir doch, mit ihm wenigstens noch zum Tunnel zu fahren. Hankey liegt in der Nähe des Chamtoosrivier, eines bedeutenden Flusses. Im Jahr 1846 wurde der Tunnel vollendet, um durch denselben das Wasser des Chamtoosrivier durch einen Berg zu leiten, indem es sonst nicht Fall genug hatte, zur Bewässerung verwendet zu werden. Wir fuhren also mit Mr. und Mrs. Philipp dahin. Es ist ein großartiges Unternehmen, von dem verstorbenen Bruder Mr. Philipp's angegeben und mit Hülfe der farbigen Einwohner des Missionsplatzes ausgeführt. Hier in Afrika ist es einzig in seiner Art, und macht dem Unternehmer alle Ehre. Hankey war zuvor ein sehr armer Platz. Da die Leute nicht pflanzen und säen konnten, lebten sie meist zerstreut bei den Bauern. Jetzt sind 500 Morgen, die früher eine Dornwüste waren, in fruchtbare Felder umgewandelt, welche sechzig- bis neunzigfältigen Ertrag an Weizen und Mais liefern. Daß der Fluß einen fruchtbaren Schlamm mit sich führt, wie der Nil in Egypten, kommt ihnen dabei sehr zu Statten, indem fast keine Düngung nöthig ist. Die ganze Umgegend wird von Hankey mit Getreide versehen, und viele Frachten gehen überdies nach Port Elisabeth. Der Berg, welcher durchgearbeitet werden mußte, ist hartes Conglomerat. Die Länge des Tunnels beträgt 260 Schritt, er ist 6 Fuß hoch und 4 bis 6 Fuß breit; jede Minute liefert er 8000 Gallonen Wasser. Die Zeit

erlaubte uns nicht, die Schleuße an der andern Seite, wo das Waſſer aus dem Fluß in den Berg geführt wird, zu beſehen. Das Waſſer wird, um es noch weiter zu benutzen, da es, wo die Leitung wieder an den Fluß kommt, noch viel Fall hat, in ſtarken, ein Fuß Durchmeſſer haltenden Röhren, 30 Fuß zum Fluß hinunter, dann durch denſelben und eben ſo hoch wieder auf der andern Seite hinaufgeführt, um auch da benutzt zu werden. Als der Tunnel eröffnet wurde, hatte ſich die Gemeine verſammelt, und als nun der Waſſerſtrom aus dem Berge hervorbrach, um ſich über die Felder zu vertheilen, ſangen ſie: „Lobt den Quell von aller Güte! Lobt mit dankbarem Gemüthe ꝛc.“ — Sehr zu beklagen iſt, daß der Unternehmer dieſes nützlichen Werkes, welches mit eben ſo viel Geſchick, als Beharrlichkeit zum Beſten ſeiner Gemeine ausgeführt hat, in dem Fluß ſein Grab gefunden hat. Er war mit ſeinem Schwager eines Tages in einem Boot auf dem Fluß gefahren, um etwas an der Schleuße zu beſichtigen und kehrte nicht wieder; man fand ſpäter das Boot umgeſchlagen auf dem Fluſſe hintreiben. — Ein entſetzliches Unglück traf Hankey im Jahr 1848. Durch Wolkenbrüche ſtiegen die Flüſſe Kleinrivier, an deſſen beiderſeitigem Ufer Hankey liegt, und der Chamtoosrivier 30 bis 40 Fuß über die gewöhnliche Höhe. Die Fluth entwurzelte Bäume und riß mehrere Häuſer weg, wobei 13 Perſonen ertranken. — Es war früher hier ein Seminar für Kinder von Miſſionaren der Londoner Geſellſchaft, ſeit einigen Monaten iſt es für Farbige eingerichtet, welche von Mr. John Read, Sohn des bekannten Miſſionars der Londoner Geſellſchaft, der eine Hottentottin geheirathet hatte, und von Mr. Philipp

unterrichtet werden sollen, um als Schullehrer ihre Anstellung zu finden. Zwei von den Zöglingen sind Fingus. Sie nehmen an den Hausgottesdiensten in Mr. Philipp's Hause Theil, wo sie auch beköstigt werden. Für die kurze Zeit, seit welcher sie hier besonderen Unterricht genießen, hatten sie gute Fortschritte gemacht. Gegen Mittag verabschiedeten wir uns herzlich, für die liebevolle Aufnahme dankend. Da wir nicht über Mittag bleiben konnten, so wurden uns Klöße, die eben fertig waren, von der gütigen Mrs. Philipp zum Wagen geschickt. Wir fuhren durch den Chamtoosrivier, welcher kaum anderthalb Fuß tief sein konnte, aber lebhaft in seinem Bette dahinfloß. Dann ging es lange Zeit eine steinige Kloof hinauf, und dann kamen wir wieder in das Gebiet der oberländischen Flora der Capcolonie. Statt der mit Mimosenbäumen und Gras bedeckten Berge und Thäler, der baumartigen Euphorbien u. s. w., fingen wieder Rhinosterbüschel an, zuweilen mit Proteaceen und Heidearten vermischt. In der Ferne zeigten sich zackige Gebirgsreihen. Gegen Abend hatten wir in der Nähe von Kruisfontein die auf dem Hinweg genommene Straße wieder erreicht und spannten zwischen Bergen beim Schein des Vollmonds aus.

Am nächsten Morgen, dem 15. März, ging es bei schönem Wetter auf bekannten Wegen nach Clarkson zu. Bei Leeuwenrivier war eine Hochzeit gewesen. Geputzte junge Bauern und Bauermädchen fuhren von dem Platze weg. Töpfe, Kessel und Pfannen standen in langen Reihen zum Scheuern zurecht gesetzt. Die Gäste mußten aber auch Alles aufgezehrt haben, denn es war weder Fleisch, noch Brod oder Milch zu haben. Bei Dieprivier zwischen

Keurbomen (Virgilia capensis) machten wir Mittag. Unterdessen umwölkte sich das Gebirge der Zitzikamma. Um 2 Uhr hatten wir die Freude, zwei Reiter ankommen zu sehen, die Brüder Küster und Schärf, die uns herzlich bewillkommten und Briefe von Gnadenthal und Europa mitbrachten. Nach und nach fing es an stärker zu regnen. Bruder Küster und ich ritten voraus und kamen durchnäßt um 5 Uhr in Clarkson an. Bruder Schärf blieb bei Bruder Breutel im Wagen. Trotz des Regens eilten auf die Nachricht, daß der Wagen käme, Frauen und Kinder demselben entgegen. (Die Männer waren der Ernte wegen wenig zu Hause.) Eine Stunde später sahen wir Bruder Breutel und Schärf, die, des schlechten und bei der Nässe auch gefährlichen Weges halben, den steilen Berg hinunter lieber gehen als fahren wollten, an der Spitze eines großen Zuges von Fingu- und Hottentottenfrauen und Kindern nach Clarkson einwandern.

Die Geschäfte in Clarkson waren der Hauptsache nach bei unserm ersten Besuche schon erledigt. Es stimmte ganz mit unsern Wünschen überein, daß die Geschwister die Feier des Abendmahles bis auf unser Eintreffen verschoben hatten. Bruder Breutel sprach deshalb mit Bruder Küster und des Dolmetschers Hülfe die Fingus, welche Communicanten sind, und ich die holländisch sprechenden Communicanten. Manche von denjenigen Fingus, die in Clarkson aufgewachsen sind, halten sich auch zu den letzteren. Dies Sprechen gab uns einen erfreulichen Beweis, daß das Wort des Herrn hier nicht leer wiederkehrt, sondern thut, wozu es gesendet ist. Am Sonntag Abend genossen wir mit 70 Communicanten das heilige Abendmahl, bei

welchem der Heiland segnend in unsrer Mitte war. An diesem Tage hatte ich, indem der Dolmetscher für die Fingus übersetzte, zu der ganzen Gemeine gepredigt über die Worte: „Weib, siehe, das ist dein Sohn! u. s. w.“ Bruder Breutel hielt Nachmittags Versammlung, in welcher er über Petrus und Johannes sprach, und herzliche Abschiedsworte an die Gemeine richtete. — Am Montag besuchten wir die Schulen. In der für größere Kinder waren 30 bis 40, von welchen die Hälfte englisch lesen und übersetzen konnte. In der Kleinkinderschule trafen wir 50 Kinder. Sie wird von Nikolaus Oppelt gehalten, welcher auch an der größeren Schule Theil nimmt und Bruder Schärf bei derselben unterstützt.

Am Freitag, dem 17ten, hatten die Geschwister mit uns eine Fahrt an den Seestrand gemacht, ohngefähr zwei deutsche Meilen von Clarkson, bei dem Platze eines gewissen Human. Es ist ein sehr schöner Strand. Berge mit Strauchwerk und Bäumen bewachsen treten dicht an die See, und große Sandsteinfelsenpartien ragen in dieselbe hinein, an welchen sich die schäumenden Wogen brechen, die, besonders als die Fluth einzutreten anfing, in gewaltigen grünen Bergen heranrollten. Die Felsen bestehen aus mürbem Sandstein und sind deshalb von den Wellen vielfach ausgehöhlt. So haben sich in einem Felsen große Löcher gebildet. Kamen nun die Wellen heran, so blies durch den Druck der Luft zuerst ein starker Luftstrom durch diese Löcher, dann spritzte das Wasser weiß schäumend durch dieselben auf die Felsenbank, Alles wurde bei besonders hohen Wellen mit weißem Schaum übergossen, und wenn jene zurückflutheten, so nahm das Wasser wiederum seinen Abfluß durch jene

Oeffnungen. Bunte Seeigel mit rothen, grünen oder violetten Stacheln saßen hie und da an dem Felsen, so wie vielerlei Arten von Seetang. Es war eine sehr interessante Partie.

Der Dienstag war zur Abreise bestimmt, am Montag wurde deshalb der Wagen gepackt; Bruder Küster empfahl uns in der Kirche der Gemeine zur Fürbitte, und Bruder Breutel hielt Abschiedsconferenz und Abschiedsversammlung mit den Geschwistern; aber es fing zu regnen an, und wir mußten die Abreise auf Mittwoch, den 22sten, verschieben.

Am Mittwoch war das Wetter schön; die Gemeine versammelte sich gegen 8 Uhr, sang uns noch einige Segensverse und nahm mit herzlichem Händedruck Abschied. Von den lieben Schwestern Küster und Schärf, die uns reichlich für die Reise versehen, nahmen wir ebenfalls hier Abschied, die Brüder begleiteten uns zu Pferde, auch Viele von der Gemeine gingen noch ein längeres oder kürzeres Stück mit uns. Wir schlugen den weiteren, aber besseren Weg ein, da wir den Korredoberg nicht wieder passiren wollten, beim Koksbosch vorbei. Das liebe Clarkson war bald durch eine Wendung des Weges um einen Hügel unsern Blicken entzogen. Die Liebe, welche uns die Geschwister bewiesen haben, wird uns in dankbarer Erinnerung bleiben, und mit Freuden werden wir des gesegneten Werkes des Herrn an diesem Orte gedenken. Die Brüder Küster und Schärf begleiteten uns noch bis zum Mittagsausspann und kehrten dann nach herzlichem Abschied über den Korredoberg wieder zurück, während wir unsre Reise allein fortsetzten, deren letzte Abtheilung wir nun angefangen hatten.

Wir fuhren heute noch bei Meedings Platz, Jagersbosch vorbei.

Donnerstag, den 23. März. Der Himmel war trübe und bedeckt. Die Clarksoner Ochsen brachten uns nicht ohne Mühe den schweren Weg die Kromrivierhoogte hinauf, wo Mittag gemacht wurde, und wir die Esel vorfanden. Sie waren gut ausgeruht, deshalb ging es anfangs mit ihnen rasch genug, aber nach wenigen Tagen ließ es nach.

Wir übernachteten heut bei Waageboemshoogte; in der Nacht regnete es stark, aber am nächsten Morgen war es wieder schön. Nachmittags um 4 Uhr hatten wir nicht weit vom Platze der Witwe Rademeier ausgespannt und gedachten noch ein Stündchen weiter zu fahren, als ein starkes Gewitter mit Regen und Hagel heraufzog, so daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. So bald der Regen nur einigermaßen nachließ, fuhren wir nach dem Wohnhause, welches hinter großen Eichbäumen liegt, und fragten um Herberge an, die uns gern bewilligt wurde. Das Haus ist sehr geräumig, die Stube gedielt, und ein schönes deutsches Fortepiano stand darin, hier ein sehr theures Stück, gegen 100 Pfund Sterling kostend. Die freundliche, christliche Frau unterhielt sich mit uns über Mancherlei, und nachdem wir mit ihr zu Abend gegessen, bekamen wir ein nettes Stübchen mit guten Betten. Es wurde nur für das Futter für die Esel Bezahlung genommen. Die Nacht hindurch regnete es fort, so daß wir alle Ursach hatten, dankbar zu sein, daß wir unter gastlichem Dach Aufnahme gefunden hatten, und die Leute sich im Wagen schützen konnten, so wie, daß wir bereits einige Flüsse passirt hatten, welche jetzt nicht zu passiren gewesen sein würden. Am nächsten

Tag drohte es zwar immer wieder zu regnen, doch blieben wir verschont. Wir kamen heut bei den Plätzen vorbei, wo wir am 11. und 12. December übernachtet hatten, so daß wir fast drei Tagereisen der Hinreise zurücklegten.

Am 26sten wurde es wieder schön und wir legten wieder ein bedeutendes Stück Weges zurück. Ein unwillkommener Aufenthalt wurde am folgenden Tage herbeigeführt dadurch, daß sich die Esel über Nacht verlaufen hatten und erst nach langem Suchen gefunden wurden. Da wir heut Mantagus Paß erreichen wollten, war uns dieser Aufenthalt um so unangenehmer. Gleichwohl kamen wir gegen 4 Uhr an den Fuß des Passes an und hatten gegen 5 Uhr die Höhe erreicht. Es war ein schöner Abend, doch mußten wir sehr eilen, um nicht ganz in die Dunkelheit zu kommen, da die Sonne schon um 6 Uhr untergeht. Die Bergspitzen prangten in der Abendbeleuchtung, während in den tiefen Abgründen, an welchen der Weg hinführt, sich die Wälder schon in abendliche Schatten hüllten. Einige von der Abendsonne vergoldete Wolken, welche um die Gipfel der Berge zogen, erhöhten das Malerische der wildromantischen Landschaftsscene. Es war ziemlich dunkel, als wir den Ausspannplatz am südlichen Fuße des Passes erreichten. — Der nächste Morgen brach klar an, bald aber hüllten Wolken und Nebel den Blick auf die Gebirge ein. Wir fuhren den Waldabhang nach Großbrakrivier hinab bis nahe an den Kleinbrakrivier. — Am folgenden Tag wurde auf einer guten Fähre über den Fluß gesetzt, dann verließen wir den Weg nach Mosselbai und fuhren durch eine sehr öde Gegend. Nur einen bedeutenden Platz, Hartenbosch, sahen wir. Aber auch hier

war weder Fleisch noch Brod zu kaufen. Da war es uns sehr lieb, daß wir von Clarkson aus so reichlich mit Eiern versehen waren.

Am 30. März kamen wir gegen 11 Uhr am Granitsrivier an. Wir hatten gefürchtet, er würde des starken Regens wegen nicht zu passiren sein, wir kamen aber gerade zur rechten Stunde. Seit dem letzten Sonnabend lagen einige Wagen hier und mußten auf das Fallen des Wassers warten. Gerade heut Morgen konnte man es wagen, durchzufahren, obschon das trübe, braune Wasser noch ziemlich heftig hinströmte. Wir waren sehr froh, als wir glücklich den Fluß passirt, und schlugen unser Nachtlager auf Granitshoogte auf, wo jetzt die Aloen ihre rothen Blüthentrauben zu entwickeln anfingen.

Am nächsten Morgen fand es sich, daß die Esel wiederum fortgelaufen waren, und wir konnten deshalb erst um $9\frac{1}{2}$ Uhr aufbrechen. Der Weg führte den ganzen Tag durch ödes Hügelland.

Am 1. April erreichten wir gegen Mittag Plivusdale, wo wir uns wieder verproviantiren wollten. Wir fanden aber von 2 bis 4 Uhr alle Läden geschlossen, indem Vorbereitungskirche zum heiligen Abendmahl gehalten wurde, welches morgen gefeiert werden sollte. In der reformirten Kirche in unsrer Colonie ist gewöhnlich viermal im Jahre Abendmahl, wozu sich die Leute aus den großen Kirchspielen zusammenfinden. Deshalb waren wir auch auf dem Wege vielen Wagen und Reitern begegnet. Die Wartezeit verbrachten wir sehr angenehm bei Capitän Reynier und seiner Familie.

Am folgenden Tag passirten wir Mittags Duivenhocksrivier, und spannten auf einer Anhöhe ein paar Stunden weiter aus.

Montag, den 3. April. Als es gestern Abend zu regnen anfing, dachten wir nicht, daß dies uns so aufhalten würde. Der Regen aber hielt nicht nur die Nacht an, sondern auch den ganzen Tag mit geringer Unterbrechung. Und da man das Zelt, wenn es naß ist, nicht gut wieder aufschlagen kann, so mußten wir liegen bleiben, und waren froh, daß wir im Zelt geschützt waren, und daß es genug Holz gab, um das Feuer zu unterhalten. Wir vertrieben uns mit Schreiben und Lesen die Zeit, die schnell genug verging. So hatte dieser Tag uns dem Ziele um keinen Schritt näher gebracht. In der Nacht hatte es aufgehört zu regnen, aber es war kühl geworden. Die Esel wollten, trotz des Rasttages, gar nicht recht fort, und nachdem wir Buffeljagtsrivier auf der schönen Brücke passirt hatten, mußten wir schon um 5 Uhr das Zelt aufschlagen, da es wieder zu regnen anfing und weiterhin kein Holz zu finden ist.

Um 9 Uhr des nächsten Tages erreichten wir Swellendam, wo uns Kaufmann Reineke freundlich aufnahm. Durch mancherlei Besorgungen wurden wir mehrere Stunden aufgehalten. Wir erhielten hier Briefe von Gnadenthal, welche uns meldeten, daß uns Pferde entgegen geschickt werden sollten, und daß unsre lieben Frauen uns heute in Kopjes erwarteten. So sehr es uns nun auch zog, und so sehr wir wünschten, die Reise zu beschleunigen, so mußten wir uns doch in Geduld fassen, da die Esel gar nicht mehr fort wollten. Bei der Fähre, eine Stunde von Swellendam, wurden wir über den Breedrivier gesetzt, und fuhren langsamen Schrittes weiter, bis wir gegen 4 Uhr uns dem Platz von Human nähernd, zu unsrer großen Freude die von Kopjes aus uns

entgegengeschickten Pferde ankommen sahen. Nachdem diese eingespannt waren, ging es in scharfem Trabe frisch fort. Unser Ludwig trieb die Esel hinterdrein. Der Gedanke, auf diese Weise die Nacht zu durchfahren und Morgens um 2 Uhr unsre Familien in Kopjes zu überraschen, wurde ausgesprochen. Da es aber wieder anfing zu regnen, fanden wir es doch zweckmäßiger, noch einmal Nachtquartier zu machen. Dies geschah an der Niederung, wo wir das erste Mal unser Nachtlager im Freien aufgeschlagen hatten, unweit Stromsvalley. Das war am 27. November gewesen. Wie viel lag nun hinter uns, dem wir damals mit Spannung und Erwartung entgegen gesehen. Zum letzten Mal wurde nun das Zelt aufgeschlagen und barg uns vor dem Regen, der bis gegen Mitternacht anhielt. Nachdem wir im letzten Reiseabendsegen dem Heiland für alle die erfahrene Durchhülfe gedankt hatten, begaben wir uns zur Ruhe.

Freitag, den 6. April. Das Zelt wurde abgebrochen, aber noch einmal gab es einen Aufenthalt. Die Pferde hatten sich verlaufen und wurden erst gegen 8 Uhr zurückgebracht. Unterdessen war es wieder schön geworden, und wir schauten viel hinaus, ob uns nicht der Wagen mit den Unsrigen entgegen käme. Als wir die große Straße längs dem Zonderend verlassen hatten und uns Kopjeskastel näherten, sahen wir, daß der Wagen noch vor der Kirche stand, aber auch, daß er eingespannt wurde und uns entgegen fuhr. Der Freudenruf meiner Kinder begrüßte mich, und wir waren dankbar gerührt über Alles, was der Herr an uns in diesen vier Monaten gethan hat, daß Er auf der langen Reise uns vor Unglück bewahrt, und unsern Lieben zu Hause Schutz und Schirm gewesen ist.

Da Geschwister Breutel noch vor Ostern nach Elim zu gehen wünschten, so mußten wir suchen, heut noch nach Gnadenthal zurückzukehren. Dies wurde dadurch möglich, daß uns ein anderer Besitzer von Kopjes seine Pferde gab. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir daher, Geschwister Breutel im Gnadenthaler Wagen, ich mit den Meinigen im Reisewagen, vergnügt weiter. Zwei Stunden vor Gnadenthal kamen uns die Brüder und Schüler der Gehülfenschule entgegen, bei der Brücke über den Zonderend die Schwestern und Kinder mit den Ochsenwagen und Viele von der Gemeine. Nach fast 19wöchiger Abwesenheit fuhren wir gegen Abend vergnügt in Gnadenthal ein, dem Heiland von Herzen dankend für Alles, was Er in dieser langen Zeit an uns gethan hat. Die Reise wird mir immer in lieber Erinnerung bleiben. Daß unser lieber Bruder Breutel die mancherlei Beschwerlichkeiten einer solchen Reise so gut ertragen, ist uns besonders dankenswerth, und wir sind überzeugt, daß der Heiland seinen Besuch in den verschiedenen Gemeinen mit Seinem Segen begleitet hat, so daß sich Geschwister und Gemeinen nicht nur gern daran zurückerinnern, sondern die gesegneten Folgen desselben in Zukunft bleibend zu erfahren haben werden.

Bericht
von Neuherrnhut in Grönland vom Juli 1854 bis Ende Juni 1855.

In den Monaten Juli und August hatten die Brüder vollauf zu thun mit dem Sammeln des Treibholzes und, da dieses keine reichliche Ausbeute gab, mit dem Einsammeln von Strauchholz auf den umliegenden Inseln; eben so wurde das Gras zur Winterfütterung in den benachbarten Fiorden gehauen, getrocknet und auf Booten hieher gebracht. Als Bruder Herbrich mit unsern zwei Booten aus einer dieser Fiorden mit dem dort gesammelten Grase heimkehrte, kamen sie auf ihrer Fahrt gerade zurecht, um einen jungen Grönländer zu retten, der, von einem harpunirten Seehund umgerissen, dem Ertrinken sehr nahe war. Es gelang den Ruderinnen, mit dem Boot dem Verunglückten zu Hülfe zu eilen und ihn aus dem Wasser zu ziehen, ehe es zu spät war. Der Gerettete war der auf der Insel Umanak wohnende ledige Bruder Ambrosius, ein geschickter Seehundsfänger und der einzige Sohn und Versorger einer Witwe, die nicht wenig erfreut wurde, als sie ihren am Abend nicht heimgekehrten und deshalb schon verloren geglaubten Sohn am folgenden Tag im Boote ihrer Lehrer gesund und wohl zurückkehren sah. Der Kajak des Geretteten, welcher den Wellen überlassen werden mußte, da es galt, so schnell als möglich den fast Erstarrten ans Land zu bringen, wurde später wieder gefunden, und selbst der Seehund, der das

Unglück verursacht, ging nicht verloren, sondern wurde von einem andern Seehundsfänger ans Land gebracht.

Am 6. October, dem Geburtstag unsers Landesherrn, Königs Friedrich VII. von Dänemark, erhielten unsre Grönländer von dem Kaufmann das an diesem Tage übliche Geschenk an Brod, Grütze und Erbsen. Abends gedachten wir in öffentlicher Versammlung mit unsrer grönländischen Gemeine fürbittend und segnend unsers Landesherrn.

Im October besuchte Bruder Ulbricht die in der Fiorde wohnenden ausländischen Geschwister, hielt an den verschiedenen Plätzen Versammlungen, theilte das Abendmahl aus und taufte die seit dem letzten Besuch geborenen Kinder.

In Kornok starb ein junger Grönländer, Namens Gregorius, plötzlich vom Schlage getroffen, als er in das Zelt eintrat, in welchem die erste Versammlung gehalten werden sollte. Dieser unerwartete Todesfall machte auf alle an diesem Orte wohnenden zu unsrer und zur dänischen Mission gehörenden Grönländer einen tiefen Eindruck.

Bruder Herbrich reiste zu demselben Zweck nach Kangek und fand die dort wohnenden Geschwister in ziemlichem Wohlsein. Bei seiner Abreise sangen ihm die Geschwister Segensverse, welche der dortige Schullehrer Amos mit der Clarinette begleitete.

In Umanak war dem verheiratheten Bruder Nathan, dem dortigen Schullehrer und Vorleser, von Bruder Ulbricht aufgetragen worden, im kommenden Winter mit Halten von Redeversammlungen einen Anfang zu machen.

Am 2. December kam eine Bootsgesellschaft unsrer auf letztgenannter Insel wohnenden Grön-

länder hier an. Die Veranlassung dazu war, daß Einige aus dieser Gesellschaft Confirmanden sind, die am Sonntag vor Weihnachten ihren Taufbund erneuern und zum erstmaligen Genuß des heiligen Abendmahles eingesegnet werden sollen.

In Kangek herrschte um diese Zeit, wie uns der dort angestellte Nationalgehülfe, Bruder Christian Heinrich, schriftlich meldete, schon seit einiger Zeit eine epidemische Krankheit unter den Kindern, an welcher mehrere gestorben waren.

Am 17ten nach der Sonntagspredigt erfolgte die Confirmation von 16 Grönländern. 4 verheirathete und 2 ledige Brüder, 6 größere Knaben und 4 größere Mädchen wurden nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung und abgelegtem Glaubensbekenntniß in ihrem Taufbunde bestätigt und eingesegnet. Die feierliche Handlung blieb nicht ohne gesegneten Einfluß auf die Gemeine.

Die zur Feier des Weihnachtsfestes von Kangek kommenden Geschwister wurden mitten auf unsrer Fiorde von einem Nordsturm überfallen und nur durch eine augenscheinliche Bewahrung unsers lieben Herrn gerettet, indem Er sie, die schon die Hoffnung, das Land zu erreichen aufgegeben hatten, glücklich die nahe gelegene Colonie erreichen ließ, wo sie, halb erstarrt vor Kälte, und vom Seewasser ganz durchnäßt, froh und dankbar aus ihrem von der Gewalt der Wellen fast zertrümmerten Boote ans Land stiegen und Tages darauf, als sie sich zum Sprechen bei uns einfanden, nicht Worte genug finden konnten, ihre Dankbarkeit für diese erfahrene Lebensbewahrung auszusprechen. Eine junge verheirathete Schwester sagte: sie habe, als die Gefahr am größten gewesen sei, mit lauter Stimme den Vers angestimmt: „Jesus, komm'

doch selbst zu mir ꝛc.,“ worauf alle Furcht bei ihr verschwunden sei.

Am 23sten genossen wir mit 127 grönländischen Communicanten das heilige Abendmahl.

Der Jahresschluß war weniger besucht als sonst, eine Folge des empfindlicheren Mangels, besonders an Speck, der den Leuten nicht erlaubt, ihre Wohnungen zu erwärmen und zu erleuchten. Im Blick auf diesen schon jetzt herrschenden Mangel, der im Laufe des Winters sich leicht noch bedeutend steigern könnte, war unsre grönländische Gemeine in einer etwas gedrückten Gemüths- und Herzensstimmung.

Am 4. Januar 1855 verließen uns die Geschwister von Kangek wieder; am nämlichen Tage besuchte uns der Gehülfenbruder Carolus von Karosuk, der uns die Nachricht von einigen Todesfällen und von dem daselbst herrschenden Mangel brachte. Das Weihnachtsfest hatten sie in ihren kalten, dunklen Wohnungen sehr traurig gefeiert; Versammlungen hatten, wegen Mangel an Beleuchtung, nicht gehalten werden können.

An dem Heidenfest am 6. Januar hielt nach dem Morgensegen der Nationalgehülfe Bruder Leonhard die Frühversammlung. Die sämmtlichen Versammlungen an diesem Tage waren sehr spärlich besucht.

Am 10ten war das Begräbniß des in seinem 71sten Lebensjahre selig entschlafenen Nationalgehülfen Bruder Christian Friedrich. Er war am 24. Mai 1784 bei Neuherrnhut geboren und verheirathete sich 1808. Nachdem seine Frau, die er ungemein geliebt und geschätzt hatte, 1837 gestorben war, verheirathete er sich später abermals.

Zwei Kinder aus erster Ehe haben ihn überlebt. Der selige Bruder zeichnete sich durch ein verständiges, liebevolles Wesen aus, und diente der Gemeine 34 Jahre als Nationalgehülfe, in welchem Amte er sich die Achtung und Liebe seiner Landsleute auf besondere Weise erwarb, und mancher Seele durch seine Ermahnungen und Ansprachen zum Segen gewesen ist. In den letzten Jahren seines Lebens drückten Armuth und Krankheit seinen Geist sehr darnieder, und die Sehnsucht, aufgelöst und beim Herrn daheim zu sein, wuchs bei ihm von Tag zu Tage. Er freute sich innig, als er die Stunde seines Scheidens aus dieser Welt herannahen sah und versicherte, er glaube, der Heiland werde ihn, als einen armen, aber erlösten Sünder, selig machen. Am 5ten wurde ihm das Glück, auf welches er sich kindlich gefreut hatte, Den schauen zu dürfen, den seine Seele liebte, zu Theil, indem er recht sanft verschied.

Am 19ten begingen wir den Gedenktag des Anfanges hiesiger Mission vor 122 Jahren mit einem Festmorgensegen, einer Vormittags-Versammlung, welche ein Nationalgehülfenbruder hielt, und Abends mit einer Singstunde, in welcher Chor- und Gemeingesang mit einander wechselten. Wir können nicht läugnen, daß uns an diesem Tage ein Wehmuthsgefühl anwandelte bei der Erinnerung, wie wir vor Jahren diesen Tag mit unsrer Gemeine lobend und dankend begangen hatten; nun aber schon seit einigen Jahren, in Folge der traurigen Verarmung unsrer Grönländer und so mancher damit zusammenhängender und daraus hervorgehender betrübender Erscheinungen in unsrer Gemeine, denselben mit ihr in gedrückter Gemüths-

stimmung und mit schwerem Herzen feiern mußten. Möge unser Herr sich unsrer armen Gemeine in Gnaden erbarmen und durch Seinen heiligen Geist bald ein Neues in und aus ihr schaffen!

Ende Januar verließen uns die vor Weihnachten hieher gekommenen Geschwister von der Insel Umanak, nachdem sie schon vorher mehrere vergebliche Versuche gemacht hatten, in ihre Heimath zurückzukehren, und stets durch den widrigen Wind zurückgehalten worden waren. Daß sie endlich ihren Zweck erreichten, war uns sehr lieb, denn die Leute waren, da ihre mitgebrachten Vorräthe aufgezehrt waren, in großen Mangel gerathen.

Im Februar verschied an einer Luftröhrenschwindsucht der 24 Jahr alte ledige Bruder Petrus. Er hatte in früher Jugend seine Eltern verloren, zeichnete sich durch ein stilles, zurückgezogenes Wesen aus und schien nicht ohne Gefühl für den Heiland zu sein. Vor einigen Jahren zog er zu dem am 5. Januar d. J. heimgegangenen alten Nationalgehülfen Christian Friedrich, dem er ein treuer Versorger zu sein bemüht war. Seine schwache Gesundheit hatte während der vorjährigen Nothzeit einen empfindlichen Stoß bekommen, und er hatte sich seitdem nicht wieder recht erholt.

Mit Dank gegen unsern lieben himmlischen Vater erwähnen wir, daß unsre Grönländer durch die ruhige, nicht sehr kalte Witterung des vergangenen Monats im Stande waren, täglich ihrem Erwerb auf der See nachzugehen, so daß dadurch die drückende Hungersnoth, die sich schon zu zeigen anfing, verhütet wurde.

Bei dem Sprechen zu dem am 3. März Statt findenden Abendmahl nahmen wir Gelegenheit, mit den Communicanten über ihre seit Neujahr sehr

auffallende Vernachläſſigung des Beſuchs der Verſammlungen zu reden. Sie verſicherten uns, wie ſchon früher oftmals, daß keineswegs Gleichgültigkeit, oder Geringſchätzung der ihnen gebotenen Gnadenmittel die Urſache ihres Wegbleibens aus dem Hauſe Gottes ſei, ſondern nur die äußere Noth, Mangel an hinreichender Nahrung und warmer Kleidung, ihnen den Beſuch der Verſammlungen unmöglich mache, daß ſie es aber nicht unterließen, ſich in ihren Häuſern durch Leſen des Wortes Gottes zu erbauen. So gern wir dieſen Entſchuldigungen Glauben ſchenken, können wir uns doch des Gedankens nicht erwehren, daß dennoch bei Vielen Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Heiland und Sein Wort ſie auch gleichgültig gegen gemeinſchaftliche Erbauung mache.

Der herrſchende Mangel zeigte ſich auch in dem geringen Beſuch, den wir zur Charwoche von den Außenplätzen eintreffen ſahen. Indeſſen ließ uns das Sprechen der Communicanten und der Uebrigen die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß ſich Alle auf die wichtigen Feſttage freuten. Starke Stürme hatten in den vergangenen Wochen geherrſcht und wohl viel dazu beigetragen, die auf den Außenplätzen Wohnenden von dem Beſuche in unſrer Gemeine abzuhalten.

Am 9. Mai hielt Bruder Kleinſchmidt das jährliche Examen mit den von ihm unterrichteten Gehülfenzöglingen, dem, außer den hieſigen Miſſionaren, Paſtor Janßen und der Unterlehrer beim Godhaaber Seminarium, Berthelſen, ein Halbgrönländer, auf unſre Einladung beiwohnten. Das Reſultat dieſer Prüfung war ein befriedigendes.

Am 20. Mai fand nach der Sonntagspredigt das feierliche Begräbniß des vor einigen Tagen bei

der Colonie Godhaab selig entschlafenen jungen verheiratheten Bruders Amos von Kangek, Sohnes des an genanntem Orte angestellten Nationalgehülfen Bruder Christian Heinrich Statt. Der Verstorbene war schwer erkrankt zur Colonie Godhaab gebracht worden, um die Behandlung des dort wohnenden Arztes zu benutzen. Wir besuchten ihn dort und, ungeachtet uns sein Zustand nicht hoffnungslos erschien, ermahnten wir ihn, sich mit kindlicher Ergebenheit dem Willen des Heilandes zu überlassen, es sei zum Leben oder zum Sterben. Tages darauf verfiel der Kranke in eine Bewußtlosigkeit und erreichte wenige Tage darauf das Ziel seiner irdischen Laufbahn. Welche Achtung der Selige auch außer unsrer Gemeine genoß, zeigte sich dadurch, daß der Handelsinspector bei Godhaab ihm unentgeldlich einen Sarg aus Brettern machen ließ. (Die grönländischen Leichen werden gewöhnlich in Felle eingenäht begraben.) Die Leiche wurde bis zum Tage des Begräbnisses in der Kirche bei Godhaab beigesetzt und darauf von der Coloniemannschaft und einigen grönländischen Brüdern von hier in feierlicher Procession unter Absingung von Heimgangsversen hieher getragen. Pastor Janßen führte den Zug in Amtstracht an, begleitet von sämmtlichen bei Godhaab wohnenden Halbgrönländern, mit welchen er auch der Predigt und dem darnach gehaltenen Begräbniß beiwohnte. Der verheirathete Abendmahlsbruder Amos war ein hoffnungsvoller junger Bruder, der das Amt eines Schulhalters in Kangek schon einige Jahre mit musterhafter Treue verwaltete, und die letzten zwei Jahre auch den Auftrag hatte, seinen Vater beim Halten der Lese- und Singversammlungen zu unterstützen, was ihm eine große Gnade und Freude

war, da er den Heiland von Herzen liebte und Ihm mit Freuden diente. Wir hofften, einmal an ihm einen ausgezeichneten Nationalgehülfen zu haben, aber der Herr hatte andere Gedanken über ihn. Seine schwache Brust ließ uns zwar fürchten, daß er sein Leben nicht hoch bringen dürfte, doch hatten wir seinen Heimgang so bald nicht vermuthet. Er lag in den letzten Tagen meist in Phantasien, redete in denselben aber beständig vom Heiland und sprach sich in den lichten Augenblicken sehr erbaulich aus, wie er herzlich verlange zum Heiland zu gehen. Seit 1846 lebte er in einer vergnügten Ehe, welche mit drei Knaben gesegnet war. Diese, wie seine Witwe, werden seinen Verlust schwer fühlen, nicht minder seine bejahrten Eltern, deren Stütze und Freude er gewesen. Sein Alter hat er gebracht auf nicht ganz 30 Jahre.

Im Lauf des Monats Juni kamen mit den hier eintreffenden Schiffen die Briefe und die Sachen an, welche wir mit unsern Fellbooten abholten, und alle glücklich ans Land brachten. Wir haben auch in diesem Jahre von den theuren Freunden der Mission reiche Geschenke erhalten. Namentlich danken wir für die Liebesgaben von den lieben Geschwistern und Freunden in England, in Christiansfeld und Flensburg, Husum und Tönning, in Stockholm, in Gnadau, Dölzig und Soldin, in Naumburg an der Saale, in Neusalz und der Umgegend, in Lübeck und Umgegend, so wie von Ihrer Durchlaucht der Herzogin Henriette von Würtemberg, von Stuttgart und Umgegend, von Meldorf und anderen Orten. Möge unser hochgelobter Gott und Heiland allen diesen lieben und vielen andern uns unbekannten und ungenannten Gebern nach Seiner Gnade zeitlich und ewiglich

vergelten, was sie aus Liebe zu Ihm unsern armen Grönländern Gutes gethan haben, und möge Er mit Seiner Gnade fernerhin über ihnen und uns walten!

C. A. Ulbricht. C. G. Herbrich.
F. V. Richter. Samuel Kleinschmidt.

Zum Schlusse des Jahres 1854 bestand die Gemeine zu Neuherrnhut aus 132 Eheleuten, 7 Witwern, 33 Witwen, 23 ledigen Brüdern, 26 größeren Knaben, 45 ledigen Schwestern, 26 größeren Mädchen, 70 Knäbchen, 54 Mädchen. Zusammen 416 Personen. Unter diesen gehörten zu den Communicanten 221, zu den erwachsenen Getauften 33, zu den getauften Kindern 124, zu den Ausgeschlossenen 38. Die Mitglieder der Gemeine wohnen auf 5 Plätzen. In Neuherrnhut 176, in Kanget 76, in Umanak 51, in Kormok 75, in Karosuk 38.

Lebenslauf

des Bruders Johann Georg Kunz, heimgegangen den 8. October 1775 zu Herrnhut.

Ich, Johann Georg Kunz, bin geboren zu Zauchtenthal in Mähren den 10. April 1694. Mein Vater Hans Kunz hielt sehr viel auf die Lehre der alten Brüder, bei welcher er auferzogen war. Er wurde deshalb als ein Verführer ausgeschrien, und man suchte ihn in ein ander Dorf zu versetzen, wo

er weniger seines Gleichen hätte; wie denn auch endlich 1707 darauf gedrungen wurde, daß er ein Bauergut in Bodenwalde kaufen mußte, woselbst sich viel weniger Ueberbleibsel der alten Brüder befanden. An diesem Orte hatten wir viel Schmachreden zu hören. Meine Eltern aber achteten es nicht, sondern hielten uns Kinder fleißig zu Gottes Wort an. An den Sonn- und Feiertagen hielten sie ihre Andacht mit uns durch Lesen, Singen und Beten. Mein Vater erzählte uns auch manchmal etwas von der alten Brüderkirche, sonderlich von Amos Comenius, von dessen Versammlungen, wie er verfolgt und endlich doch glücklich aus Fulneck entkommen und nach Lissa in Polen geflüchtet, endlich aber die übrige Zeit seines Lebens in Holland geblieben sei. — Im Jahr 1714 ging meine Mutter Anna, geborne Schindler, in ihre Ruhe ein. Sie war eine gottesfürchtige Frau und hatte einen Umgang mit dem Herrn Jesu gehabt. Ihr Abschied aus dieser Zeit ist mir sehr eindrücklich gewesen. Da sich ihr Stündlein nahete, ließ sie uns Kinder zu sich kommen, segnete uns und sagte: „Nun wird mein Jesus bald kommen und mich zu sich nehmen.“ — Nach der Zeit bat ich meinen Vater, daß er mich die Schule möchte besuchen lassen, ich wolle gern schreiben lernen. Er aber sagte zu mir: „Hier in der Schule lernst du nichts als den Rosenkranz beten, mit der Zeit aber will ich dich nach Teschen in die Schule bringen.“ Allein ehe dies geschah starb mein Vater 1719. Da kam ich als Waise in Dienst bei der Herrschaft nach Kunewalde. Nach einem Jahr nahm mich der Verwalter Dietrich ins Schloß zu seinem Bedienten an, wo ich 5 Jahre blieb. In der Zeit kam der Bruder Christian David dahin und predigte

das Evangelium. Es entstand bald eine große Erweckung und nach der Zeit auch eine harte Verfolgung, da denn die Gefängnisse alle voll wurden. Und da ich sah, daß die Gefangenen gar sehr hart gehalten wurden, so steckte ich ihnen des Nachts manchmal Brod und Bier zu. Sie waren gutes Muthes und sangen die schönsten alten Brüderlieder. Einmal hörte ich den alten Vater David Nitschmann das Vaterunser mit großem Nachdruck beten. Das war die Gelegenheit, daß ich in ernstliche Verlegenheit über mein eigen Herz kam und viel Thränen vergoß. Ich ging 14 Wochen herum wie ein Schatten. Nach der Zeit wurden vier Gefangene, Namens Jag, Rieper, Klemisch und Klos, mit Erlegung einer Geldstrafe frei gelassen. Von diesen glaubte mein Herr, daß sie aus dem Lande gehen würden, und wollte, daß ich zwei Tagereisen falscher Weise mit ihnen, und dann von ihnen weg durch Böhmen nach Wien gehen und sie bei der Fürstin von Liechtenstein verrathen sollte. Er machte mir dabei große Versprechen, wenn ich das thun würde. Als ich mich aber dessen weigerte, so meinte er, ich verstände mein Glück nicht. Einmal mußte ich ihm auch mein Gebetbuch, welches das Habermann'sche war, bringen; das zerschnitt er, und gab mir dafür das Bambergische, mit der Erinnerung, daß ich von Zauchtenthal her wäre, wo Alles mit ketzerischem Gift inficirt sei. Endlich schlug er mir etlichemal Heirathen vor, und daß ich auf einem herrschaftlichen Gute Inspector werden sollte. Es war mir aber immer so, als wenn ich in Mähren nicht bleiben würde, daher ich auch Alles ausschlug.

Im Jahr 1725 kam der Bruder Melchior Nitschmann nach Kunewalde, dem ich meinen Sinn

entdeckte, und ihn des Nachts mehrmals besuchte. Am Jakobitag ging er wieder fort, und Quitt's mit ihren zwei Töchtern mit ihm. Ich begleitete sie eine Stunde weit, und wußte nicht, daß ich den andern Tag nachgehen würde. Da ich aber zurückkam, merkte ich, daß ich verrathen war. Denn in Quitt's Hause war ein Zettel gefunden worden, auf dem etliche Namen, und unter ihnen auch meiner, aufgeschrieben waren, von Personen, die man in Verdacht hatte, daß sie aus dem Lande gehen würden. Weil der Verwalter gerade nicht zu Hause war, so ging ich noch in derselben Nacht aus dem Schlosse fort, hielt mich aber noch acht Tage im Dorfe verborgen auf, und ging dann mit dem alten Grasmann, unsers Bischofs Andreas Grasmann's Vatersbruder, welcher von Hennersdorf aus da gewesen war, und wieder zurückkehren wollte, eine ganze Nacht hindurch fort. Den folgenden Tag kamen wir nach Rößnitz und von da nach Neundorf, allwo der Informator Bulde mir eine Reiseroute gab, mit welcher wir sicher durch Schlesien reisten, und am 16. August 1725 in Herrnhut ankamen. Hier ging ich an die Zimmerarbeit, und im folgenden Winter that ich eine Reise nach Mähren, um meine jüngste Schwester Anna zu holen. Weil sie aber schon verheirathet war, kehrte ich wieder nach Herrnhut zurück.

Im Jahr 1726 wurde einmal nach einer Betstunde ein Brief öffentlich verlesen, welcher vom Herrn Adelung, einem Kaufmann in Breslau, geschrieben war. Derselbe hatte Commission von dem Admiral Cornelius Creuz aus Petersburg, vier oder fünf von unsern Brüdern auf seine Kosten ihm zuzuschicken. Da nun gefragt wurde: wer dazu Lust hätte? so meldete sich gleich David

Schulius und sonst Keiner. Er wollte mich immer zur Gesellschaft mithaben; ich erklärte ihm aber: mit dir allein gehe ich nicht. Er schrieb darauf ohne meine gänzliche Einwilligung an den Kaufmann, daß ihrer zwei wären, die gehen wollten. Als ich es aber erfuhr, schrieb ich's ab, und machte Vorwendungen wegen der Seereise, wegen der fremden Sprache und wegen der Gewissensfreiheit. Es kam aber bald wieder eine Antwort, die mir alle Bedenken benahm. Weil die Brüder nichts dagegen hatten, so gingen wir zwei nach Breslau, von da aufs Wasser und kamen nach fünf Wochen in Petersburg beim Admiral Creuz an. Schulius wurde Kammerdiener, blieb aber nur zwei Monate, hernach kam er zu einer andern Herrschaft. Ich wurde nach etlichen Wochen des Admirals Haushofmeister. Als ich aber dies Amt ein Jahr verwaltet hatte, starb dieser Herr. Hierauf kam ich sogleich wieder in Dienste, und zwar zu dem Kaiserlichen Ambassadeur Grafen Raputin; dem hatte ich nur zwei Monate gedient, als ihn in seinem Sommerhause der Schlag traf. Ich kam darauf zum dritten Herrn; dem hatte ich drei Jahre gedient, als er auf einem Stuhle sitzend in meinen Armen auch verschied. So starben mir in fünf Jahren drei Herren. Bei solchen Veränderungen mußte ich vielmal hören, daß ich zu gewissenhaft wäre, weil ich vieles für mich hätte behalten können; aber mein Herz und Gewissen litten nichts anders, als treu und ehrlich zu handeln mit dem, was mir anvertraut war. — Darauf kam ich als Haushofmeister zu dem Grafen Karl von Löwenwolde, und war mit ihm theils in Moskau, theils in Petersburg. Nach drei Jahren nahm ich von diesem Herrn meinen Abschied, mußte ihm aber

versprechen, wieder zu kommen. Es lag mir an, die Gemeine zu besuchen. Zu Ende des Jahres 1732 reiste ich zum Besuch nach Herrnhut. Die Weihnachten hielt ich in Riga, und Anno 1733 kam ich in Herrnhut an. Nachdem ich sechs Wochen daselbst viel Gutes und Seliges für mein armes Herz genossen hatte, reiste ich im Sommer wieder nach Petersburg zurück. Ich kam bald in Dienste als Haushofmeister bei dem Grafen André Ostermann.

Anno 1735 kam David Nitschmann, der nachmalige Syndicus, nach Petersburg. Das erfreute mich gar sehr, und es war mir ein Vergnügen, ihm nach Vermögen zu dienen, wie er denn auch alle Tage mit mir speiste. Nach der Zeit nahm ich Abschied von meinem Herrn, und kam in gleiche Dienste bei dem Preußischen Minister von Mardefeld, welcher Dienst fünf Jahre währte.

Anno 1737 kamen die Brüder Andreas Grasmann, Daniel Schneider und Michael Miksch aus Archangel von ihrer Reise zu den Samojeden zurück nach Petersburg. Ich suchte sie bald auf, und fand sie im Gefängniß. Sie kamen jedoch bald wieder auf freien Fuß und kehrten sodann nach harter Untersuchung nach Deutschland zurück, und ich leistete ihnen hülfreiche Hand, wo ich konnte.

Anno 1740 verheirathete ich mich mit Anna Dorothea, geb. Cromitz, einer frommen, bei ihren Eltern, die Gott und Sein Wort lieb hatten, wohlerzogenen Person. Ihre Eltern waren aus Liefland von den schwedischen Gefangenen. Ihr Vater war Leibschuster bei dem Kaiser Peter dem Großen gewesen. Unsre Tochter Anna Dorothea war am 16. März 1741 geboren. Als sie etwas über zwei Monate alt war, wurde meine Frau zu

der Regentin Anna, des Kaisers Ivan Mutter, geholt und zur Amme bei ihrer Prinzessin-Tochter Katharina behalten, und ich erhielt Erlaubniß, unser Töchterlein mit meiner Schwiegermutter und Schwägerin täglich zu ihrer Mutter nach Hofe fahren zu lassen, daß sie dieselbe stillen könnte. Nach etlichen Tagen wurde ich zu der Regentin gerufen. Sie offerirte mir einige Hofämter; ich sollte mir unter dreien eins wählen. Ich wollte aber nicht wählen, und schützte meine Untüchtigkeit vor. Sie versetzte darauf, sie hätte sich gründlich nach meiner Aufführung erkundigt, und ließ mir, nach abgelegtem Eid, die Silberkammer übergeben als Silberverwahrer. Die Arbeit war wenig; ich mußte aber doch allezeit da sein. Ich wendete meine Zeit an zum Lesen guter Bücher, wie auch der Gemeinschriften, so viel ich dazumal hatte, und sang, wenn ich allein war, meine liebsten Verse, als: Schreibe Deine blut'ge Wunden, Jesu, in mein Herz hinein ꝛc. — Laß mir's nie kommen aus dem Sinn, wie viel es Dich gekostet, daß ich erlöset bin. — Stärk' mich mit Deinem Freudengeist; und bringe mich, wenn Dir's gefällt, in wahrem Glauben aus der Welt zu Deinen Auserwählten! Und dergleichen mehr.

Nach drei Monaten geschah die Regierungsveränderung; da dann meine Frau mit der Regentin fortgeschickt wurde. Auf gütliches Zureden und großes Versprechen ließ sie sich endlich bewegen, sich darein zu ergeben. Ich blieb aber noch nach wie vor in meinem Amte auch bei der neuen Kaiserin Elisabeth drei Jahr lang. In der Zeit kamen die Brüder Konrad Lange, Kund und Hirschel nach Petersburg, wozu auch noch der Magister Arvid Gradin kam. Sie kamen in Arrest, wurden aber

auf Caution bald frei. Sie besuchten mich oft, und auch ich sie. — Anno 1743 kam auch die Frau Gräfin Zinzendorf mit dem Bruder Jonas Paulus Weiß und der übrigen Gesellschaft nach Petersburg. Das war mir eine große Freude. Ich besuchte den Bruder Weiß, hatte auch die Gnade, die Frau Gräfin etlichemal zu sprechen. Unter anderm sagte sie zu mir: Sie dächte doch nicht, daß ich aus Mähren ausgegangen sei, um ein Hofmann zu werden; worauf ich antwortete: Nein, das habe ich nicht gesucht, das hat sich Alles von selbst so gemacht. Ich ging hernach mit Thränen von ihr weg, und wurde sehr unruhig darüber. Ich tröstete mich aber damit, daß ich diese meine Umstände nicht gesucht hätte, und dachte, wenn es nicht Gottes Wille gewesen wäre, so hätte Er es nicht geschehen lassen. Als ich nun Anno 1744 eine Bittschrift an die Kaiserin übergab, in welcher ich um meine Frau bat, so wurde mir etliche Tage hernach mein Abschied angekündigt, weil Ihro Majestät keine Leute von der vorigen Regierung bei Hofe haben wollten. Ich bekam aber doch noch meinen Gehalt und blieb anderthalb Jahr für mich, bis mir bei dem Englischen Residenten, Herrn Baron Wolf, der von dem Römischen Kaiser baronisirt worden, Dienste angetragen wurden. Dieser Herr war über die Maßen reich, und tractirte viel. Einmal waren wohl 20 Herren beisammen, unter denen sich auch der gottesfürchtige General Henning befand. Der redete mich über Tafel also an: Kunz, ich habe gehört, er wäre ein Herrnhuter; ist das wahr? — Meine Antwort war: Ihro Excellenz, ich bin noch kein Herrnhuter, ich wünschte aber, ich wäre einer. — Frage: Was sind das für Leute? — Ich erwiederte:

Das sind gute Leute, sie bezeugen mit ihrem Leben und Wandel, was sie glauben. — Er fragte weiter: Was haben sie für eine Religion? — Ich sagte: Sie haben die wahre evangelisch-lutherische Religion. — Damit war er stille und fragte weiter nichts.

Meiner Frauen Losgebung zu betreiben konnte ich gleichwohl nicht unterlassen. Hiezu fand ich noch etliche Gelegenheiten. Anno 1746, da die Großfürstin Anna in ihrer Gefangenschaft gestorben war, kam der Kammerherr Korf von Archangel nach Petersburg von dem Prinzen Anton Ulrich, bei dessen Prinzessin-Tochter meine Frau ist. Er ließ mich zu sich rufen, und versprach, mir zu helfen; ich müßte aber im Lande bleiben, um meinen Gehalt fort zu bekommen. Anno 1748 that ich durch den Geheimen Kabinets-Minister Circaßof noch einen Versuch, meine Frau los und frei zu bekommen, aber vergebens. Die Antwort war: sie wäre nöthig bei den Kindern, weil sie keine Mutter hätten. Wie ich sehen mußte, daß alles mein Suchen umsonst wäre, so war ich verlegen um mein Kind, und suchte dasselbe aus der Welt in die Gemeine in Sicherheit zu bringen. — Ich war die ganze Zeit meines Hierseins mit den Lutherischen Predigern in Petersburg sehr wohl bekannt, so daß ich auch Gevatter bei ihnen gestanden habe. Als sie aber nach der Zeit die Lästerbücher bekamen, und sie vieles an dem Herrn Grafen von Zinzendorf und an den Brüdern aussetzten, wozu ich nicht still schweigen konnte, so war ihre große Freundschaft bald aus, oder doch sehr unterbrochen. Der Name Herrnhuter wurde sehr verdächtig und schwarz, und man suchte mich von der Liebe zu den Brüdern abzubringen durch

Zusendung solcher Lästerbücher, die ich aber ungelesen zurücksandte.

Anno 1748 nahm ich meinen Abschied von meinem Herrn, um zur Gemeine zu gehen. Es sah aber noch weitläuftig mit meiner Reise aus. Diejenigen, denen ich von meinem Vorhaben sagen mußte, riethen mir Alle davon ab. Der Kammerherr Korf that mir viele Versprechen, wenn ich da bleiben wollte. Meine Anverwandten und Freunde hatten sich berathen, daß ich meine Tochter da lassen müßte, um deren Rettung aus der verführerischen Welt mir doch am meisten zu thun war. Ich selbst war auch etliche Wochen lang krank, war aber dabei stille, legte mein Anliegen mit vielen Thränen meinem gekreuzigten Heiland an Sein verwundetes Herz, und glaubte, Er könnte und würde mir Bahn und Weg machen. Endlich 1749, da ich vom Pastor Plasching eine ansehnliche Summe Geldes, welche ich ohne Interessen ihm zum Druck des finnischen Neuen Testamentes geliehen, wieder bekommen hatte, so kam die längst gewünschte Zeit, daß ich ohne weitere Hinderniß am 4. Juni mit meinem Kinde aufs Schiff gehen konnte. Ich schlug mir eine Loosung zur Abreise auf, die hieß: „Er wird Seinen Engel vor dir hersenden.“ — In einem viertägigen Sturm, da Alles um mich her anfing kleinmüthig zu werden, gab mir der Heiland so viel Muth, daß ich sie Alle trösten, ihnen Muth zusprechen und sie versichern konnte, Gott würde uns schon helfen; welches denn auch geschah. Wir kamen glücklich in Lübeck an. Daselbst mußten wir zwei Wochen auf Gelegenheit warten, bis wir einen Fuhrmann bekamen, und nachdem wir die höchst beschwerliche Landreise überstanden, langten wir am 29. Juli in Herrnhaag an. Ich dankte

dem Heiland mit Thränen, daß Er mich mit meinem Kinde zu Seiner Gemeine gebracht hatte. Ich dachte wie Ruth: „Dein Volk ist mein Volk; da will ich bleiben, da will ich sterben, da will ich auch begraben werden.“ Da die Zeit kam, da die Einwohner des Herrnhaags emigriren mußten, kam meine Tochter 1751 nach der Oberlausitz. Ich wurde mit noch andern Geschwistern nach Ebersdorf versetzt, kam aber dann wieder zurück in die Hausökonomie des Grafen Zinzendorf und that bei meinem Alter und meiner Kränklichkeit, was ich konnte. Auf die Nachricht, daß meine Tochter in Herrnhut bedenklich erkrankt sei, reiste ich im Herbst 1753 dahin, und that an meinem Kinde alle Vatertreue, da es dann bald anfing, sich zu ihrer Wiedergenesung anzulassen. Im Jahr 1756 sagte mir der Graf Zinzendorf, daß ich ferner meinen Tisch bei und mit den herrschaftlichen Bedienten haben solle. Das war mir lieb, in Hoffnung, daß ich auch etwas zu thun bekommen würde; man trug mir aber nichts an, als daß ich mich mit dem Lakiren bis an mein Ende beschäftigen möchte. Ich danke der lieben Gemeine und meinen Wohlthätern für diese unverdiente Liebe und Wohlthat mit nassen Augen in meinen alten und kränklichen Tagen. Der treue Heiland wolle es ihnen vielfältig vergelten und sie dafür segnen!

Anno 1759 wollten die Brüder, daß ich ins Witwerhaus ziehen sollte. Ich legte ihnen zwar meine Umstände und — daß ich kein Witwer sei — dar; allein ich erhielt den Bescheid, das schade Alles nichts. Ich war also gehorsam und bezog das Chorhaus der verwitweten Brüder. Hier habe ich seitdem meine Zeit in der Stille zugebracht, und mein treuer Heiland hat mir durch mancherlei

Umstände durchgeholfen. Ich bin doch Sein armes, sündiges Würmlein, und der Gnade, Liebe und Treue meines Herrn nicht werth, die Er mir zu Theil werden läßt, indem Er mich in meiner Einsamkeit mit Seiner lieben Nähe tröstet und erquickt. Es bleibt mir nichts übrig, als anbetend zu Seinen durchbohrten Füßen niederzusinken mit Lob- und Dankthränen für Seine heilige Marter und Sein Leiden und Sterben auch für mich. Hier ist meine Zunge noch zu schwer, das Lamm Gottes würdig preisen zu können. Ich hoffe und glaube aber festiglich, daß mein treuer Heiland mich armes Creatürlein bei Seinen Wunden, die Er sich auch für mich hat schlagen lassen, erhalten werde bis zu dem seligen Augenblick, da ich werde sagen können, daß der Schmerz im Fleisch vorbei und der Geist in Ruhe und frei sei, nachdem er so lange im leimernen Gehäuse eingeschlossen gewesen. O wie wird er dann zueilen auf seinen Erlöser mit Lob und Dank! Preis, Ehre und Macht sei Dir von mir armen Erlösten gebracht! Amen, ja, Amen!

Der Gang des seligen Bruders im Chorhause war gleichwohl etwas schwer, vornehmlich da er nicht glauben konnte, daß seine Frau aus der Zeit gegangen sei, so viel man ihm es auch versichern konnte. Die letzten sechs Jahre hat er wegen anhaltender Leibesschwachheit meist in seinem Kämmerlein in der Stille zugebracht, die große Geduld und Barmherzigkeit seines Heilandes überdacht und vielmals mit zerschmolzenem Herzen und nassen Augen. Sein Kämmerlein war sein Kapellchen, wo er seine Liturgien hielt und die Nähe des

Sünderfreundes fühlbarlich genoß. Er wurde immer schwächlicher, bis er vier Wochen vor seiner Vollendung sich ganz legen mußte, von welcher Zeit an er auch nicht das Geringste mehr genießen konnte, als kaltes Wasser, und beständig über unausgesetztes innerliches Brennen und empfindliche Stiche im Leibe klagte. Dabei war er sich allezeit vollkommen gegenwärtig und nahm von Allem Notiz. Er wurde fleißig von den Brüdern besucht und äußerte sein Verlangen, bei seinem lieben Heiland zu sein, und wie er fertig und mit Ihm ganz verstanden sei. Seine Tochter, die er ungemein zärtlich liebte, besuchte ihn in seinen letzten Leidenstagen fleißig; mit ihr und den ihn besuchenden Brüdern verabschiedete er sich aufs herzlichste. Nachdem ihm der Segen des Herrn und der Gemeine zu seiner Heimfahrt ertheilt worden, wurden bis an sein Ende an seinem Lager Verse gesungen, die er noch gut vernahm, bis am 8. October sein Othem stehen blieb, und er sanft überging in die Arme seines ungesehenen Freundes im 82sten Jahr seines Sterbenslebens.

Lebenslauf

der verheiratheten Schwester Charlotte Henriette Glitsch, gebornen Neitz, heimgegangen den 30. April 1851 in Sarepta.

„Siehe, um Trost war mir sehr bange; Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn Du wirfst alle meine Sünde hinter Dich zurück (Jes. 38, 17).

Sollt' ich es nur halb erzählen,
Was mein Freund an mir gethan,
So würd' mir's an Worten fehlen;
Denn Er nahm sich meiner an,
Eh' Ihn meine Seele kannte,
Den bewährten Sünderfreund!
Dessen Herz schon nach mir brannte,
Eh' ich noch um Ihn geweint."

Dies sind — schreiben die Kinder der seligen Schwester Glitsch — die Eingangsworte eines Aufsatzes unsrer lieben Mutter, vom October des Jahres 1839, in welchem sie uns die Hauptmomente ihrer Lebensführung mittheilen wollte. Leider aber kam dieser Plan nur dem geringsten Theil nach zur Ausführung, indem jener Aufsatz kurz und gedrängt nur die Zeit ihrer Kindheit und Jugend bis zu ihrer Verheirathung umfaßt. Aber auch aus dieser Zeit liegt uns eine Anzahl einzelner Blätter vor, verschiedene Stimmungen ihres Herzenslebens enthaltend, die jenen kurzen Aufsatz mehr ausführen und erläutern.

zusetzten. Das kindliche Gottvertrauen aber, das die Eltern stets bewahrten, ging auch auf die Kinder über. — In der Erziehung derselben hatten sie den Grundsatz, mehr durch ihren Wandel, als durch viele Worte zu predigen. Jedoch fehlte es nicht an Gelegenheiten, da ihr guter Vater mit ganz besonderer Salbung ihnen die Sünderliebe des Heilandes und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Uebergabe der Herzen an Ihn anpries, welches einen bleibenden Eindruck auf das Herz unsrer Mutter machte. — „Hätte ich," schreibt sie, „damals diesen guten Rath befolgt, so hätte ich meine Kinderzeit recht selig und vergnügt verbringen können; so aber blieb es bei vorübergehenden Rührungen, und es kam zu keiner wahren Herzensänderung."

Am 4. Juni 1799 wurde sie in das Chor der größeren Mädchen aufgenommen und gelangte am 27. October desselben Jahres zur Aufnahme in die Gemeine. Ein Zeugniß von der Regung des heiligen Geistes in ihrem Herzen sind uns die kurzen Aufsätze, die sie in der Zeit schrieb. So unterm 12. August 1800: „Was soll ich nun vorbringen, ich Armes und Elendes, wenn ich bedenke, wie mich mein Heiland so unaussprechlich liebt, mit welcher unendlichen Geduld und Gnade Er mir nachgeht. Hier stehen meine Sinnen stille:

Ich fühl' mich elend, arm und mangelhaft,
Beschämt und doch begnadigt und voll Kraft!"

Und am 8. November: „Heute hatte ich einen gesegneten Tag. Ich bat den Heiland kindlich um einen neuen Gnadenanblick, den Er mir auch reichlich gewährte, so daß ich mich in Seine guten und seligen Wege ergeben konnte. Aber

wenn ich auf mein Schlechtsein und Zurückbleiben komme, da fühle ich mich als die Aermste und Seiner Gnade Bedürftigste. Mein Elend und Verderben beugt mich sehr, noch mehr aber die Huld und Gnade meines Heilandes.

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd',
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth!

Gewünschtes Flämmlein, sel'ger Liebesbrand!
Komm' immer mehr in meiner Seel' zu Stand,
Daß weder Schmach, noch Schmerz, noch Lust und Freude
Mein armes Herz von Jesu Liebe scheide."

Im Anfang des Jahres 1801 sollte sie confirmirt und damit eine Theilhaberin an dem heiligen Mahle des Herrn werden. In damaliger Zeit aber hing die Erlaubniß, zu dieser Gnade zu gelangen, von dem Jawort des Looses ab. Da dies einigemale verneinend entschied, gerieth sie in großen Kummer, der sie zu strenger Selbstprüfung veranlaßte, zugleich aber auch die innige Sehnsucht erweckte nach dem Genuß des Leibes und Blutes Jesu. Darauf bezüglich schrieb sie am 28. Februar: „Heute ist ein Tag für mich, den ich nicht beschreiben kann! Liebster Heiland! mach' mich doch bald fertig, daß auch ich zu dem hohen Genuß gelangen kann; zeige mir, was mir noch fehlt; Du kennst ja das sehnliche Verlangen meines Herzens, Dich als das für mich getödtete Lamm Gottes im heiligen Abendmahl zu genießen. Ich bin vertrocknet, wie ein Scherben; überströme mich doch mit Deinem Blute! Ich fühle es wohl, daß ich's nicht werth bin, doch verlange ich sehnlich darnach; wenn ich den Genuß noch lange entbehren muß,

kann ich ja nicht leben. Wäreſt Du nicht meine Zuverſicht, ſo hätte ich gar keinen Tröſter; ach, ſtille mein Verlangen an Deinen blutigen Wunden!“

An einem andern Ort ſchrieb ſie: „Ich halte mich an das Wort: Ihr ſollt mein Antlitz ſuchen; darum ſuche ich, Herr, Dein Antlitz.“

In jener Zeit gab es noch mehr Gelegenheiten als gegenwärtig, die einem Mitgliede der Brüdergemeine den Wunſch und das Verlangen, in beſonderer Weiſe vom Herrn geſegnet zu werden, beſonders ans Herz legten. Einestheils war die Anzahl dieſer Gelegenheiten bedeutender; denn am Abend allein waren drei Verſammlungen; zuerſt die um 7 Uhr, dann um 9 die Singſtunde und nach derſelben der Abendſegen auf den reſpectiven Chorſälen; anderntheils aber war auch die Mannichfaltigkeit in ihrer Art und Weiſe größer. An einem Sonntag eines jeden Monats wurde ein großer Gemeintag gefeiert, an welchem der Gemeine Nachrichten aus dem Miſſionswerk und dem Reiche Gottes überhaupt mitgetheilt wurden; zu beſtimmten Zeiten wurde das Fußwaſchen gefeiert, bei andern Gelegenheiten ein Anbeten vor dem Herrn, nicht auf den Knien, ſondern auf dem Angeſicht gehalten. Man lebte damals mehr im Hauſe des Herrn. Die Theilnahme an verſchiedenen Gelegenheiten zur Erbauung war an die ausdrückliche Bejahung des Herrn durch das Loos gebunden; die Erlaubniß zu derſelben wurde daher auch höher geſchätzt. So wurde auch das bloße Zugegenſein beim Genuß des heiligen Abendmahles zu einer Gelegenheit, bei welcher die gläubig Verlangenden eines herrlichen Segens vom Herrn theilhaft wurden. Als unſre liebe Mutter am 23. Mai 1801 dem heiligen Abendmahl als Katechumene

beiwohnen sollte, schrieb sie Folgendes nieder: „Wie groß ist doch Deine Gnade, mein liebster Heiland, daß Du mich Arme und Elende würdigst, heute zum ersten Mal zuzusehen, wie die Gemeine Dich im heiligen Abendmahl ißt und trinkt; wie beschämt bin ich über diese große Gnade! Ich bin's nicht werth, ich Arme, die Lieb' ist allzugut, die Liebe vom Erbarmer, die so viel an mir thut!"

Am 5. December 1801 genoß sie zum ersten Mal den Leib und das Blut des Herrn, nachdem sie am 1. December confirmirt worden war. An dem letzteren Tage schrieb sie: „Heute habe ich nun, liebster Heiland, mit Dir den Bund gemacht, daß ich auf ewig Dein sein und bleiben wolle. Aber wenn Du Deine Hand nicht über mir hältst, so weiß ich, daß ich gar bald fallen kann. Aber, mein Heiland, laß Deine Gnade nicht von mir weichen, und laß den Bund Deines Friedens nicht hinfallen, obgleich auf meiner Seite dieser Bund oft, gar oft wird verletzt werden. Du hast ein innig's Liebesband mit meiner Seel' gebunden, o, würd' es einst in Deiner Hand noch unverletzt gefunden!"

In Bezug auf diese Segenszeit, so wie ihre darauf folgende Jugendjahre schrieb sie in dem vorher erwähnten Aufsatz vom Jahr 1839 im Ueberblick Folgendes: „Das Gefühl, daß ich dieser großen Gnade nicht werth sei, und daß ich nun mein künftiges Leben nur Dem, der mich bis in den Tod geliebt hat, weihen wolle, erfüllte meine ganze Seele, und ich bat den Heiland, bei der gründlichen Ueberzeugung meiner Schwachheit, daß Er mir beistehen und mir Kraft und Treue schenken wolle, dies Gelübde zu halten! In wie fern ich diesem meinem Versprechen nachkam, weiß

der Herzenskündiger wohl am besten. Sein guter Geist suchte mich in meinen Jugendjahren beständig auf die mir so nöthige Selbsterkenntniß zu leiten. Oefters that ich Blicke in mein tiefes Verderben, aber eine Angst und Grauen davor, ließ mich nicht dabei verweilen, sondern ich suchte mich mit nichtigen Vorstellungen zu trösten. Ich mied den Arzt, und wollte mich noch ferner plagen. So verging meine kostbare Jugendzeit, und da ich von Natur blöder Art war, so galt ich als ein bescheidenes Mädchen, und hatte selten von Anderen Zurechtweisungen nöthig. Dies that mir wohl, und die Selbstgefälligkeit und Eigenliebe, die einem armen Menschenherzen so verderblich ist, bekam eine solche Gewalt über mich, daß ich mich freuen konnte, wenn ich mir vorstellte, auch ohne den Beistand des Heilandes etwas Gutes gethan zu haben. Meine Eltern, die sehr wohl einsahen, daß ich mich auf die Weise dem Heiland nie nähern konnte, suchten mich mit Ernst und Liebe auf mein gänzliches Unvermögen aufmerksam zu machen, und nahmen mir meine Fehler sehr genau. Dies brachte mich öfters in große Noth, und ich nahm dann, wohl mehr aus Noth als aus Liebe, meine Zuflucht zum Heiland. Wie beschämte Er mich da öfters mit dem Gefühl einer solchen erbarmenden Liebe, daß ich nach und nach näher an Ihn gezogen wurde, und die Ueberzeugung in mein Herz bekam, daß Er allein der Führer auf meiner Lebensbahn bleiben müsse, wenn ich glücklich durch dieses Leben wallen solle.“

Unsre liebe Mutter stand damals, ihrem geistigen Leben nach, in einer Zeit, die man eine vorbereitende nennen könnte. Sie fühlte es, wie sündig sie sei; sie erkannte gar wohl ihre vielfachen

Mängel und Fehler; die Last ihrer Sünden drückte sie hart; der Schmerz aber über dieselben überwog die Ueberzeugung vor der Liebe und dem ewigen Erbarmen ihres Herrn. So schrieb sie am Jahresschluß 1802: „O mein treuer Heiland, Du kennst meine böse, leichtfertige Art, und weißt, wie leicht ich mich von Deinem Kreuze entferne, wie ich Dein Versöhnen oft mißbrauche; wie oft mag ich dadurch Deinem treuen Herzen Thränen der Wehmuth ausgepreßt haben! Wie oft hast Du mich mit dem größten Mitleiden gesucht, aber mein hochmüthiges Wesen, das immer lieber sich selbst etwas Gutes zuschreibt, als blos Deiner Barmherzigkeit lebt, stellte sich Dir mit aller Gewalt entgegen. Dies Alles und noch viel mehr erweckt den herzlichen Seufzer: Herr, gehe nicht ins Gericht! verwirf mich nicht von Deinem Angesicht! Sprich zu mir auch heut in dieser Nachtwache: Ich hab's vergeben, Friede sei mit dir! Amen.“ — Der Herr aber tröstete sie auf eine herrliche Weise an dem folgenden Tag: „Welch ein Gefühl von Wehmuth und Freude durchging mich, als die Posaunen um 12 Uhr erschallten! Ich lag auf meinen Knien noch voll Wehmuth über das vergangene Jahr, und empfing den Frieden des Herrn auf eine unbeschreibliche Weise.“

Zu jenen Gelegenheiten der geistigen Anfassung gehörte auch die Feier der Chorfeste. So veranlaßte auch sie öfters der Beschluß ihrer Chorjahre im größern Mädchenchor zu einer ernstlichen Prüfung vor dem Herrn. „Ach mein Herr,“ schreibt sie im Jahr 1803 bei einer solchen Gelegenheit, „blicke herab in mein armes, sündiges Herz; es hat zum Schluß dieses Chorjahres von Deiner Seite nichts aufzuweisen, als lauter Gnade, Heil

und Erbarmen; aber von meiner Seite Untreue, Gleichgültigkeit gegen Dich und Deine blutige Versöhnung. Dies, mein Heiland, beugt mich tief vor Dir nieder. Schenke mir Muth, Herr Jesu, zu glauben, daß Du mir dies Alles vergeben willst, daß Du mich morgen mit neuer Gnade anfassen, segnen und mich fest an Deiner starken Jesushand durch dies Jammerthal leiten willst.“

Die Ursache ihrer geistigen Schmerzen in jener Zeit mochte wohl hauptsächlich die sein, daß sie mehr auf sich, als auf ihren Heiland blickte. Sie hätte so gern etwas dargebracht, um Anspruch auf Seine Liebe zu haben, konnte aber zu ihrem Heil nichts finden, was dazu taugte. Sie sollte erfahren, daß der Heiland der Gott einer reinen Gnade ist, die sich durch nichts erkaufen läßt. Sie weinte viel vor dem Herrn, erkannte ihren Zustand, konnte es aber kaum begreifen, wie sie in demselben noch Erbarmen vor Gott finden könne. Am 2. September schrieb sie: „O mein guter Heiland! ist es noch möglich, daß Du ein so Abtrünniges zu Gnaden annehmen kannst? Ist es möglich, daß Du Dich über mich fluchwürdige Creatur erbarmen willst? O treuer Heiland! Deine Gnade und Dein Erbarmen hat gar keine Grenzen! In dies unergründlich tiefe Meer werfe ich mich todtkrank, von der Sünde bis an den Tod verwundt, und bitte Dich: Herr, sei mir gnädig, vertilge mich nicht von Deinem Angesicht, wiewohl ich es werth bin.“

Am Schluß des Jahres 1803 scheint sie ein größeres Vertrauen zum Herrn gefaßt zu haben. „O Du barmherziger Heiland! Dein Herz bricht Dir gegen mich armes und sündiges Kind. Du kannst nicht anders, als mir Muth zusprechen: thue es, liebster Heiland, um Deiner Liebe willen!“

In dem folgenden Jahre 1804 machte es ihr der Heiland klar, was die rechte Arznei für Seine Kranken sei, was allein sie zu heilen vermag. Sie flehte zu Ihm: „O mein Heiland! schenke mir einen tiefen Eindruck davon, was Du für mich gethan hast; laß dies das Gegenmittel wider alle sündlichen Lüste und Reizungen sein. Ich fühle es, treuer Heiland, ich muß noch mehr in die Gemeinschaft Deiner Leiden gezogen werden, da ich mir bewußt bin, daß ich ohne Deinen Gnadenbeistand zu Allem, was Sünde heißt, fähig genug bin. Ach Du guter Freund meiner Seele! wenn es sich meinem Gemüth darstellt, daß bei aller Gnade und Erbarmen, das Du mich genießen läßt, dennoch mein Herz Dir untreu werden könnte, so wünschte ich, daß ich nie geboren wäre!“

Es war, wie es scheint, bei der Seligen ein Zeitpunkt eingetreten, in welchem die Furcht vor der Liebe gewichen war, eben weil das Leiden unsers Heilandes die rechte Bedeutung für sie gewonnen hatte. Darauf mögen sich die Zeilen beziehen, die sie am 14. Juni 1804 schrieb:

„O die erste Liebe, o vergäß' ich die nur nicht!
Mit welch heißem Triebe war ich da auf Dich gericht't.
Aber jetzt, mein Heiland! wie steht's jetzt um mich?
Brennt mein Herz, wie weiland, nur allein um Dich?

O erneure heute den gebrochnen Liebesbund,
Den an Deiner Seite ich gemachet zu der Stund',
Da Du mich von Sünden mit dem Blute Dein
Ließ'st gewaschen finden. Könnt' was sel'ger sein?

Schlügen helle Flammen nur von Liebe gegen Dich
Ueber mir zusammen, o wie herzlich freut' ich mich!
Doch, Du kennst mein Sehnen, Herzenskündiger,
Sieh' auf meine Thränen! sonst kann ich nichts mehr.“

Der Kampf, das Ringen mit einzelnen Sünden, welches sie als das Mittel angesehen hatte, mit dem Herrn in Verbindung zu treten, hatte nun ein Ende. Sie hatte einen leichteren Weg, die Liebe, gefunden. Daß ihr ihre Schlechtigkeit noch oft zum Bewußtsein kam, war natürlich und nothwendig; aber als Hauptmacht zog sie die Liebe. So schrieb sie am 11. October: „Treuer Heiland, Du kennst mein sehnliches Verlangen, Dich immer lieber zu kriegen, Dir mit Leib und Seele anzuhangen. O mein Heiland, mein ganzes Leben sei gewidmet zu Deinem Dienst; mach' mich nur von Deiner Liebe so ganz entflammt und entzündet, daß ich nichts wissen möge, als nur Dich und Deine Versöhnung."

Ein solches war das Herzensleben unsrer Mutter in ihrer Jugend, einer Jugend, die sie mit Ernst dem Herrn weihte zu einem Leben in Ihm, dessen Wahrheit sie auch durch einen jungfräulich keuschen Wandel in Worten und Werken bethätigte, darum, daß sie ihrem Gnadenbunde treu blieb. Von ihr galt auch das Wort Zinzendorf's: „Und einer kommt dahin zu einer Stunde, wenn er getreu war seinem Gnadenbunde, wohin die Andern erst nach Tag und Jahren, vielleicht nur schwach vor ihrem Ende fahren."

Am 4. Mai 1805 trat sie in das Chor der ledigen Schwestern ein; ebenfalls wurde ihr das eine Gelegenheit zur Selbstprüfung. „Beim Rückblick auf die durchlebte Zeit," schreibt sie im Jahr 1839, „fand ich gar viele Ursache, als Sünderin vor dem Herrn zu erscheinen; doch Seine Absolution ließ mich nun, ganz unbekümmert über mein künftiges Schicksal, recht vergnügt meine neue Lebensbahn betreten, und ich kann Ihm zum Preise

nachrühmen, daß Er, aber auch nur Er mein schwaches Herz bewahrt hat auf manchem schlüpfrigen Pfade. Sein guter Geist warnte mich öfters, und wohl mir, wenn ich dieser sanften Warnungsstimme gleich Gehör gab.“ — Diese letztern Worte zeigen uns, wie in jener Zeit von fünf Jahren, da sie das Glück hatte, nur zu sorgen, was dem Herrn angehört, auch die Sünde ihr Anrecht an sie geltend machen wollte. Auf der andern Seite aber liegen uns Aufsätze vor, aus denen wir sehen, wie gerade jene Zeit eine Zeit der innigsten Gemeinschaft mit dem Heiland war. Sie hatte es bereits gelernt, wie sie durch eigenes Schaffen nimmer dem Herrn sich nahen könne, sondern nur durch die Liebe; diese erweckte nun in ihr das Verlangen, nicht, wie früher, etwas für sich, sondern für den Herrn zu thun. Früher hatte sie sich ihre eigenen Pläne gemacht, wie sie vom Heiland geführt sein wollte; nun übergab sie sich Seinem unbeschränkten Willen. Sie sehnte sich nach einer Thätigkeit für den Herrn, besonders wenn sie an den früheren Beruf ihrer Eltern dachte, mußte es aber erkennen, wie wir in den Schranken unsers Hauses und Herzens für den Herrn thätig sein können, freilich ohne uns dadurch die Bewunderung der Welt zu erringen. Darüber schrieb sie am 18. Juli 1805: „Mein ganzes Verlangen geht doch dahin, Dich, der Du es so sehr verdient hast, über Alles zu lieben, ganz zu Deinem Dienst und Willen zu sein. O welch eine große Gnade, Andern den Weg zu zeigen, Andern zu erzählen, daß Du einer so großen Sünderin, wie ich bin, Dein Herz nicht versagt hast, sondern mir in meinem großen Elend mit Huld und Liebe entgegen gekommen bist! O könnte

ich Dich dafür noch brünstiger lieben, wäre mein ganzes Herz, mein ganzer Sinn nur so von Dir erfüllt, so an Dich attachirt, daß ich Alles darüber vergessen könnte, daß ich mir nie selbst einen Plan machte, wie ich von Dir geführt sein wollte. O mein Heiland, Du kennst das Verlangen meiner Seele; ich fühle mich arm und elend, dennoch möchte ich gern aus Dankbarkeit Dir zur Freude und Ehre sein. Mache mir doch klar, lieber Heiland, aus was für einem Grunde das Verlangen, Dir unter den Heiden zu dienen, herkommt; zeige mir, ob es aus reiner Liebe zu Dir, oder aus einer Nebenabsicht herrührt. Du, der Du die geheimste Neigung unsers Herzens erforschest, gib mir zu verstehen, was Dir an mir mißfällig ist; schenke mir eine so brünstige Liebe zu Dir, daß ich Dich über Alles liebe, daß ich gern auf das, was nicht Dein Wille ist, Verzicht leiste. Ich übergebe mich in diesem Augenblick in Deine treue Vaterhand; mache mit mir, was Du willst, damit Du Deine Friedensgedanken über mich, Dein armes sündiges Kind, seliglich hinausführen mögest!"

Aber eben diese Glaubensfreudigkeit, diese Hingabe wurde gar manchmal getrübt durch tiefere Blicke in ihr sündiges Wesen, und durch Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe. So schrieb sie am 28. December 1805 nach dem Genuß des heiligen Abendmahles: „Wie oft habe ich mich von Dir verirrt, wie manche unjesushaften Gedanken und Neigungen umfingen meine Seele! Ja, ich muß es fühlen, daß keine echte, treue Liebe gegen Dich mich beseelte, sondern daß ich mir schmeichelte, Dich lieb zu haben, daß mein demüthig scheinendes Wesen blos aus Eigenliebe entstand; daß ich in meinem Innersten mir etwas darauf zu gute that,

noch den und jenen von meinen Mitgeschwistern in der Demuth zu übertreffen. So widersprechend es scheint, aus Demuth stolz zu sein, so finde ich es doch bei mir völlig wahr. Ach mein Heiland! Liebe, Liebe zu Dir, meinem Herzensbräutigam, schenke mir, die auch durch gar nichts gestört werden möge, und lehre mich Deiner Demuth und Sanftmuth nachzueifern! Erhöre mich, Herr, und verleihe mir noch mehr, als ich gebeten habe!"

Mancherlei Schweres mag sie in diesem Jahre (1806) betroffen haben; wenigstens scheinen die wenigen Worte vom December des Jahres darauf hinzudeuten: „Trübe, stürmische Zeiten von innen und außen."

In dem folgenden Jahre trieben sie die Zweifel des Unglaubens zum Herrn, des Unglaubens, der nun zum ersten Mal bewußt, wie es scheint, seine Angriffe auf ihr Herz machte. Jedoch war die Wirkung durch Gottes Gnade die, daß sie sich um so enger in Gebet und Flehen an ihren Herrn anschloß. Da schrieb sie am 15. Juni 1807: „Allerliebster Heiland! mein Herr und mein Gott! tief gebeugt und beschämt liege ich zu Deinen durchbohrten, für mich durchbohrten Füßen, um sie mit Dank- und Liebesthränen zu netzen. Unergründliches Erbarmen! unbegreifliche Liebe! für solche arme, verworfene Menschen Sein Leben zu verhauchen! Aber Scham und Reue ergreift mich, wenn ich an meine vergangenen Lebenstage zurückdenke; unzählbare Mängel, Fehler, Versehen stellen sich mir dar. Der Unglaube, der so gern jeden Trost aus Deinem Tod zunichte machen will, beweist seine volle Stärke an meinem ohnehin noch nicht durch Gnade befestigten Herzen. Einem

schwankenden Rohre gleich, wanke ich von einer Seite zur andern; und wenn Deine Hand mich nicht hielte, wäre ich schon längst gestrauchelt. O treuer Heiland, mache mein Herz fest durch Gnade, schenke mir den unerschütterlichen Glauben an Dein Verdienst, und gib mir aufs Neue solche Beweise Deiner Liebe, daß mein Herz gegen Dich in feuriger Liebe entbrenne, und die Flamme, die Du selbst entzündest, nähre zum ewigen Leben! Aber bis dahin sei Du in diesem Thränenthal mein Führer, gängle mich an Deiner treuen Hand, werde nicht müde, Dich meiner zu erbarmen, bis Dein Mund mich heimküßt. Vater unsers lieben Herrn, sei Du Deinem armen Kinde, das Dir herzlich für Deine Liebe dankt, gnädig, um Deines Sohnes willen. Und Du, heiliger Geist, werde nicht müde, mich zu erinnern, wenn ich auf Abwege gerathe; vertritt mich mit unaussprechlichem Seufzen, bis zu der Stunde, da ich im verklärten Licht erkennen werde, was ich auf Erden dunkel sah.''

Mit diesem Gebet schließt die Reihe jener Aufsätze, jener Correspondenz mit dem Herrn, die uns von dem Gang ihres Herzenslebens, während einer vielgesegneten Jugendzeit, Nachricht gibt. Von ihrem späteren Leben hat sie uns in dieser Beziehung wenig hinterlassen, wie es überhaupt mehr die Art der Jugend ist, zu sinnen, in Gedanken zu leben, und sich mit sich selbst zu beschäftigen, während das reifere Alter dazu wenig Zeit übrig läßt, sondern uns auffordert zur Thätigkeit und zum Handeln. Von der nun folgenden Zeit ihres Lebens können wir daher meist nur äußerliche Begebenheiten ihres Lebens mittheilen, an welche sich einzelne Aufsätze von ihrer Hand anschließen.

Während dieser Jahre hatte der Vater unsrer Mutter mit mancherlei Versuchen auf technischem Gebiet sich beschäftigt. Er hatte bemerkt, daß unser Steppenboden in den Niederungen besonders günstig für den Senfbau sei, und dies im Auge haltend die Verarbeitung dieses Naturproducts versucht. Er begann im Kleinen, sah sich aber nach einiger Zeit in den Stand gesetzt, seine Handmühle mit einer Roßmühle zu vertauschen. Trotz der Accurateſſe und Genauigkeit in seiner Arbeit würde es ihm wohl hierin auch nicht besser geglückt sein, als in so manchen andern Versuchen, wenn nicht nach Gottes wunderbarer Schickung gerade damals 1810 durch die Continentalsperre Napoleon's die Einfuhr des englischen Senfes wäre verhindert worden, was den Kaiserlichen Hof veranlaßte, im Inland nach diesem Product Nachfrage anzustellen. Proben, die unser Großvater nach Petersburg schickte, fanden Beifall, und lenkten die Aufmerksamkeit des Hofes auf den neuen Fabrikanten, so daß der Kaiser ihm allergnädigst eine goldene Repetieruhr, von einem Belobungsschreiben begleitet, zur Belohnung und Aufmunterung verehrte. Bald wurde auch die Nachfrage von allen Orten so stark, daß er sie nicht mehr befriedigen konnte und an eine Erweiterung des Geschäftes denken mußte. Da er selbst bereits in die Jahre gekommen und kränklich geworden war, wünschte er sich einen Gehülfen in seinem Geschäft, und machte daher unsrer Mutter im Frühjahr 1810 den Antrag einer Verheirathung mit dem ledigen Bruder Johann Kaspar Glitsch. Da die Selige schon früher ihre ganze Führung in die Hand des Herrn übergeben hatte, und überdies keine Freudigkeit hatte, diesen Antrag abzuweisen, so nahm sie den-

ſelben mit herzinnigem Flehen zum Heiland um Seine Durchhülfe an, und wurde am 16. Mai 1810 zur heiligen Ehe mit ihm verbunden.

Im folgenden Jahr ſchenkte ihr der Herr ihr erſtes Kind, eine Tochter Louiſe, die zu der Eltern und Großeltern Freude wohl gedieh. Die Großmutter litt ſchon ſeit längerer Zeit an einer ſchweren Krankheit, und wurde von unſrer Mutter, die mit dem Vater im elterlichen Hauſe wohnte, und den Garten und die Wirthſchaft beſorgte, treulich gepflegt und in ihrem Leiden getröſtet. So ſchrieb ſie derſelben an ihrem letzten Geburtstage ein Lied, deſſen Endſtrophe hieß:

„Wenn wir in dem Vollendungsſaal
Im Engelchorverein,
Bei Jeſu großem Abendmahl
Beiſammen werden ſein:
Dann miſcht ſich unſer Ruhm und Dank
In der Vollend'ten Lobgeſang;
Und unſer Preis und Lob ertönt
Dem, der uns hat verſöhnt."

Der Heimgang ihrer Mutter, welcher im Anfang des Jahres 1812 erfolgte, ging ihr ſehr nahe, ja ſo nahe, daß ſie ſich ganz verlaſſen glaubte, daß ſie an Gottes Liebe zweifelte, der „ihr Alles" genommen habe. Der Herr aber ſchenkte ihr nach einem ſchweren Kampf die rechte Ergebenheit in Seinen Willen.

Im Jahr 1813 wurde ihre zweite Tochter Charlotte geboren, die aber ſchon im nächſten Jahre zum Herrn heimkehrte. Dieſer Verluſt wurde ihr 1814 durch die Geburt einer dritten Tochter, Sophie erſetzt, einer Tochter, an welcher ſie viel Freude erlebte. In dieſer Zeit hatte ihr

Vater sich mit den Versuchen zur Senffabrication beschäftigt, und der Herr gab Seinen Segen zu diesen Bemühungen. Trotz dem, daß er bis dahin einer guten Gesundheit genossen, fing er nun an, an einer schmerzhaften Krankheit zu leiden, die sich von Jahr zu Jahr verschlimmerte, so daß, als ein heftiger Fieberanfall dazu kam, seine Kräfte immer mehr schwanden. Er vermuthete sein nahes Ende, und hatte Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, obgleich er auch in dieser Beziehung sich prüfte, und den Herrn um Vergebung anflehte, wenn diese Sehnsucht nicht ganz rein sei, und auch Ungeduld zum Grund habe. In dieser Gesinnung verabschiedete er sich auf eine herzrührende, patriarchalische Weise mit seinen Kindern, empfing den Segen des Herrn, und entschlief, den Umstehenden fast unbemerkt, sanft und selig in einem Alter von 72 Jahren. — Sein Senfgeschäft hatte er unserm Vater übergeben, hatte ihm auch vor seinem Ende ein neues Haus gebaut, in welchem er bei seinen Kindern sein Leben beschließen wollte. Doch, der Herr war auch für ihn hingegangen, ihm eine bessere Stätte zu bereiten.

Unsre Eltern bezogen nun ihre neue Wohnung und der Herr zog mit ihnen ein mit Seinem Segen. Drei Söhne wurden ihnen hier geschenkt, aber alle drei mußten sie in der frühesten Kindheit dem Herrn wiedergeben. Das waren schwere und trübe Zeiten für die Selige, auf welcher außer der Führung ihrer Wirthschaft auch die Pflege der kranken Kinder lag. Doch auch sie wurden ihr zu Segenszeiten, wie sie noch auf ihrem Todtenbett bezeugte, indem sie die bei ihrem lebhaften Gemüth ihr eigene Ungeduld zu zügeln lernte. Im Gebet fand sie Trost und Frieden, und unser Heiland ersetzte

ihr nach Seiner Güte ihre Verluste. In den Jahren 1820 und 1822 wurden ihr die Söhne Constantin und Ferdinand geboren, welche der Herr ihr erhielt.

Das Jahr 1823 enthielt für sie, wie für alle Einwohner Sarepta's Tage der Sorge und Angst, da bei dem großen Brande auch unser Haus in Gefahr kam; die wunderbare Bewahrung desselben aber wurde ihr ein Beweis der unverdienten Gnade und Barmherzigkeit des Herrn.

Im Jahr 1824 wurde ihre Tochter Amalie geboren. In demselben Jahre aber hatte sie den, jedem Mutterherzen empfindlichen Schmerz, sich von ihren beiden ältesten Töchtern, Louise und Sophie, trennen zu müssen, welche mit Bruder Benjamin Reichel, der als Synodal-Deputirter nach Herrnhut gesandt wurde, zur Erziehung nach Deutschland reisten. So schwer auch ihrer natürlichen Liebe diese Trennung wurde, so gab doch die wahre Liebe zum Wohl ihrer Kinder gern ihre Einwilligung dazu.

Im Jahr 1826 wurde ihr Sohn Alexander und 1827 ihr jüngstes Kind, Leopold, geboren.

Am 14. December 1825 schrieb sie: „O mein treuer Gott und Heiland! bei der Erinnerung, daß Du mein rechter Vater sein willst, und ich also auch wirkliches Kindesrecht an Dich habe, denke ich in dieser mir unvergeßlichen Stunde an meine ganze Lebenszeit zurück. Ja wohl war es Vatertreue, die mich von meinem ersten Entstehen an so mächtig schützte, die mich aus meiner Mutter Leib gezogen, und mich mit unbeschreiblicher Liebe, Geduld und Treue getragen, gepflegt, geführt und gewarnt hat, wenn es nöthig war. O, daß ich diese Treue nicht genug erkannt und benutzt habe!“

Mit dem Jahr 1826 begann eine schwere Zeit für sie, da der Herr ihr eine Krankheit zusandte, welche sie sehr unglücklich machte, indem dieselbe sie gänzlich verhinderte, das Haus des Herrn zu besuchen. „Ach, ich wollte gern hingehen mit dem Haufen, und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken unter dem Haufen, die da feiern. Was betrübest du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir!“ So mag sie oft an den schönen Festtagen des Herrn in ihrem Kämmerlein geweint und gebetet haben. Und der Herr erfüllte die Verheißung und den Trost der bekümmerten Seele: „Harre auf Gott! denn ich werde Ihm noch danken, daß Er mir hilft mit Seinem Angesicht.“ Der Herr half ihr mit Seinem Angesicht nach einem zehnjährigen Harren, da Er sie, ohne äußere Mittel, — denn deren Vergeblichkeit hatte sie erkennen müssen — unmittelbar durch Seine Hand von der Krankheit befreite.

Im Jahr 1830 brachte sie mit unserm Vater ihre beiden ältesten Söhne Constantin und Ferdinand nach Deutschland in die Unitäts-Anstalten. Da hatte sie die Freude, ihre beiden Töchter Louise und Sophie erwachsen wieder zu sehen. Bei ihrem Aufenthalt in Gnadenberg zeigten sich leider wieder Spuren ihrer Krankheit, die sie späterhin zu einer ausführlichen Cur in Herrnhut veranlaßten. — Im Winter desselben Jahres wurde Louise die Gattin des damaligen Oekonomie-Verwalters des Unitätsgutes Rennersdorf, des Bruders Wilhelm Ohrenberg. — Die Eltern verbrachten das nächste Jahr mit Sophie in ihrer Nähe in Herrnhut, hatten aber den Schmerz, sie nur acht Monate nach ihrer Verheirathung sterben zu sehen.

Im Jahr 1832 traten sie mit Sophie ihre Rückreise nach Sarepta an, und erreichten unsern Ort nach mancherlei Gefahren glücklich.

Die Selige war nun sehr vergnügt, ihre erwachsene Tochter zur Seite zu haben, welche sie, trotz ihrer Kränklichkeit, treulich in ihrer Wirthschaft und in der Erziehung der kleineren Geschwister unterstützte. — 1835 reisten ihre beiden Söhne Alexander und Leopold mit den Geschwistern Nitschmann nach Deutschland, um ihre beiden älteren Brüder in den Niskyschen Anstalten wieder zu finden. Besonders schwer wurde der lieben Mutter der Abschied von dem erst siebenjährigen Leopold, der sie in diesem Leben nicht wiedersehen sollte.

Sophie hatte schon Jahre lang gekränkelt, und verschied endlich 1838 selig in den Armen ihrer Mutter, die sich für ihre Pflege aufopferte. Der selige Heimgang dieser Tochter war ihr zu großer Erbauung gewesen, so daß sie noch auf ihrem Sterbelager desselben gedachte.

1840 kamen die beiden ältesten Söhne wieder ins elterliche Haus, welches aber Constantin schon im folgenden Jahr wieder verließ. So war die Trennung unsrer treuen Mutter etwas Wohlbekanntes, das sie oft erfahren mußte, und es gern und willig ertrug.

1842 trat ihre Tochter Amalie in die Ehe mit dem Bruder Friedrich Mory, zu großer Freude der Eltern, wenn gleich der Mutter es auch nicht leicht wurde, diese letzte Tochter aus ihrem Hause ziehen zu sehen. Blieb sie doch noch in den Grenzen unsers Ortes. Sie wurde auch noch hier durch die Geburt von drei Enkelchen erfreut, von denen aber das erste vom Herrn bald heimgeholt wurde. Die Trennung von ihren Kindern Mory, welche

1847 nach Petersburg abreisten, indem Bruder Mory von der Unitäts-Aeltesten-Conferenz einen Ruf als Chef der dortigen Sareptaschen Handlung erhalten hatte, schlug der Mutter eine tiefe Wunde, doch behielt sie bis zu ihrer letzten Krankheit die Hoffnung, diese lieben Kinder entweder zu besuchen, oder sie hier bei sich zu sehen.

In demselben Jahr 1847 langte Constantin, der nach seinem Besuch 1845 nach Deutschland zurückgekehrt war, mit seiner Frau, die ihm der Herr in Nisky zugewiesen hatte, hier an, und ihm folgte im nächsten Jahr Ferdinand mit seiner Frau, und Alexander. So war nun die Familie, welche fast 20 Jahre getrennt gewesen war, so daß in einem Jahre die Eltern kein Kind im Hause hatten, bis auf Leopold und Amalie, jetzt wieder vereinigt. Alle noch einmal um sich zu sehen, das war ihr sehnlichster Wunsch, denn das schien ihr das höchste irdische Glück zu sein. Das aber hatte der Herr ihr nicht beschieden, damit ihrem himmlischen Glück kein Eintrag geschähe.

Die letzte Trennung auf dieser Erde war die von ihrer Pflegetochter Henriette, die als Braut des Oberpastors Heppenbauer 1849 nach Tiflis reiste. Seit dieser Zeit blieb unsre Familie in sich geschlossen, und wir ahneten nicht, daß sie die erste sein werde, die nach Gottes weisem Rathschluß uns verlassen sollte.

Noch ein Blatt liegt uns vor, eines der letzten, die unsre treue Mutter als ein Zeichen ihres geistigen Lebens uns hinterließ. Wahrscheinlich ist es vom 30. April 1848, da es, zwar ohne Datum, sich auf eine Loosung, und zwar dieses Tages bezieht, auf den Tag, an welchem sie nach noch dreijährigem Wallen ihre sterbliche Hütte verlassen

sollte. Da schrieb sie: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget! Warum, liebster Heiland, gibst Du mir an dem frühen Morgen, gleich beim Erwachen, diesen Spruch zur Betrachtung? Ach, ich fühle es nur allzusehr in meinem Herzen, daß es Abend werden will, daß der Tag sich geneiget hat! Das Herz und der Geist sind ermattet von Sorgen und eigenem Mühen und Plagen; die Kraft sinkt, da ich überzeugt werde, daß trotz meiner Sorgen es immer verwirrter und dunkler wird; ich fürchte eine dunkle finstere Nacht mit allen ihren Schrecken. Wie werde ich da herauskommen? Du treuer Heiland, der Du mir schon durch so manche dunkle Nacht geholfen hast, hilf auch diesmal; laß mich auf das feste prophetische Wort achten, das da scheinet in einen dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in meinem Herzen! Aber ich seufze noch immer: Hüter, ist die Nacht schier hin? Ach, Du Herr! wie so lange! Deine tröstlichen Worte: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken," sind mir Himmelstöne."

Merkwürdiger Weise hieß an ihrem Heimgangstag der Vers unter der Tageslosung: „Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist; Dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöschen nicht."

Der Schluß jenes Aufsatzes vom Jahr 1839 lautete: „Wenn ich mir nun diese Periode von mehr als 29 Jahren (von 1810 bis 1839) überdenke, was der Heiland an mir und den Meinigen für Treue und Barmherzigkeit bewiesen hat, so möchte ich wohl ausrufen: Ich bin nicht werth aller der Liebesbeweise, die Du mir erzeigt hast!

Nach dem Worte des Heilandes aber: „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel anvertrauet ist, von dem wird man viel fordern," möchte ich im Gefühl meiner vielen Versehen und Unterlassungssünden wohl flehen: Was ich gelebt, das decke zu! Alles, Alles versenke in das Meer Deiner unendlichen Liebe! denn nur alsdann kann ich mir Dein vollgültiges Verdienst aneignen, und die feste Hoffnung fassen, daß Du meine vielen Mängel und Versehen und großen Untreuen mit Deinem Versöhnungsblute getilgt hast. O herrliches himmlisches Trostwort: „Siehe, in meine Hände habe ich dich gezeichnet, du bist mein!" Du sollst nie deine überzeugende Kraft in meinem Herzen verlieren, selbst dann nicht, wenn meine letzte Stunde erscheint, und ich vor Den, der Augen hat wie Feuerflammen, treten werde; dann will ich Ihm diese Verheißung vorhalten und Er wird sie als gültig anerkennen."

Noch ein schönes Bekenntniß ihres gläubigen Herzens aus der allerletzten Zeit fanden wir einige Wochen nach ihrem Heimgang. Es lautet:

„Ich nahm mich deiner an im dürren Lande;
Da du ganz nahe standst am Abgrundsrande,
Hielt ich die starke Hand dir treulich über;
Sprich, Seele, bin ich nun dir täglich lieber?

Ich hab' dich je und je zu mir gezogen
Mit Güte, die Ich nie dir zugewogen,
Nein, in gar reichem Maß dir hab' gespendet,
Dabei ohn' Unterlaß Heil dir gesendet.

Ach, wenn ich dies bedenk', o mein Erbarmer,
Wie hab' ich diese Gnad' benutzt, ich Armer;
So müßt' ich fast vergehn, ich steh' vernichtet,
Es ist mir, als wenn ich nun würd' gerichtet.

Ich appellir' an Dich, an Deine Leiden,
An Deine Seelennoth, an Dein Verscheiden,
Für mich, für mich hast Du Dein theures Leben,
Du Allbarmherziger! einst hingegeben.

Ach nimm die große Schuld, fast zum Erdrücken,
Hinweg, und sprich zu mir: Auf meinen Rücken,
Den man einst blutig schlug, trug ich die Sünden;
Auch deine, drum sollst du nun Gnade finden!"

Nun noch einiges von den letzten Wochen und Tagen unsrer treuen Mutter.

Schon seit Beginn dieses Jahres (1851) befand sich die Selige nicht ganz wohl, obgleich sich auch noch nicht die Spuren einer entscheidenden Krankheit zeigten. Sie fühlte es, daß ihr etwas Besonderes bevorstand, obgleich es ihr nicht klar bewußt war, was es sei. Einmal äußerte sie, es käme ihr vor, als ob sie sich nicht mehr so recht in unsern Kreis passe, und so sehr sie sich auch sehnte, ihren jüngsten Sohn Leopold noch einmal zu sehen, sprach sie es doch aus: Sie glaube nicht, daß dies geschehen werde. Lange trug sie sich mit dieser Kränklichkeit, diesem Unwohlsein, ohne sich dadurch in ihrem Hauswesen stören zu lassen, obgleich es ihr wohl sauer genug werden mochte. Am 27. Februar legte sie sich zu Bett, und verließ dasselbe erst nach ihrem Heimgang. Im Anfang schien die Krankheit eine unbedeutende zu sein, wurde uns aber doch durch ihre Hartnäckigkeit bedenklich. Bald bildete sie sich zu einem Schleimfieber aus, das ihre Kräfte schnell verzehrte. Sie erkannte es nun wohl, daß ihre Krankheit nicht die Genesung zum Ende haben würde, und suchte sich wohl vorzubereiten auf diesen wichtigen Schritt. Auch auf ihrem Krankenbett ließ unser treuer Hei-

land sie schwere Schulen durchmachen, nicht allein in Bezug auf ihre leiblichen Schmerzen, sondern auch in Bezug auf ihren Glauben. Versuchungen zum Unglauben, d. h. zu Zweifeln an der Barmherzigkeit unsers Heilandes, bedrängten sie hart. Sie fühlte es wohl, und das Bewußtsein schwand ihr keinen Augenblick, daß sie eine ganz arme Sünderin sei, aber sie fürchtete, zu schlecht für unsern Heiland zu sein. Manchmal auch störten sie weltliche Ideen in ihrer Richtung auf den Herrn. Das machte ihr viel zu schaffen. Aber eben dies waren Schulen des Herrn, in denen sie nicht bleiben, sondern durch welche sie hindurchgehen sollte. Sie rang nach Gewißheit und wollte sich nicht mit einer leeren Hoffnung begnügen; und der Geist gab Zeugniß ihrem Geist, daß sie ein Kind Gottes sei. Am heiligen Gründonnerstag genoß sie mit dem Vater und ihrer Schwiegertochter das heilige Abendmahl zu unaussprechlichem Segen für sie und uns.

Die Krankheit war eine sehr schwankende; bald befand sich die Theure besser, bald schlimmer. Sie war ganz in den Willen des Heilandes ergeben, hätte gern noch einige Jahre bei uns verlebt, wünschte aber doch auch nach des Herrn Willen aufgelöst und bei Christo zu sein; aber auch dies nicht auf heftige und eigenmächtige, sondern ergebene Weise. — In den letzten 14 Tagen nahm die Krankheit einen andern Charakter an; statt der Schmerzen stellte sich Engigkeit und Beklemmung auf der Brust ein, die sie sehr plagten. Dabei sanken ihre Kräfte immer mehr. Am 26sten April versammelte sie uns an ihr Bett und bat uns, das Lied zu singen: „Schickt das Herze da hinein, alle Seine Kranken, wo ihr ewig wünscht

zu sein.“ Als wir den Vers gesungen hatten: „Jesus ist mein Lebenslicht, Jesus ist mein Auferstehen ꝛc.,“ wiederholte sie mit fester Glaubensfreudigkeit die Worte: „Jesus lebt, drum sterb' ich nicht, nein, ich werde zu Ihm gehen!“ Sie schien ihres Heimgangs gewiß zu sein, während wir noch immer auf ihre Genesung hofften. Am folgenden Tag, den 27sten, wurde ihr das Athmen noch schwerer. Nachmittags saßen wir und sangen an ihrem Bett. Oft seufzte sie: „Komm', Herr Jesu, komm', und hole Dein armes Kind zu Dir!“ Als nach jenem Gesang ihr gesagt wurde, im Himmel würde es einst schöner klingen, erwiederte sie: „Ja, Gott gebe, daß ich einst dort bei euch sein möge!“ Die neun Wochen der Krankheit hatten ihr, wie sie uns erklärte, die Liebe ihres Heilandes ganz klar gemacht. Am 28sten konnte sie nur noch leise sprechen, betete aber viel, wenn auch nur in abgebrochenen Worten und Gedanken. Am 29sten schien das Lied unsers Gesangbuches (Nr. 1713): „Wie wohl, o Jesu, wird mir geschehen ꝛc.“ und der 42. Psalm: — „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir u. s. w.,“ — welcher ihr vorgelesen wurde, zu großem Trost zu sein. Einmal betete sie: „Ach! mein Heiland, wenn ich noch nicht fertig bin zum Heimgehen, so mach' mich doch bald fertig, und hole mich! O wie will ich Seine Füße umfassen und sie nicht los lassen!“ Auch den Vers mußten wir bei ihrem Lager singen: „Ich werd' mich innig schämen und unaussprechlich freu'n, wenn Du mich wirst heimnehmen, um stets bei Dir zu sein: wie Marie Magdalen, so werd' ich zu Dir gehn, Dir Deine Füße küssen, und, wie Du bist, Dich sehn“ (1678, 3).

Der 30. April war der schwerste Tag ihres Leidens. Die Beklemmung steigerte sich, und hielt, mit Ausnahme einiger Stunden, beständig an. Nun war jeder Athemzug ein Seufzer oder Schmerzenslaut. Da flehte sie inbrünstig zum Herrn und wir mit ihr um ihre baldige Vollendung. Jederzeit hatte sie das klarste Bewußtsein. Um 5 Uhr Nachmittags verlangte sie nach ihrer Einsegnung, die ihr unter vielen Thränen, vom fühlbaren Segen des Herrn begleitet, zu Theil wurde. Ihr war innig wohl dabei, denn die von den Leiden gedrückten Züge hellten sich sichtlich auf. Darauf gaben wir ihr den Abschiedskuß auf den schon kalten Mund. Der Arzt konnte ihr nun die Versicherung geben, daß sie bald ausgelitten haben würde. Sie fühlte ein Erkalten des Körpers, und theilte diese Bemerkung mit leuchtender Miene dem Arzte mit, überzeugt, daß ihre Erlösung nun nahe sei. Aber so nahe hatten wir dieselbe uns nicht gedacht, als unser treuer uns so innig liebender Heiland sie ihr bestimmt hatte. Sie ließ sich noch einmal sitzend aufrichten, — da verließ der selige Geist seine irdische Hütte und eilte zu den Füßen des Heilandes, während der Leib nach wenigen Athemzügen zurücksank in die Arme der theuren Schwester der Seligen und in die ihrer treuen Wärterin. Das letzte Schwere hatte sie nun auch überstanden; das erste war der Abschied von uns gewesen; zu beiden hatte unser treuer Heiland sie Seiner würdig vorbereitet durch eine Wallfahrt von 63 Jahren, 9 Monaten und 23 Tagen.

Wie seid ihr doch so wohl gereist,
Gelobt sein eure Schritte,
Du allbereits befreiter Geist,
Du jetzt verlass'ne Hütte;

Dir nährt die Liebesflamm'
Der holde Bräutigam;
Dich deckt bei ungestörter Ruh'
Der Liebe stiller Schatten zu.

Gar theuer war uns unsre treue Mutter, denn sie wußte, was lieben heißt; sie wußte uns, ihre Familie, recht zu lieben, weil sie den Heiland treu liebte. Unendlich theurer aber war sie uns durch den Segen des Herrn, den ihr Umgang uns mittheilte, dessen auch sie als eine Priesterin Gottes pflegte. Wie weh uns nun auch dem natürlichen Menschen nach diese Trennung thut, so freut sich doch der Geist in Gott unserm Heilande des Gnadenlohnes, den sie bereits von Ihm empfangen hat, wie Maria Magdalena Seine Füße küssen zu dürfen.

Du aber, treue Mutter, schlaf
Mit der Gemeine Jesu Frieden!
Hienieden erlangtest Du Dein Erb' und Recht
Mit Gottes Hause und Geschlecht;
Drum trugen Deine Seele nu
Die heil'gen Engel heim zur Ruh'.
Da segne Dich der Vater Seines Sohnes!
Es segne Dich der Geist des ew'gen Thrones!
Es segne Dich der Herr des ganzen Kreuzeslohnes!

Bericht
von Charlottenburg in Suriname und von den Besuchen auf den Plantagen dieses Districts im Jahr 1853.

Beim Eintritt in dieses Jahr befanden sich zur Bedienung des Platzes Charlottenburg die Geschwister Bauch, Eichenauer und Höppner, so wie der ledige Bruder Brauer hier, deren Gesundheitszustand im Allgemeinen dankenswerth war, so daß sie mit gläubiger Zuversicht dem Wiederanfang der Missionsarbeit nach beendigten Neujahrsfestlichkeiten und Spielen auf den Plantagen, was immer auf einige Wochen unsre Arbeit hindert, entgegensahen. Doch schon in den ersten Tagen ward durch die Berufung der Geschwister Bauch zur Bedienung des Postens auf Liliendal bis zur Rückkehr des in Europa besuchenden Bruders Stanke eine Lücke in der Zahl der Geschwister, welche nicht sogleich wieder ausgefüllt werden konnte; und durch Krankheitsfälle und andere Umstände, die nicht lange darauf sich einstellten, ward die Bedienung des Postens und der dazu gehörigen Plantagen sehr gehindert, so daß in dem ganzen ersten Vierteljahre kaum einmal die Runde auf allen Plantagen gemacht werden konnte, indem die ersten zwei Monate hindurch nur ein Bruder zur Bedienung derselben sich hier befand, welchem dabei auch noch großentheils die Besorgung des Postens selbst überlassen war. Dazu kam, daß wegen Mangel an

Arbeitern, da ein Theil der Bootsneger ebenfalls erkrankt war, nur sehr wenig im Feldbau zur Unterstützung des äußeren Haushaltes geschehen konnte. So trübe nun auch in dem ersten Vierteljahr die Aussichten waren, so hat der Herr dennoch unsern Kleinglauben beschämt, indem Er nicht nur im Aeußern, wenn auch bei fortgehend schweren Umständen, gnädig durchgeholfen hat, sondern auch durch Erhaltung und Stärkung der Gesundheit im späteren Theile des Jahres es den Brüdern möglich machte, in der Bedienung der Plantagen das in den ersten Monaten Versäumte beinahe wieder einzuholen. Desgleichen konnte auch auf Charlottenburg selbst den Negern der Nachbarplantagen, die sich hier zur Anhörung des göttlichen Wortes einfinden, regelmäßig an Sonn- und Wochentagen Gottesdienst gehalten werden, und der Heiland bekannte sich mit Seinem Segen dazu. Besonders hoffen wir dies von der Feier der Charwoche und des Osterfestes, zu welcher sich die Neger der Nachbarplantagen zahlreich einfanden. Am Pfingstfest wurde mit den Communicanten, die sich aus den näheren Plantagen dazu einfinden konnten, ein gesegnetes Abendmahl gefeiert.

Kurz zuvor war der ledige Bruder Bramberg aus der Stadt hier angelangt, welcher sogleich einen Anfang machte, die Brüder Eichenauer und Höppner auf ihren Plantagenreisen zu begleiten und ihnen auch bald bei der Verkündigung des göttlichen Wortes thätige Hülfe leisten konnte.

Anfang Juli trafen auch Geschwister Cranz, nach ihrer Rückkehr von Europa, hier ein, um bei der inneren und äußeren Bedienung dieses Platzes hülfreich zu sein, während der ledige Bruder Brauer den Auftrag erhielt, die ökonomischen Ge-

schäfte des Postens zu übernehmen, da Geschwister Bauch, die bisher während eines Zeitraums von nahe an 7 Jahren diese Geschäfte besorgt hatten, einem Rufe zur Bedienung der Buschnegergemeine in Neu-Bambay folgend, nicht mehr nach Charlottenburg zurückkehrten. Bald darauf hatten wir die Freude, die Brüder Wullschlägel und Pfenninger nebst zwei andern Brüdern aus der Stadt bei uns zu sehen, welche die hiesigen Gebäude in Augenschein nahmen und die nöthigsten Reparaturen anordneten. Die Befürchtung, die man zuvor gehegt hatte, daß die Gebäude zu verfallen seien, und man es gar darauf werde antragen müssen, Charlottenburg zu verlassen und einen andern Platz in der Nähe anzukaufen, wozu sich eben eine günstige Gelegenheit darzubieten schien, fand sich glücklicher Weise ungegründet und man sah ein, daß namentlich das Wohnhaus noch manches Jahr bewohnbar sein werde. Dagegen wurde für nöthig befunden, zur Instandsetzung der Felder und der nächsten Umgebung des Platzes eine Anzahl Neger als Arbeitsleute zu miethen, da die von Jahr zu Jahr verminderte Zahl unsrer Bootsneger dazu völlig unzureichend war. Zugleich wurde bei dieser Gelegenheit der Bau eines kleinen Kirchleins auf unserm Platz beschlossen, da das in einem Negerhause befindliche Kirchenlocal für die hiesige Negergemeine, bestehend aus den Negern zweier Nachbarplantagen und unsers Platzes, viel zu klein war. Dieser Bau sollte wo möglich noch in diesem Jahre ausgeführt werden, während die bedeutenden Reparaturen am Hause bis in die Trockenzeit des folgenden Jahres verschoben werden mußten.

Als nach einem zweitägigen uns sehr angenehmen Besuche die übrigen Brüder nach der Stadt

zurückkehrten, blieb Bruder Wullschlägel noch einige Zeit bei uns, um mit den reisenden Brüdern, zu näherer Bekanntschaft mit unserm Plantagenwerk, einige Besuche in unserm District zu machen.

In der Mitte August wurde ein Bruder von hier auf eine nahe gelegene Plantage, Levant, gerufen, um einer todtkranken Negerin vor ihrem Tode das Sacrament der heiligen Taufe zu reichen. Als dieser daselbst ankam, hörte er zu seinem Bedauern, daß sie bereits gestorben sei. Doch zeigte es sich, daß es nur ein Scheintod gewesen; sie kehrte wieder ins Leben zurück. Wiewohl sie nun so schwach war, daß er nicht glaubte, noch mit ihr reden zu können, indem auch der Verwalter, der ihre Treue rühmte und ihre Taufe dringend wünschte, erklärte, daß sie schon seit dem Morgen kein Wort geredet habe, so wollte jener Bruder doch einen Versuch machen, und es war bald zu sehen, wie der Herr über Tod und Leben ihre Seele noch aufgehalten hatte, um ihr, ehe sie von hinnen scheide, die Taufe noch zu Theil werden zu lassen. „Als ich," berichtet der Bruder, „mit ihr zu sprechen begann, während sie, nicht im Stande, ihre Augen zu öffnen, wie eine Todte dalag, schien nach und nach neues Leben in ihre schon erstorbenen Glieder zurückzukehren; sie ließ sich von den Umstehenden nach meiner Seite hin umwenden, drückte, um ihr Verlangen und um ihre Herzensstellung befragt, erst nur durch Geberden, nach und nach aber auch durch Worte, wenn auch mit sehr matter Stimme, ihr herzliches Verlangen aus, vor ihrem Abschied aus dieser Welt durch die heilige Taufe von ihren Sünden abgewaschen und mit ihrem Gott und Heilande vereinigt zu werden. Sie bekannte sich als eine

arme, fluchwürdige Sünderin, und ſuchte bei ihrem Heiland Troſt und Vergebung und die Verſicherung des ewigen Lebens. Ich konnte ihr demnach die Taufe nicht verweigern und ſie empfing dieſelbe, obgleich in ſehr armſeliger Umgebung, doch im Gefühl der Gnadengegenwart des Heilandes. Zwei Tage darauf verſchied ſie, wie ich glauben kann, als eine vom Herrn noch in der elften Stunde berufene, begnadigte Sünderin.“ — An demſelben Tage verließen die ſämmtlichen Neger dieſe Plantage, um, nach einem Befehl der Eigenthümer, auf eine entfernte Plantage in der oberen Suriname verſetzt zu werden, wo ſie nun, ſtatt wie bisher in Kaffee-, in Zuckerplantagen arbeiten ſollen. Dies iſt für die Neger immer ein übler Tauſch, da die Zuckerarbeit ungleich ſchwerer und anſtrengender iſt, und die nicht daran gewöhnten Neger nicht ſelten aufreibt. Für uns iſt es bei dieſer Verſetzung tröſtlich, daß die Neger auf eine Plantage verſetzt worden ſind, die, im Plantagendiſtrict der Stadt gelegen, ſchon ſeit vielen Jahren von unſern Brüdern mit dem Worte des Lebens bedient wird, und auf der ſich ſchon eine zahlreiche Chriſtengemeine befindet, während bei einer Verſetzung auf eine noch ganz heidniſche Plantage immer zu fürchten ſteht, daß auch die chriſtlichen Neger wieder ins Heidenthum zurückfallen. Das Benehmen der Neger von der Plantage Levant wurde übrigens von ihrem Verwalter ſehr gerühmt, indem ſie durchaus keine Widerſetzlichkeit gezeigt hätten, was ſonſt bei ſolchen Verſetzungen oft der Fall iſt, und wie es auf einer andern Plantage vor nicht gar langer Zeit geſchehen, da die Widerſtrebenden dann mit Gewalt fortgeſchafft werden mußten. Dieſe Widerſetzlichkeit, die einem Ferner-

ſtehenden nicht recht erklärlich ſein möchte, da ſie auf dem neuen Platze doch ganz daſſelbe Leben haben, rührt hauptſächlich her von ihrer Anhänglichkeit an den Boden, auf dem ſie geboren und aufgewachſen ſind, und iſt daher einigermaßen zu entſchuldigen, obſchon wir unſrerſeits nicht unterlaſſen, ſie zum Gehorſam gegen ihre Herren zu ermahnen. — Das gleiche Loos der Verſetzung traf in denſelben Tagen auch die Neger einer Plantage in der oberen Commewyne, welche nach Ruſten Werk verſetzt worden ſind. Wir verlieren auf dieſe Weiſe von zwei Plantagen in unſerm Diſtrict die unſrer Pflege Befohlenen, haben aber den Troſt, daß ſie beiderſeits in treue, chriſtliche Pflege kommen, indem die Letztgenannten auf Ruſten Werk nunmehr an Bruder Conrad ihren Seelſorger finden. — Später wurde noch eine dritte Plantage in der oberen Commewyne abgebrochen, doch bleiben die Neger in unſrer Pflege, da ſie nur auf eine nahe gelegene Plantage deſſelben Diſtricts verſetzt worden ſind.

Da in der letzten Zeit der Fluß (Cottica) in unſern Uferdamm wieder bedenklich eingeriſſen hatte, ſo ſahen wir uns genöthigt, zur Aufführung eines Bollwerkes gegen das immer tiefer ſich einwühlende Waſſer, welches nicht nur die Felder, ſondern unſern ganzen Platz mit einer Ueberſchwemmung bedroht, eine Anzahl Holzſtämme von den öfters hier vorbeifahrenden Buſchnegern oder Aukanegern von der Marawyne, die aber an der oberen Cottica, etwa zwei bis drei Tagereiſen von hier, ihre Arbeitsplätze haben, anzukaufen. Dieſe Neger kommen ſehr häufig hier her, um ihr Holz, das ſie in großen Stämmen mit Buſchſtricken, einer ſtarken Schlingpflanze, an ihre Corjare befeſtigt den Strom

herabbringen, zum Kauf anzubieten. Wir benutzen dieſe Gelegenheit, ſo oft es ſich thun läßt, um mit ihnen über das Heil ihrer Seelen zu reden, finden aber faſt ohne Ausnahme bei ihnen taube Ohren. Als wir einen dieſer Aukaneger, einen Capitän derſelben, im Lauf der Unterredung fragten: warum er ſich nicht zu dem wahren Gott, den er auch zu kennen vorgab, bekenne und warum er nicht ein Chriſt werden wolle? erwiederte er: er habe noch Obia's, und die hielten ihn davon ab. Das konnte man ihm und ſeinen Begleitern auch anſehen, denn ſie hatten an Händen und Füßen meſſingne Ringe und Ketten am Halſe, woran überhaupt die heidniſchen Buſchneger ſogleich zu erkennen ſind. Wegen dieſer Obia's oder Talismane ſind ſie in knechtiſcher Furcht und glauben, ſie zu beleidigen, wenn ſie einer Unterhaltung über Gott und göttliche Dinge auch nur zuhören; deshalb geben ſie meiſtens auch Alles zu, was man ihnen ſagt, um nur bald wieder loszukommen. Als ihm nun die Nichtigkeit dieſer Obia's und dagegen die Allmacht und Liebe Gottes in Chriſto Jeſu gezeigt wurde, ſchien er ſehr verwundert, ſah ſich auch ein Ecce homo, das in unſerm Vorhaus hängt und ihm gezeigt wurde, mit Aufmerkſamkeit an, und ließ ſich von dem Leiden des Heilandes etwas erzählen. Doch ſo bald ſich eine ſchickliche Gelegenheit fand, eilte er weg mit der Ausrede: er habe jetzt keine Zeit, wolle aber am folgenden Tage, einem Sonntag, zu uns kommen und ſich mehr davon erzählen laſſen, wobei wir ihn zugleich zur Predigt einluden. Aber wiewohl ſie mit ihrem Holz nur jenſeit des Fluſſes ganz nahe bei Charlottenburg lagen, ließ ſich doch am Morgen in der Predigt, zu welcher unſre Glocke ſie laut und ver-

nehmlich genug einlud, kein Einziger von ihnen sehen. Erst am Nachmittag erschien der Capitän wieder, jedoch weniger, um sich von Gott und göttlichen Dingen etwas sagen zu lassen, als vielmehr, um einige Lebensmittel zu erbitten. Dennoch freute es uns, zu hören, daß er, während ein Regenguß ihn bei uns zurückhielt, sich von einigen unsrer Hausneger vom Heiland der Sünder Einiges erzählen ließ. Möchte es dem Heiland gefallen, das in Schwachheit geredete Wort an diesem harten, vom bösen Feind geknechteten Herzen zu segnen, daß, wenn auch vielleicht erst nach langer Zeit, der auf harten Boden gefallene Same, durch den göttlichen Geist befruchtet, Wurzel fassen und gedeihen möchte!

Nachdem im Monat Juni der ledige Bruder Gork auf einige Zeit hieher gekommen war, wogegen Bruder Bramberg in die Stadt gezogen, hatten wir den Schmerz, Ersteren, wahrscheinlich in Folge einer Verkältung, am Fieber erkranken zu sehen, so daß er, da hier in der Nähe keine ärztliche Hülfe zu finden ist, in die Stadt gebracht werden mußte. Zu unsrer Freude genas er mit des Herrn Hülfe bald, da er jedoch in der Stadt bleiben sollte, so kehrte gegen Ende August Bruder Bramberg wieder zu uns zurück, der nun mit den beiden andern Brüdern in der Bedienung der Plantagen fortfahren konnte.

Am 25. September begingen wir mit einigen und 40 unsrer Negergeschwister von 10 der näher gelegenen Plantagen das heilige Abendmahl, nachdem zuvor 8 Personen den Segen der Confirmation erhalten hatten, unter denen auch einer unsrer Bootsneger sich befand. An einem solchen Abendmahlstage bietet unser Charlottenburg einen ganz

ungewöhnlichen Anblick dar, indem der sonst so stille Platz durch die Gäste recht belebt ist, die sich zwischen den Kirchzeiten, in Gruppen vertheilt, mit einander unterhalten, dann zur Mittagszeit in kleinen Partien um ihr einfaches Mahl sitzen oder liegen. Am Abend nach dem Schluß des Abendmahles, nachdem ihnen noch der Segen des Herrn auf ihren Rückweg und zu fortgesetztem Leben und Wirken im Glauben an ihren Heiland gegeben ist, geht eine Gesellschaft nach der andern wieder ab, während Andere noch bis tief in die Nacht hinein auf günstiges Wasser warten müssen, da man hier bei den Reisen zu Wasser von Ebbe und Fluth abhängig ist.

Die große Trockenzeit, welche in diesem Jahre ungewöhnlich früh, schon mit den ersten Tagen des Augusts, ihren Anfang nahm und die ganzen folgenden Monate bis Ende November für uns anhielt, indem oft erst nach drei bis vier Wochen ein einzelner nicht gar starker Regenguß uns erfreute, während vor unsern Augen landwärts starke Gewitterregen vorüberzogen, ließ uns Mangel an Trinkwasser befürchten. Doch sorgte der Herr durch die dann und wann fallenden Regen, daß der nöthigste Bedarf an Wasser niemals ganz ausging, wofür wir Ihm nicht genug danken konnten, so wie auch dafür, daß Er uns in dieser ganzen Zeit vor langwierigen und schweren Krankheiten bewahrte.

Am ersten Montag im October wurde hier zum ersten Male ein Anfang gemacht mit der monatlichen Gebetsversammlung für die hiesige Negergemeine, wobei Mittheilungen über das Missionswerk gegeben wurden. Die Gemeine zeigte viel Theilnahme und hörte die Mittheilungen aufmerksam an, folgte auch einer an sie gerichteten

Aufforderung, für die Förderung des Reiches Gottes auf Erden aus ihren Mitteln etwas beizutragen, mit Freuden. Wir wünschen und bitten, daß diese Gebetsversammlungen und Mittheilungen aus der Heidenwelt nicht ungesegnet für unsre hiesige Gemeine sein mögen.

Nachdem während der großen Trockenzeit die nöthigsten Reparaturen in und um unsern Platz vorgenommen waren, langte am 6. December Bruder Weyberg von der Stadt mit einer Anzahl Zimmerleuten hier an, um das schon im Juli besprochene Kirchlein auf unserm Platze aufzurichten. Da das Material größtentheils schon in der Stadt bearbeitet worden war, so konnten schon Tages darauf die Hauptpfosten aufgerichtet werden, und nach 14 Tagen, am 21. December, stand das Kirchlein fertig da, bis auf die Fenster und den Anstrich, und Bruder Weyberg konnte mit seinen Leuten wieder in die Stadt zurückkehren. Das Gebäude ist 31 Fuß lang und 22 breit, und kann zwar nicht viel über 150, höchstens 200 Zuhörer fassen, ist jedoch für die gewöhnlichen Fälle hinreichend. Daß wir es nicht schon an dem bevorstehenden Weihnachtsfeste benutzen konnten, that uns recht leid, doch freuen wir uns der Aussicht, den nächsten hohen Festtag darin begehen zu können.

Am 11. December genossen wir zum dritten und letzten Male in diesem Jahre das heilige Abendmahl mit etwa 50 Communicanten der nächst gelegenen Plantagen. Wir freuen uns, daß durch die seit kurzem getroffene Uebereinkunft, das Abendmahl künftig viermal im Jahr zu feiern, den Negern, die zum Besuche Erlaubniß bekommen können, mehr Gelegenheit gegeben ist, dieses hohe Gut zum Segen und zur Stärkung ihres inneren Menschen

zu genießen. Viele zwar, die zu weit entfernt sind, können niemals hieher kommen, da es ihnen an Fahrzeugen mangelt, und ihnen die Erlaubniß oft verweigert wird. Wo es irgend möglich ist, wird auf einer der ferner gelegenen Plantagen, wo sich Communicanten befinden, und wo ein passendes Kirchenlocal ist, von den Brüdern auf ihren Reisen dann und wann das Abendmahl an die Neger ausgetheilt. Doch finden sich leider wenig solche Plätze, da meistens die kirchlichen Versammlungen in dem Zuckerkochhause gehalten werden; und wenige Verwalter geben überdies ihre Zustimmung dazu, weil sie den Zusammenfluß von Negern anderer Plantagen auf ihrem Platze nicht gern sehen. Doch war es im Monat November möglich, auf der Plantage Breukelerwaard in der oberen Commewyne mit ungefähr 20 Personen das Abendmahl zu begehen. Von andern Plantagen, die mehr in der Nähe unsrer benachbarten Stationen Liliendal, Rust en Werk und Annaszorg sich befinden, begeben sich die Candidaten und Communicanten auf diese Plätze zur Feier des heiligen Abendmahles; die an den oberen Flüssen Wohnenden haben aber keine andere Gelegenheit, als bei uns hier in Charlottenburg, und wenn ihnen die Erlaubniß dazu verweigert wird, müssen sie oft viele Jahre warten, ehe sie einmal Gelegenheit bekommen, ihr Verlangen nach diesem hohen Gute befriedigt zu sehen. Wir zweifeln nicht, daß ein öfterer Genuß des heiligen Abendmahles den armen Negern, denen es außer den wenigen Kirchtagen, deren im Jahre 7 oder 8 sind, an aller Anfassung und Erbauung fehlt, und die das ganze Jahr unter dem äußeren Druck des Sklavenstandes und meist unter schwerer Arbeit dahingehen, sowohl zur

Stärkung für ihren inwendigen Menschen dienen wird, als auch zur Aufmunterung, mit unverdrossenem Muth und rechter Treue ihren irdischen Beruf zu erfüllen.

Zur Feier des Weihnachtsfestes fanden sich die Neger unsrer zwei Plantagen, wie auch einiger ferner gelegenen, zahlreich ein. In der Christnacht war eine so große Schaar von Kindern anwesend, wie man sie sonst niemals hier sieht. Es war die Absicht gewesen, sie das Hosianna und einige andere Weihnachtsgesänge singen zu lassen; aber obgleich sie und ihre Eltern vielfach aufgefordert wurden, fanden sich nur ein einziges Mal vor Weihnachten etwa 5 Kinder ein, so daß es ganz unterbleiben mußte. Dies, so wie auch die immer vergebliche, obwohl von Zeit zu Zeit wiederholte Aufforderung, die Kinder zur Schule hieher zu schicken, ist uns betrübend; doch hat sich auf der einen Nachbarplantage jetzt ein junger Getaufter willig gefunden, die Kinder im Lesen zu unterrichten, so daß wir davon mehr erwarten können, als von ihrem Besuch hier in Charlottenburg, das zwar nur etwa 20 Minuten von dort entfernt ist, aber doch noch zu weit für die Kinder, besonders am Abend.

Am ersten Weihnachtsfeiertage wurden nach der Predigt 6 Personen von drei benachbarten Plantagen in Jesu Tod getauft. Einer derselben ist der Erstling seiner noch ganz im Heidenthum liegenden und für uns noch verschlossenen Plantage (Ephrata); aber wir hoffen, daß er bei seiner treuen, aufrichtigen Gesinnung ein Salz für seine Mitsklaven werden wird, wie er denn schon lange angefangen hat, da er lesen kann, ihnen aus Gottes Wort und aus Tractaten in seinem Hause

vorzulesen, was der Heiland an den Herzen der armen Heiden segnen wolle.

Was nun den Hauptzweck des hiesigen Postens, die Besuche der Plantagen unsers Districts und die Verkündigung des Evangeliums auf denselben betrifft, so können wir beim Rückblick auf das verflossene Jahr dem Herrn nur danken, daß Er, so ungünstig auch im ersten Vierteljahr die Aussichten waren, doch durch Seine Gnade und Bewahrung vor schweren oder langen Krankheiten es den besuchenden Brüdern möglich gemacht hat, daß sie doch wenigstens siebenmal die Runde auf allen Plantagen machen konnten. Freilich ist dies immer sehr wenig für die armen Neger, die außer diesen Besuchen meist nichts von Gott und göttlichen Dingen hören, wohl aber um so mehr durch schlechtes Beispiel und die hie und da noch herrschende Finsterniß des sie umgebenden Heidenthums so leicht den Eindruck der erhaltenen Ermahnungen und Lehren wieder verlieren. Um so erfreulicher ist es, zu hören und zu sehen, wie der zwar nur so selten ausgestreute Same des göttlichen Wortes dennoch oft gar gute Früchte zeigt. So äußerte sich ein Getaufter auf der Plantage de Zwarigheid beim Sprechen gegen Bruder Höppner sehr schön: daß er auf dieser Erde auf keinen Menschen seine Hoffnung mehr stelle, sondern einzig und allein auf seinen Heiland, und er glaube, daß der Heiland ihm aus Gnaden alle Sünden vergeben und ihm einst die ewige Seligkeit schenken werde.

Besonders zeigen die armen Leidenden auf ihrem elenden Krankenlager oft eine wahrhaft christliche Geduld und Glaubensfreudigkeit bei allen Schmerzen ihres siechen und hinsterbenden Körpers. So berichtet Bruder Eichenauer von einer Getauf-

ten auf der Plantage Killenstein: „Ich fand sie in einer guten Herzensstimmung, denn obschon, wie sie sagte, in vielen Tagen und Nächten, wegen großer Schmerzen an ihrem Fuße, kein Schlaf in ihre Augen gekommen war, so war doch ihr Mund voll Rühmens und Dankens gegen ihren barmherzigen Heiland. Sie sagte unter Anderem: Ich leide viel, aber mein lieber Heiland hat noch tausendmal mehr gelitten, und doch sagte Er zu Seinem Vater: Dein Wille sei mein Wille!“

Derselbe berichtet von einigen andern Kranken, die er auf einer andern Plantage besuchte: „Von den drei Kranken, die ich in den Negerhäusern besuchte, schien die alte Magdalene in der christlichen Erkenntniß und dem christlichen Leben am meisten gefördert zu sein. Ihr Gesicht, das so freundlich aussieht, beweist es, daß ihr Herz mit göttlichem Frieden erfüllt ist, und ihr Verlangen war allein, bald zu dem Herrn zu kommen. Sie sagte: Ich warte ganz sehnlich auf meinen Herrn, und wenn Er mir meinen Wunsch erfüllt hätte, so wäre ich schon lange nicht mehr hienieden; aber da dies nicht in meiner Gewalt steht, so muß ich mich gedulden. — Eine Andere, die schon lange leidet, ganz abgezehrt und zuweilen nicht recht bei sich ist, konnte mir heut auf die an sie gerichteten Fragen über ihren Glauben und ihre Hoffnung gut antworten. Sie hob dabei die Hände in die Höhe und sagte: Ich glaube an meinen Heiland, und ich hoffe, bald bei Ihm zu sein!“

Doch fehlte es auch nicht an Beispielen, daß die armen Neger oft über das Einzige, was ihnen zur Seligkeit verhelfen kann, sehr im Unklaren sind und noch sehr an der Werkheiligkeit leiden. So berichtet Bruder Eichenauer von der Plantage de

Alyda: „Wie gern der Mensch etwas zu seiner Seligkeit durch seine Werke und Leiden beizutragen sucht, davon fand ich heut ein Beispiel an einem Getauften. Da derselbe schon einige Wochen krank darniederlag, so wurde er in seinem Hause besucht. Während der Unterredung über seine vielleicht baldige Auflösung, vor welcher er durchaus keine Furcht äußerte, mußte ich zu meinem Leidwesen hören, daß er sich deshalb nicht vor dem Tode fürchte, weil er immer einen guten Lebenswandel geführt und durch die Leiden seiner Krankheit dasjenige, was er etwa nicht recht gethan, abzubüßen meinte, so daß er, wenn er sterbe, ganz rein wäre!" Ueber diese irrige und für ihn höchst bedenkliche Meinung wurde ihm die nöthige Belehrung gegeben. Möchte es nicht vergebens gewesen sein!

Wie wenig befriedigt die Brüder von ihren Plantagenreisen oft zurückkehren, ersieht man aus den Specialien, die über einen jeden Besuch geführt werden, und die meist voll sind von Angaben aller Art grober Versündigungen, welche beim Sprechen der einzelnen Klassen an den Tag kommen. Denn leider lassen die Neger ihre bösen heidnischen Gewohnheiten nicht immer im Heidenthum zurück, sondern nehmen sie mit hinüber ins christliche Leben, das dann bald um nichts besser ist, als das heidnische. Scheuen sie sich meistentheils, nach ihrer Taufe noch Theil zu nehmen an den abgöttischen Tänzen und Gebräuchen ihrer heidnischen Mitsklaven, so sind sie doch, selbst die Geförderten unter ihnen, noch voll abergläubischer Furcht, und leider fallen auch gar Manche wieder durch das Beispiel, das sie beständig vor Augen haben, nach und nach zurück, wovon der Lehrer jedoch selten etwas erfährt, da sie sich gern einen

guten Namen zu erhalten suchen. — Eine Zeit nicht geringer Versuchung zum Rückfall in alle alten Sünden sind die, ihnen von den Verwaltern ertheilten, und nach dem Gesetz ihnen zukommenden Spiele, besonders zu Neujahr, wo nicht selten von den Verwaltern Zwang angewendet wird, um Alle zur Theilnahme zu nöthigen. Oefter noch bedarf es des Zwanges nicht, und sie mischen sich nur zu gern in die Reihen der Trinker und Tänzer, um doch auch einmal ihr Vergnügen zu haben, wie sie sagen.

Wenn wir nun bekennen müssen, daß nach einer so langen Reihe von Jahren des ihnen ertheilten christlichen Unterrichts leider nur eine sehr geringe Zahl wahrer, gegründeter Christen unter den uns anvertrauten Seelen sich findet, so dürfen wir dennoch nicht muthlos werden, weder an den uns Anvertrauten, noch an unserm Werk und Dienst, da es ja die Art und Weise des Missionswerkes ist, in Geduld auf Glauben zu säen, das Uebrige aber dem Herrn zu überlassen, dessen Werk es ist.

Im Gefühl tiefer Beugung und des innigsten Dankes für die erfahrene Durchhülfe und mit dem Flehen um fernere Gnade und ferneren Segen beschlossen wir dieses Jahr vor dem Herrn. In demselben wurden auf den von hier aus besuchten 66 Plantagen 175 Erwachsene und 62 Kinder getauft. Erstmalige Mitgenossen des heiligen Abendmahles wurden 23, readmittirt 7, ausgeschlossen 29. Heimgegangen sind 42 Gemeinmitglieder. Die Zahl der Communicanten betrug 118, getaufte Erwachsene 1297, getaufte Kinder 414, Taufcandidaten 1131, neue Leute 2213, Ausgeschlossene 145. Die Totalsumme aller in unsrer Pflege sich Befindenden betrug 5300 Seelen.

Mit diesen empfehlen sich in das treue Gebet der Geschwister und Freunde in Europa, die in Charlottenburg angestellten Geschwister:

Th. Cranz. J. K. Eichenauer. H. Höppner.
M. Bramberg. G. Brauer.

Bericht von Basseterre auf St. Kitts vom Jahr 1853.

In den ersten Tagen des neuen Jahres mußten wir eine etwas entmuthigende Erfahrung machen. Am 7. Januar hielten wir unser jährliches Missionsfest und Liebesmahl. Die Kirche war zu diesem Zweck schön geschmückt mit grünen Zweigen und Blumen, und wir hatten zwei Tage vollauf zu thun gehabt, um Alles in fertigem Zustand zu setzen. Um desto niederschlagender war es für uns, als wir um 7 Uhr Morgens zur ersten Versammlung in die Kirche eintretend, dieselbe nur sehr spärlich besucht fanden, und obschon Nachmittags die Anzahl der Kirchenbesucher sich etwas vergrößerte, so kamen doch nicht halb so viel, als wir erwartet hatten, und was uns am schmerzlichsten war, gerade die Mitglieder unsrer Kirche fehlten am meisten, es waren nur wenige von ihnen zugegen. Nach dem Liebesmahle las Bruder Häuser den Bericht und dann hielten die anderen Brüder

Ansprachen, die mit großer Aufmerksamkeit angehört wurden. Die Versammlung dauerte bis 10 Uhr Abends; die Einnahme aber war, wie zu erwarten stand, so gering, daß wir nach Abzug der Kosten nur ein Pfund für die Mission übrig behielten. Wir waren Alle einstimmig der Meinung, daß ein Fest in dieser Weise nicht mehr gefeiert werden solle, denn erstens trägt dasselbe gar nicht den Charakter unsrer brüderkirchlichen Einrichtungen, und sodann zeigte die geringe Theilnahme, daß es sich auch bei unsern Leuten nicht anlegte. Dazu kommt, daß ein solches Fest eine Menge Kosten verursacht, die oft, wenn etwa gar regnerisches Wetter eintritt, gar nicht einmal gedeckt werden, und überhaupt scheint es für Viele weniger eine Gelegenheit zur Erbauung zu sein, als eine Art beinahe weltlicher Belustigung. Wir leben der Hoffnung, daß uns der Herr einen Weg zeigen wird, ein solches Fest einzurichten, welches mehr nach dem Sinn und dem Geist unsrer Kirche ist.

Wie sehr noch eine traurige Rohheit, eine Folge der Sklaverei, die Gemüther der Neger beherrscht, das zu bemerken haben wir leider häufig Gelegenheit. So wurde im März ein Kind begraben, das in einem Teiche ertrunken war. Eine Frau, die als Leidtragende den Sarg auf den Kirchhof begleitete, wurde durch eins der Kinder, welche paarweise dem Zug folgen, zum Zorn gereizt, sprang sogleich aus ihrer Reihe heraus, und riß den Knaben, der sich durch irgend etwas ihren Unwillen zugezogen, hervor und schlug mit einem Stock auf ihn los; eine andere Frau, auch zu den Leidtragenden gehörend, blieb an einem Stück Zuckerrohr kauend stehen und sah sich gelassen diesen ärgerlichen Auftritt an. Zum Schluß kamen

Beide in die Kirche nach und ſetzten ſich, als ſei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ruhig nieder.

Noch trauriger aber trat jene Rohheit zu Tage in einem Falle, der viel ernſtere Folgen hatte. Die Brüder Häuſer und Clemens wohnten im Juni einer Gerichtsverhandlung bei über einen Neger, der an dem Tode ſeines eigenen Kindes ſchuld war. Derſelbe war von der Stadt nach Sandy Point geritten, und neben ihm lief ſeine Tochter her. Das Mädchen wollte plötzlich nicht weiter gehen und blieb trotz alles Zurufens von Seiten des Vaters zurück. Da band der Vater ſie an den Hals ſeines Pferdes und trieb ſie mit Peitſchenhieben an. Doch damit noch nicht zufrieden, ſtieg er zweimal vom Pferde, um das Mädchen noch kräftiger zu peitſchen. Beim zweiten Male traf er in der Hitze unglücklicher Weiſe das Pferd, und dies rannte nun in geſtrecktem Lauf davon und ſchleifte das arme Mädchen mit ſich fort. Als das Pferd eingefangen wurde, war das Kind nicht mehr am Leben. Der Mann wurde vor dem Gerichtshof der Tödtung, aber nicht des Mordes ſchuldig befunden, da er ſein Kind nicht abſichtlich getödtet, ſondern im Gegentheil Alles gethan hatte, das wildgewordene Pferd aufzuhalten und überdem deutliche Zeichen des Schmerzes und der Beſtürzung über den Tod ſeines Kindes an den Tag legte. Der Advocat, der die Vertheidigung des Mannes führte, machte darauf aufmerkſam, wie jener Mann, aufgewachſen als Sklave, unter Schlägen groß geworden ſei, und wie es nun kein Wunder ſei, wenn er dieſe harte Erziehungsweiſe auch bei ſeinem Kinde anwende. O wenn wird die glückliche Zeit kommen, da alle die traurigen Folgen der Sklaverei verſchwunden ſein werden!

Im Februar wurde Bruder Häuser ins Hospital gerufen, eine Farbige zu besuchen und ihr Trost zuzusprechen. Sie gehörte nicht zu unsrer Kirche und lag nach einem Leben voller Leichtsinn und Sünde sehr krank darnieder. Er fand dieselbe in einem Zustand tiefer Verzweiflung; sie sah mit Schrecken ihrer ewigen Verdammniß entgegen und wollte weder Arznei noch Nahrung zu sich nehmen. Nachdem Bruder Häuser der Armen auf das herzlichste zugeredet und ein inbrünstiges Gebet für sie gesprochen, verließ er sie. Als er am nächsten Tag wieder hinging, empfing ihn die Kranke mit den Worten: „Herr! ich glaube, hilf meinem Unglauben! Das ist jetzt mein beständiges Gebet.“ Sie schien ruhiger geworden zu sein, und wir dürfen hoffen, daß sie als eine begnadigte Sünderin, der viel vergeben worden, von dem Heiland ist angenommen worden.

Am 24. März hielten wir das Sprechen der neuen Leute und der Ausgeschlossenen. Von den Letzteren kamen Mehrere. Eine Ausgeschlossene wurde gefragt: was sie denn bewegte, sich wieder einzufinden? Sie antwortete darauf: „An einem Sonntag hat der Lehrer etwas gesagt, das hat mich dazu bewogen.“ Und was war denn das? wurde sie gefragt. „Nun, er sagte,“ war die Antwort, „nachher wird eine Versammlung für die Mitglieder der Gemeine sein. Dies ging mir sehr zu Herzen, denn ich mußte dabei daran denken, daß ich früher auch ein Mitglied gewesen und nun sei ich es nicht mehr. Von da an entschloß ich mich, zur Kirche zurückzukehren.“ Wir erkannten darin die oft so wunderbaren Wege, die der Herr hat, um ein verirrtes Schaf zu Seiner Heerde zurückzubringen.

Am 28. März verließen uns Geschwister Mäder, einem Ruf nach Antigua folgend; unsre herzlichsten Wünsche für ihr Wohlergehen und ihr gesegnetes Wirken im Reiche Gottes begleiteten die lieben Geschwister. An ihre Stelle traten Geschwister Münzer, welche am 13. April hier eintrafen.

Beim Sprechen der Ausgeschlossenen im Mai erschien eine Mutter mit ihrem Sohn, einem jungen Manne. Sie sagte: „Ich war ein armes verlassenes Mädchen in frühester Jugend, ich hatte nicht Vater noch Mutter, und die Straße war mein Haus. Aber der Herr ist meine Zuflucht geworden, Er gab mir Nahrung und Kleidung, und zwei Männer haben mich zum Altar geführt. Was ich brauchte, hat mir der Herr gegeben. Und jetzt muß ich meinen ältesten Sohn ohne Gott und ohne Kirche hingehen sehen! Das ist mehr, als ich ertragen kann!" Der junge Mensch versprach, mit Gottes Hülfe sich zu bessern.

Am Abend des 14. Juni hielten wir das Liebesmahl mit unsern Lehrern an der Sonntagsschule. Es waren 36 gegenwärtig. Die Nähe unsers lieben Herrn war fühlbar, und der Abend verging auf gesegnete liebliche Weise. Bruder Häuser hielt zuerst eine Ansprache, in welcher er über die große Wichtigkeit ihres Amtes redete, und wie es ihnen eine Gnade sein solle, die Kinder auf den Heiland hinzuweisen. Nach Bruder Häuser sprachen mehrere der Lehrer in sehr herzlicher Weise sich darüber aus, wie sehr sie Alle dem Herrn zum Dank verpflichtet wären, daß Er sie, die schwachen Werkzeuge, zu Seinem Dienst gebrauchen wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde der Plan zu einer neuen Orgel in der Kirche besprochen und gebilligt. Die Meisten unterzeichneten sehr reichliche Beiträge.

Am 18ten wurde zu diesem Zweck eine allgemeine Sammlung angestellt, die sich auf 111 Dollars belief. Fünf von denen, welche die Collecte einsammelten, wurden als ein Ausschuß gewählt, und es soll über Einnahme und Ausgabe Buch geführt werden, damit es redlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen. Ein Vorfall dabei bezeichnet den Charakter der Neger zu deutlich, um ihn nicht mit anzuführen. Sieben Brüder hatten einen aus ihrer Mitte in diesen Ausschuß zu wählen; dies geschah durch Stimmzettel, und siehe da, alle Zettel nannten einstimmig einen Namen, so daß der Gewählte sich selbst seine Stimme mußte gegeben haben.

Ein geistliches Concert, welches Ende September zum Besten der Orgel aufgeführt wurde, fiel sehr befriedigend aus und brachte nicht nur einen ansehnlichen Beitrag ein, sondern ermunterte auch die Chorsänger zu neuem Eifer.

Am 5. November verließ uns Bruder Martin, um einem Ruf nach Antigua zu folgen; wir sagten ihm Lebewohl in der Hoffnung, ihn im folgenden Frühjahr wiederzusehen, wenn er die Kinder von Geschwister Häuser abholen würde, um sie mit nach Europa zu nehmen. Um so erschütternder traf uns wenige Wochen später die Nachricht, daß Bruder Martin am gelben Fieber erkrankt und vom Herrn heimgerufen worden sei. Nicht nur unter uns, sondern unter unsrer ganzen Gemeine erregte diese Nachricht tiefe Bestürzung und bittern Schmerz.

Am 17. November wurde Bruder Häuser sehr früh am Tage in das Hospital gerufen, um Mary Thomas, eine würdige Helferschwester, zu besuchen. Sie hatte am Tage vorher am Ufer des Flusses Wäsche gewaschen und dabei war ein Felsstück,

welches die Wellen allmählig unterwaschen hatten, plötzlich auf sie herabgestürzt. Ihr rechter Fuß war zerschmettert und wahrscheinlich auch das Rückgrat verletzt worden. Sie war sogleich in das Hospital getragen worden, wo sie Bruder Häuser sehr gefaßt und ergeben in den Willen des Herrn fand, und voll Dank, daß der Herr sie nicht plötzlich hinweggerissen, sondern ihr Zeit vergönnte, sich vorzubereiten auf ihren Abruf. Es schien nothwendig, daß ihr das Bein abgenommen würde, und sie sagte: sie glaube gewiß, der Herr werde ihr auch das überstehen helfen. Bruder Häuser empfahl sie in einem brünstigen Gebet der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn. Eine Stunde später, nachdem Bruder Häuser sie verlassen, kam ein Bote, er möge doch eilends kommen, denn Mary Thomas würde wohl bald sterben. Sogleich nach der Amputation war der Todeskampf eingetreten. Die Brüder Häuser und Clemens eilten nach dem Hospital, fanden aber die Sterbende schon in den letzten Zügen. Wenige Minuten, ehe sie ankamen, hatte die Leidende geantwortet, als man ihr sagte: die Lehrer würden gleich kommen: „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr mit ihnen beten, ich muß heimeilen!“ Bald darauf ging ihre Seele über in die ewige Herrlichkeit. Wir bedauern ihren Verlust gar sehr.

Christnacht und Jahresschluß waren für uns und unsre Gemeine gesegnete Stunden. Mit Dank für die empfangenen Wohlthaten, mit der herzlichen Bitte um Vergebung unsrer Schulden und mit der frohen Zuversicht der ferneren Durchhülfe des Herrn traten wir in das neue Jahr ein.

W. Häuser. A. Clemens.

Gnadau,
gedruckt bei C. D. Hans Witwe.

Nachrichten
aus der
Brüder-Gemeine.
1856.

Drittes Heft.

Predigt
des Bruders Levin Reichel an die Gemeine in Herrnhut bei der dreihundertjährigen Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens.
Gehalten am 23. September 1855.

Chor.

Freuet euch des Herrn, ihr Gerechten, danket Ihm mit Jauchzen und Frohlocken; singet von der Gnade des Gottes Israels mit fröhlichem Herzen und Munde, und lasset erschallen Seinen Ruhm!

Gemeine.

Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.
Mit unsrer Macht ist nichts gethan ꝛc. 902, 1. 2.

Gebet.

Herr Jesu Christe, Du einiger Sohn Gottes des Hochgelobten, Du Heiland aller Welt, Du Herr und Haupt Deiner Kirche, die Du hier auf

Erden gegründet haſt auf Dein Wort durch die Kraft Deines heiligen Geiſtes, die Du bewahret haſt vor dem Verderben, und haſt ſie aus allen Verirrungen zurück geführt auf den alleinigen, rechten Grund, wir treten vor Dein Angeſicht! Als Glieder Deiner evangeliſchen Kirche nahen wir zu Dir im Verein mit allen evangeliſchen Gliedern unſers Landes, heute, da wir uns dankbar deſſen erinnern, daß Du unſern Vorfahren nach ſchweren Zeiten der Unruhe und des Kampfes vor dreihundert Jahren den theuren Frieden gegeben haſt! Wir kommen vor Dich, um Dir auch unſern Dank darzubringen für die Beweiſe Deiner Gnade und Barmherzigkeit, die unſre Kirche damals erfahren hat! O Herr Jeſu, ſei doch ſelbſt in unſrer Mitte mit dem Bekenntniß Deines heiligen Geiſtes! O gib doch aus Gnaden, daß uns und allen denen, welche an dieſem Tage ſich zu froher Jubelfeier vor Dir verſammeln, dieſes Feſt dazu dienen möge, daß auch wir uns aufs Neue allein gründen auf Dich und Dein Verdienſt! Ja laß auch die Betrachtung dieſer Stunde dazu dienen, daß wir Alle durch Deinen heiligen Geiſt aufs Neue erbauet werden auf dem Grunde Deines göttlichen Wortes als Glieder Deiner wahren, lebendigen Kirche, Amen!

Heute, als an dem Tage der dritten Säcularfeier des Augsburger Religionsfriedens finden wir unſern vorgeſchriebenen Text im 9. Capitel der Apoſtelgeſchichte, wo er im 31. Verſe alſo lautet:

> So hatte nun die Gemeine Frieden durch ganz Judäa und Galiläa und Samarien, und bauete ſich, und wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllet mit Troſt des heiligen Geiſtes.

„Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben; darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben; der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Mit diesen Worten des 46sten Psalms (V. 1–8) preisen wir, Geliebte in dem Herrn, Ihn, den allmächtigen Sohn Gottes, und geben Ihm allein die Ehre, heute, da wir im Verein mit allen evangelischen Gliedern unsers Volkes uns im Hause des Herrn versammeln zur dritten Säcularfeier des am 25. September des Jahres 1555 zu Augsburg geschlossenen Religionsfriedens. So preisen wir den Herrn, und geben Ihm allein die Ehre; „denn des Herrn Rath ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus“ (Jes. 28, 29). „Er machet zunichte der Heiden Rath, Er wendet die Gedanken der Völker; aber der Rath des Herrn bleibet ewiglich, Seines Herzens Gedanken für und für. Wohl dem Volk, deß der Herr sein Gott ist, das Volk, das Er zum Erben erwählet hat“ (Ps. 32, 10–12). Das, Geliebte, ist der Text, den der heutige Tag durch seine Erinnerungen gar gewaltig predigt. Wohl ist die ganze Geschichte der Kirche Christi auf Erden ein fortlaufender Beweis davon, daß ihr Herr und König Der ist, „dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28, 18), „der sich gesetzt hat zur rechten Hand des allmächtigen Vaters, dem da unterthan sind die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte“

(1 Petr. 3, 22). Aber einzelne Momente in dieser Geschichte der Kirche Christi geben uns doch ganz besonders deutliche und gewaltige Beweise von diesem gnadenreichen Walten des allmächtigen Heilandes zum Heil Seiner Kirche hier auf Erden. Diese Momente sind von verschiedener Art, Geliebte! Bei den einen sehen wir, wie ein frommer Mann durch seine Liebe zum Herrn, durch seine Treue in seinem Beruf ein Werk beginnt, welches vor menschlichen Augen unbedeutend erscheint, das aber nach dem unbegreiflichen Rathschluß und dem verborgenen Walten des Herrn ungeahnete Folgen nach sich zieht zum Besten der Kirche Christi. So sehen wir's zum Beispiel am 31. October des Jahres 1517, dem Tage, da Doctor Martin Luther seine 95 Theses wider den Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Bei andern Momenten in der Geschichte der Kirche Christi zeigt sich uns der endliche Erfolg der treuen Bemühungen und unermüdeten Arbeiten frommer Diener des Herrn in gewaltigen Erscheinungen, welche dazu dienen, die Kirche des Herrn zu einem neuen Leben aus Gott, zu einer neuen Blüthe zu führen. So finden wir's bei dem 25. Juni des Jahres 1530, dem Tage der Uebergabe der Augsburgischen Confession. Noch andere Momente aber gibt's, Geliebte, wo menschliche Leidenschaften und menschliche Klugheit auch ihr Spiel treiben, wo trübe Wasser sich mit dem lauteren Strom des göttlichen Lebens in der Kirche vermischen, und dem Zion des Herrn Verderben drohen, wo aber der Herr von Seinem Himmelsthron hernieder schaut, die Gedanken der Völker lenkt, und nach Seiner Weisheit Alles so leitet, daß auch die Sünde der Menschen mit dienen muß zum Heil Seiner Kirche, zur Befestigung

Seines Zions. Ein solcher Moment ist der, Geliebte, an den wir heute uns erinnern; und wir würden uns sehr irren, wenn wir meinen wollten, weil bei alledem, was dem Augsburger Religionsfrieden vorangegangen ist und was ihn herbeigeführt hat, auch mancherlei Menschliches und Sündiges sich zeigte, so sei deshalb dieser Tag weniger werth, von uns festlich begangen zu werden. Nein! eben hierdurch wird uns heute ganz besonders klar gemacht, daß die Sache des Herrn ist und nicht der Menschen; daß Er es ist, der Sein Zion auf Erden erhält und schützt. Und so möge denn auch die gegenwärtige Betrachtung durch des Herrn Gnade uns dazu dienen, daß wir Alle erfüllt werden mit neuer Dankbarkeit gegen den Herrn, und gestärkt werden in dem Bewußtsein: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen allein gebührt die Ehre!“ (Ps. 115, 1).

Was feiern wir denn also, Geliebte, an dem heutigen Tage? — Wir feiern die Erfüllung der Worte, die wir vorher in unserm Text gelesen haben, die Erfüllung dieser Worte an der evangelischen Kirche Deutschlands; wir erinnern uns dankbar dessen, daß der Herr dieser Kirche vor dreihundert Jahren Frieden gegeben hat durch das ganze Land, also daß sie sich fortan ungehindert bauen konnte. Um aber zu erkennen, was das für eine unbeschreiblich große Wohlthat war, müssen wir, Geliebte, etwas zurückschauen auf die Entstehung dieser evangelischen Kirche in Deutschland. Dieselbe ist hervorgegangen aus dem Glaubenswerke des Doctors Martin Luther. Luther hatte als ein treues Kind seiner Kirche, als ein Mönch, der durch große Gewissensangst ins Kloster war getrieben

worden, Alles aufgeboten, um durch gute Werke und durch harte und schwere Bußübungen sich die Ruhe für seine Seele selbst zu erwerben. Aber Alles war umsonst geblieben; die Angst seines Herzens war immer höher gestiegen, bis der Herr selbst ihm durch einen armen Klosterbruder das Wort sandte: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünde!" Da fiel der erste Lichtstrahl in sein Herz, von da an lernte er erst die heilige Schrift, die ihm wohl zuvor schon lieb und werth gewesen war, recht verstehen; und je mehr er nun in dieser Schrift forschte, um so tiefer drang er ein in die Erkenntniß der Wahrheit: „daß der Mensch nicht selig und gerecht werde durch seine eignen Werke und deren Verdienst, sondern einzig und allein durch den Glauben an die Gnade Gottes, welche ihm in dem blutigen Verdienst, in dem Sühnopfer Jesu Christi dargeboten wird" (Röm. 3, 24. 28). Darin fand er Ruhe und Seligkeit, das fühlte er sich gedrungen, Allen kund zu thun; dadurch ward er bewogen, dem Ablaßkram des Doctors Tezel und der Lehre von dem Verdienst eigner Werke frei und kühn entgegen zu treten. „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" (Röm. 1, 17. Gal. 3, 11. Ebr. 10, 38. Habak. 2, 4). Das ward von nun an der Angelpunkt seines ganzen Lebens und Wirkens, um den sich Alles, was er lehrte, schrieb und that, drehte. Wer auf diesem Grunde mit ihm stand, den erkannte er als seinen Freund und Bruder in Christo; wer ihm diese Wahrheit ließ, den wollte er gern in Ruhe lassen; wer sie aber angriff, dem mußte er um seines Gewissens halben entgegen treten. Und weil nun der römische Papst ihm nicht gestatten wollte, diese seligmachende Lehre, von der Gnade Gottes in Christo Jesu und

von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben, ferner zu treiben, darum mußte er, so schwer es ihm anging, mit dem Papst und seiner Kirche brechen. Als hierauf der Kaiser Karl der Fünfte auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1521 in der Versammlung der deutschen Reichsfürsten und Stände von Doctor Luther forderte, er solle seine Schriften, in welchen diese Wahrheit niedergelegt war, widerrufen, da stellte er sich auf den Grund der heiligen Schrift und bezeugte frei und unerschrocken: auf diesem Grunde werde er stehen bleiben und nichts widerrufen von alle dem, was darauf sich gründe.

Auf diesem Grunde der Lehre von der heiligen Schrift, als der alleinigen Richtschnur des Glaubens und Lebens, und der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben an die Gnade Gottes, die uns in dem Opfertode Jesu Christi dargeboten wird, auf diesem zwiefachen Grunde gesellten sich zu Doctor Luther gar Viele, die bisher vergebens nach Vergebung der Sünden und Frieden des Herzens gesucht und gerungen hatten, gar Viele in Deutschland, Geringe und Vornehme, auch Mehrere von den Fürsten, Herzögen und Grafen des deutschen Reichs. Diese Letzteren nun fühlten sich in ihrem Gewissen gebunden, Luther's Werk fortan zu dem ihrigen zu machen, und dasselbe für sich und ihre Unterthanen, sofern diese mit ihnen gleichen Sinnes waren, zu vertreten und zu beschützen. Dadurch aber, daß auf solche Weise mehrere der deutschen Fürsten und Reichsstände sich zu dem evangelischen Glauben bekannten, entstand in dem deutschen Reiche eine kirchliche Spaltung, welche dem Kaiser Karl dem Fünften aus politischen und religiösen Gründen im

allerhöchsten Grade mißfällig war. Derselbe bemühte sich daher auf mehreren Reichstagen, die Stände bald durch freundliches Zureden, und bald wieder durch ernste Drohungen zum Zurücktritt zu bewegen; aber umsonst. Was damals auf dem Reichstage zu Worms Luther als ein einzelner Mönch bezeugt hatte, das machten jetzt die evangelischen Fürsten und Stände des deutschen Reiches auf dem zu Augsburg im Jahr 1530 gehaltenen Reichstag zu ihrem gemeinsamen Bekenntniß, welches sie dem Kaiser übergaben; und damit legten sie den Grund zu einer evangelischen Kirche in Deutschland.

Weil sie nun merkten, daß auch dieser Schritt dem Kaiser höchst mißfällig sei, und daß derselbe den ersten günstigen Zeitpunkt benutzen werde, um ihr Werk zu vernichten, so traten sie im Jahr 1532 zu Schmalkalden zusammen, — es waren 9 Fürsten und 11 Reichsstädte — und schlossen ein Bündniß zur Abwehr jeglicher Gewalt in Glaubenssachen. So sehr Doctor Luther sich freute über das Bekenntniß dieser Fürsten zu der Wahrheit und über den Schutz, den sie ihren Unterthanen nun auch in kirchlicher Beziehung angedeihen ließen, so schmerzlich war es ihm doch, zu sehen, wie dadurch die reine evangelische Glaubenssache nothwendig mit den Staatsangelegenheiten des deutschen Reiches verflochten wurde, und wie derselben auf diese Weise doch auch wieder äußerlich und vor Allem innerlich die größte Gefahr drohe. Er konnte nichts Anderes thun, als den Herrn bitten, Er möge ihn doch aus diesem Leben abrufen, bevor noch der Krieg ausbräche, welchen er als eine nothwendige Folge dieser Verhältnisse bereits deutlich vorhersah. Und der Herr erhörte

ſein Flehen. Aber ſobald Doctor Luther am 18ten Februar des Jahres 1546 ſeine Augen geſchloſſen hatte, brach auch der Krieg aus zwiſchen dem Kaiſer und den katholiſchen Fürſten Deutſchlands auf der einen, und den Mitgliedern des zu Schmalkalden geſchloſſenen evangeliſchen Bundes auf der andern Seite. Fehlte es dieſen letzteren ſelbſt ſchon an der rechten Einigkeit unter ſich, ſo wurde ihre Sache dadurch noch mißlicher, daß ein evangeliſcher Fürſt Deutſchlands, und vielleicht der Klügſte von Allen, der Herzog Moritz von Sachſen, jenem Bunde nicht beigetreten war, ſondern im Gegentheil im Geheimen mit dem Kaiſer einen Bund geſchloſſen hatte, und nun im Auftrag des Kaiſers das Land ſeines Vetters, des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, welcher in argloſem Vertrauen ihm daſſelbe während des Krieges zur Verwaltung übergeben hatte, in Beſitz nahm, um die Reichsacht, die der Kaiſer über den Kurfürſten Johann Friedrich ausgeſprochen hatte, zu vollſtrecken. Da war's nun nicht zu verwundern, daß der Ausgang des Krieges für die Mitglieder des Schmalkaldiſchen Bundes ein höchſt unglücklicher war. Die beiden Häupter des Bundes, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen, geriethen Beide in die Gefangenſchaft des Kaiſers, und der Herzog Moritz ward nun Kurfürſt von Sachſen; allerdings auch ein evangeliſcher Fürſt, aber doch immer wieder ein Bundesgenoſſe des Kaiſers, des Kaiſers, der nun immer deutlicher mit der Abſicht hervortrat, die evangeliſchen Stände in Deutſchland völlig zu unterdrücken: da ſchien es denn allerdings, als ob die evangeliſche Kirche ihrem Untergang nahe ſei. „Aber des Herrn Gedanken ſind andere, als die

der Menschen'' (Jes. 55, 8. 9). Eben der Fürst, durch welchen bisher so viel Unglück über die Evangelischen Deutschlands gekommen war, sollte nach Gottes Rath das Werkzeug in Seiner Hand sein, die evangelische Kirche zu retten und sie ferner zu beschützen. Als nämlich Karl der Fünfte immer weiter vorschritt in seinen Unternehmungen gegen die Evangelischen Deutschlands, als er ein dem Kurfürsten Moritz gegebenes Versprechen nach dem andern brach, da glaubte dieser sich auch berechtigt, seinen Bund mit dem Kaiser zu brechen und an die Spitze der Evangelischen in Deutschland zu treten. Unerwartet brach er wider den Kaiser los, und trieb denselben alsbald so in die Enge, daß er, um nicht Reich und Krone zu verlieren, nachgeben mußte. So kam's am 31. Juli des Jahres 1552 zu einem Vertrag in Passau zwischen beiden Theilen, in welchem die evangelische und katholische Kirche in Deutschland als gleichberechtigt anerkannt wurde. Die Bestimmungen dieses Vertrags sollten so bald als möglich auf einem Reichstag noch genauer bezeichnet und sanctionirt werden. Ehe dieser Reichstag zu Stande kam, wurde Kurfürst Moritz von Sachsen auch aus diesem Leben abgerufen. Aber der Herr ließ die Sache, bei der Ihm Kurfürst Moritz bisher als Werkzeug gedient hatte, nicht fallen. Im Jahr 1555 kam jener Reichstag endlich zu Augsburg zu Stande, und auf demselben wurde nun am 25sten September jenes Jahres der Religionsfriede geschlossen. In demselben wurde bestimmt, daß die evangelischen Stände des deutschen Reiches gleiche Rechte haben sollten mit den römisch-katholischen, und daß ein jeder Theil dem andern gestatten solle,

sein Kirchenwesen auf dem Grunde seiner Glaubensüberzeugung weiter auszubauen.

So hatte also nun die evangelische Kirche Deutschlands Frieden; so konnte sie nun sich ungestört erbauen auf dem Grunde des göttlichen Wortes. Erwägen wir, Geliebte in dem Herrn, in welcher Angst und Unruhe sie bis dahin gelebt hatte, wie Viele sich bisher durch die ungesicherte Lage dieser Kirche hatten abhalten lassen, ihr beizutreten, ja wie viel Schwache wieder von ihr zurückgetreten waren, so müssen wir uns aufgefordert fühlen zum innigsten Dank gegen den Herrn für die unsern Vorfahren damals erwiesene Wohlthat und für Alles, was in der nun folgenden Friedenszeit an dem Ausbau der evangelischen Kirche geschehen ist. Freilich aber müssen wir zu gleicher Zeit von Herzen bedauern, daß dieser Ausbau, zu dem der Herr nun die Möglichkeit gegeben hatte, nicht besser und nicht vollkommener geschah. Wären die Evangelischen Deutschlands damals, so wie es in unserm Text von den Gläubigen in Judäa heißt: „gewandelt in der Furcht des Herrn;" hätten sie nichts Anderes gesucht, als in unverbrüchlicher Treue gegen den Herrn festzuhalten an Seinem Wort und an dem Bekenntniß der Väter; hätten sie dabei sich beeifert, nach der Ermahnung des Apostels „die Wahrheit in Liebe zu behaupten;" wären sie als Anhänger eines Glaubens, als Glieder eines Leibes, gemeinsam alle dem entgegen getreten, was nicht auf dem Worte Gottes ruhte und also als Irrthum sich ihnen entgegen stellte, — o dann hätte ihnen der Herr vielleicht noch lange Zeit den edlen Religionsfrieden bewahren können. Statt dessen aber trat wieder an die Stelle „der Furcht des Herrn" der menschliche Ehrgeiz, Rechthaberei,

Streit über menschliche Ansichten, Verdammungssucht bei den Einen, und Weltsinn und Zweideutigkeit bei den Andern. Darum fand es der Herr für nöthig, durch schwere Heimsuchungen nach 63 Jahren auch dem äußeren Frieden wieder ein Ende zu machen. Ein neuer blutiger Religionskrieg begann; und erst, nachdem derselbe 30 Jahre gewährt hatte, gelang es, durch den westphälischen Frieden des Jahres 1648 dem armen Deutschland wieder Ruhe zu geben, und das Verhältniß der verschiedenen Kirchen im deutschen Reiche auf die Dauer fest zu gründen.

Geliebte in dem Herrn! Gar oft ist wohl seitdem der äußere Friede in unsern Ländern erschüttert worden. Harte Kriege sind über unser Land und Volk dahingezogen; aber der Religionsfriede ist bei alledem doch bewahrt geblieben. Die Religion, deren oberstes Gebot ist: „daß ihr euch unter einander lieben sollt, gleichwie ich euch geliebet habe" (Joh. 13, 14. 1 Joh. 4, 11), hat seit jener Zeit nicht mehr Vorwand und Anlaß zu blutigen Kämpfen in unserm Vaterlande gegeben; die christliche Kirche hat sich auf Grund des Evangeliums immer weiter ausbauen können. O wie viel Aufforderung zum Danken für uns, als Glieder dieser Kirche! Ja, Geliebte, sehen wir zurück auf das, was unsre Vorfahren einst erfahren haben! Blicken wir hinüber auf so manches Nachbarland, wo Druck und Verfolgung heute noch auf den Bekennern unsers Glaubens lastet, damit wir durch einen solchen Blick das hohe Gut, das Kleinod schätzen lernen, das uns unverdienter Maßen verliehen ist! Aber blicken wir auch zu unsrer Demüthigung und zu unsrer Beschämung auf jene erste christliche Gemeine und

auf die Folgen, welche der Friede, den der Herr ihr gab, bei ihr hatte! „Sie wandelten in der Furcht des Herrn,“ und da erfuhren sie denn auch, „daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist“ (Ps. 111, 10). Weil sie nichts Anderes wollten und begehrten, als was Gott wohlgefällig war, darum standen ihre Herzen auch den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes offen, und derselbe konnte sie erfüllen mit Seinem Troste, wie wir in unserm Texte lesen, das heißt, mit Seiner Belehrung, mit Seiner Kraft, mit Seinen Erquickungen. So drangen sie immer tiefer und tiefer ein in die Erkenntniß der Wahrheit; in dem Gehorsam dieser Wahrheit ließen sie ihre Herzen reinigen von aller bösen Lust, ließen sie dieselben erfüllen mit der einen, wahren, keuschen Liebe zum Heiland, durch welche dann auch „die ungefärbte brünstige Bruderliebe“ (1 Petr. 1, 22) bei ihnen erweckt ward; in dieser Liebe zum Herrn und unter einander fühlten sie sich selig; in dieser Liebesgemeinschaft wurden sie reichlich getröstet, auch wenn neue Leiden und Trübsale über sie hereinbrachen. — Ach, Geliebte in dem Herrn, wie könnten wir es verschweigen, an jener „Furcht des Herrn“ fehlt es bei uns, fehlt es bei den Gliedern der evangelischen Kirche Deutschlands in unsern Tagen noch so sehr! an der „Furcht des Herrn,“ die Doctor Luther meint, wenn er die Erklärung eines jeden Gebotes in seinem Katechismus mit den Worten beginnt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben;“ an der Furcht des Herrn, in der wir mit Joseph sprechen sollten: „Wie sollte ich ein solch großes Uebel thun, und wider Gott sündigen?“ (1 Mos. 39, 9); an der Furcht des Herrn, die es täglich im Auge behält, „daß

wir Gottes Eigenthum sind, daß wir verkündigen sollen mit Wort und Wandel die Tugenden Deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht'' (1 Petr. 2, 9). Statt dessen zeigt sich unter uns noch so gar viel Uebermuth, kecke Hinwegsetzung über alle Schranken, Stolz und Leichtsinn! Da fehlt's dann natürlich auch an Trost, an Belehrung und Stärkung des heiligen Geistes; ,,da wenden wir uns von der einzigen, lauteren Quelle so oft hinweg zu den löchrichten Gruben, die da kein Wasser geben'' (Jer. 2, 13); da zeigt sich so viel Schlaffheit und Halbheit, so viel Lieblosigkeit, so großer Mangel an Zufriedenheit mit dem, was wir durch Gottes Gnade haben. O wie bald, Geliebte, o wie bald kann uns der Herr zur Strafe für solche Verkehrtheit den theuren Frieden, den Er bisher uns gelassen hat, wieder nehmen! wie bald können neue Kämpfe und Glaubenskriege sich entzünden! Darum laßt uns darnach trachten, daß Gottes Güte, die wir jetzt noch genießen, uns doch zur Buße leite, ehe es zu spät ist.

In dankbarem Blick auf alles das, was Er unsrer evangelischen Kirche bis daher gethan und gegeben hat, und mit gebeugtem Herzen über unsre Mißachtung Seiner Gaben, laßt uns, Geliebte, in Verbindung mit allen evangelischen Gliedern unsers Volkes jetzt vor den Herrn hintreten und zu Ihm beten!

Gebet (war vorgeschrieben).

Allmächtiger Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi: wir treten heute vor Dein heiliges Angesicht, und rühmen Deine große Barmherzigkeit! Du hast vor dreihundert Jahren durch glück-

lich erfolgte Aufrichtung und Bestätigung des theuren Religionsfriedens Deinen Knechten Dein Werk, und ihren Kindern Deine Ehre erzeigt! Du hast unsern Vätern geholfen, und sie errettet durch die rechte Hand Deiner Gerechtigkeit, „hast ihnen Hülfe gesendet vom Heiligthum" (Ps. 20, 3), daß man getrost lehren könne! Dadurch hast Du auch uns gekrönet mit Gnade und Barmherzigkeit, indem Du die herrlichen Gaben dieses Friedens unter allen Zufällen bis auf diesen Tag auch unter uns väterlich bewahrt, und uns die ungestörte Freiheit gestattet hast, Dich mit dem Bekenntniß der reinen Lehre öffentlich zu verehren! Sollten wir Dir, großer Gott, nicht dafür danken, und Dir die Lobopfer unsrer Herzen und Lippen in Demuth darbringen? Ja, „unsre Seele lobet Dich und was in uns ist, Deinen heiligen Namen!" (Ps. 103, 1). „Alle, die unter uns nach Dir fragen, müssen sich freuen und fröhlich sein; und die Dein Heil lieben, müssen sagen: Hochgelobet sei Gott!" (Ps. 40, 17. 70, 5). Aber wir müssen auch heute vor Deinem Throne demüthig bekennen, daß, da wir billig für solche unaussprechliche Wohlthat Dich in wahrem Glauben durch ein heiliges Leben hätten preisen sollen, wir dagegen öfters gesündigt und des Evangelii, welches Du unter uns so reichlich hast verkündigen lassen, unwürdig gewandelt haben! In Erinnerung dessen müssen wir uns schämen vor Dir, und können unsre Augen zu Dir, der Du heilig und gerecht bist, mit Freudigkeit nicht aufheben! Doch Du, Herr unser Gott, bist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue! Und so hast Du uns dennoch mit viel Verschonung regiert! Du bist nicht mit Deinen Knechten ins Gericht gegangen, sondern Du hast

Dein seligmachendes Wort unter uns frei laufen und wachsen lassen, und den Bund Deines Friedens erhalten! Um so mehr Ursache haben wir, Dich von ganzem Herzen zu preisen, daß Du nicht auf unsre Missethat, sondern auf Deine Ehre gesehen hast! Im Vertrauen auf diese Deine Güte und im Namen Deines Sohnes Jesu Christi nahen wir uns zu Deinem Gnadenstuhl mit der inbrünstigen Bitte: Du wollest auch fernerhin Deine Gnade und Wahrheit über uns walten lassen, damit wir und unsre Nachkommen im Lichte Deines Antlitzes wandeln und in Häusern des Friedens wohnen! Erhalte unter uns ferner Dein theures Wort, das unsre Seelen erquicket, und ein helles Licht ist auf unserm Wege! Laß unser Land allezeit Deiner Ehre voll sein, und kröne mit den reichen Gütern Deines Evangelii Alle, die Dich lieben! Laß Dir vornehmlich unsern verehrten und geliebten König und Landesvater nebst seinem ganzen königlichen Hause zu besonderer Gnadenaufsicht und beständigem Segen empfohlen sein! Laß den Himmel Deiner Güte über diesem Deinem Gesalbten allezeit offen stehen, und erhöre unsre Wünsche, die wir um dessen langes Leben, vollkommenes Wohlsein und glückselige Regierung unabläßig vor Deinem Throne niederlegen! Steure mächtig allen Rotten und Aergernissen, zerstreue alle Gedanken, welche sich erregen, Unruhe zu stiften, und hilf, daß wir im Lichte Deines Wortes unter dem Schutze unsrer Obrigkeit ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit! So wollen wir Dich für diese und alle Deine Wohlthaten loben, ehren und preisen, hier zeitlich und dort in unaussprechlicher Jubelfreude ewiglich! Herr unser Gott, sprich auch hierzu Amen durch

Jesum Christum, unsern Erlöser, Fürsprecher und Friedensfürsten!

Vater unser, der Du bist im Himmel ꝛc.

Der Herr segne dich und behüte dich ꝛc.

Gesungen:

Ach bleib' mit Deiner Gnade ꝛc.
Ach bleib' mit Deinem Worte ꝛc. 951, 1. 2.

Rede

des Bruders Cunow an die Gemeine in Herrnhut am Chorfest der größeren Knaben, den 9. Juli 1855.

Chor.

Gott mache euch würdig eures Berufs, und erfülle alles Wohlgefallen Seiner Güte und das Werk des Glaubens in der Kraft; auf daß an euch gepriesen werde der Name unsers Herrn Jesu Christi. 2 Thess. 1, 11. 12.

Gemeine.

Auf, Zion! und hör' ꝛc.
Dein Bräut'gam und Freund ꝛc. 957, 1. 2.

Unsre gestrige Loosung hieß:

Ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen. Ezech. 37, 26.

Das, meine lieben Brüder und Schwestern, ist ein gar tröstliches Wort aus dem Munde der ewigen

Wahrheit. Denn fragen wir: wer spricht also? so ist die Antwort: Es ist der große, ewige Bundesgott, „der schon zu Noah's Zeiten Seinen Bogen in die Wolken setzte und sprach: Das ist das Zeichen des Bundes zwischen mir und euch und allem lebendigen Thier bei euch hinfort ewiglich" (1 Mos. 9, 13. 12); der dem Abraham die Verheißung gab: „Siehe, Ich bin's, und habe meinen Bund mit dir, und du sollst ein Vater vieler Völker werden" (1 Mos. 17, 4); der von Seinem auserwählten Israel sprach: „Sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein, und will meinen Bund mit ihnen machen, daß ich nicht ablassen will, ihnen Gutes zu thun; und will ihnen meine Furcht ins Herz geben, daß sie nicht von mir weichen" (Jerem. 32, 38. 40). Es ist also Der, von dem es von Alters her heißt: „Gott ist nicht ein Mensch, daß Er lüge, noch ein Menschenkind, daß Ihn etwas gereue; sollte Er etwas sagen und nicht thun? sollte Er etwas reden und nicht halten?" (4 Mos. 23, 19). Ja es ist Der, welcher selber gesagt hat: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer" (Jes. 54, 10). „Denn ich will meinen Bund nicht entheiligen, und nicht ändern, was aus meinem Munde gegangen ist; ich habe einst geschworen bei meiner Heiligkeit: Ich will David nicht lügen" (Ps. 89, 35. 36). Der Bund also steht fest; „das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen." „Himmel und Erde werden zergehen, aber es wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel von diesem Bunde, bis daß es Alles geschehe" (Matth. 5, 18). Was

aber ist die Natur dieses Bundes? Mit wem besteht er? Welche Segnungen verheißt er, und wer kann sich seiner Beständigkeit freuen? Das sind Fragen, m. l. Brr. u. Schwn., die uns gar nahe liegen. Denn fände es sich, daß dieser Bund keine wichtigen Verheißungen enthalte, keine Lebensinteressen betreffe, oder daß er zwar für Andere, aber nicht für uns gültig, heil- und lebenbringend sei, dann könnte das Wort des Herrn, welches wir betrachten, uns keinen Trost, keinen Frieden, keine Freude, keine Seligkeit bringen; die Beschreibung der Gnadengüter, die es enthält, könnte uns nur zu dem Ausruf nöthigen: o daß sie doch auch für uns da wären! und die Unmöglichkeit, daran Theil nehmen zu können, müßte uns mit bitterer Wehmuth erfüllen, und mit Thränen von hinnen gehen lassen. Daher ist es wohl die erste Frage, welche wir uns zu beantworten suchen müssen: Zu wem spricht der Herr dieses Wort: „Ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen?" Was sagt die Schrift? „Er ist," heißt es im 105. Psalm, „Er ist der Herr, unser Gott, Er richtet in aller Welt; Er gedenket ewiglich an Seinen Bund, des Wortes, das Er verheißen hat auf viele Tausende für und für, den Er gemacht hat mit Abraham, und des Eides mit Isaak, und stellete dasselbige Jakob zu einem Recht, und Israel zum ewigen Bunde" (V. 7–10). Es ist also ein Bund mit Seinem auserwählten Volke, „mit dem Volke, das weiland nicht in Gnaden war, nun aber in Gnaden ist" (1 Petr. 2, 10), mit dem Samen Abraham's, der ein Vater aller Gläubigen ist; wie der Apostel Paulus sagt: „So erkennet ihr

ja nun, daß, die des Glaubens sind, die sind Abraham's Kinder; also werden nun, die des Glaubens sind, gesegnet mit dem gläubigen Abraham" (Gal. 3, 7. 9). Darum sagt auch der Apostel Petrus zu denen, „welche als lebendige Steine gebauet sind zum geistlichen Hause" (1 Petr. 2, 5), „da Jesus Christus der Eckstein ist" (Eph. 2, 20): „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden Deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht" (1 Petr. 2, 9). Stehen wir also im Glauben an Jesum, „opfern wir geistliche Opfer der Liebe, welche Gott angenehm sind durch Jesum Christum" (1 Petr. 2, 5), dann gehören wir zu denen, zu welchen der Herr spricht: „Ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund mit ihnen sein." Ja dann hat Er schon einen Bund des Friedens mit uns gemacht, „und ein innig's Liebesband mit unsrer Seel' gebunden," und was die Segnungen dieses Friedensbundes betrifft, so dürfen wir sie uns alle getrost aneignen; denn nun heißt es: „Es ist Alles euer, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, Alles ist euer; ihr aber seid Christi, und Christus ist Gottes" (1 Cor. 3, 21–23).

Dürfen wir uns also diese Verheißung zu eigen machen, stehen wir mit dem Herrn, der Alles hat und Alles kann, im Bunde, mit welchem regen Interesse werden wir nun die Frage wiederholen: Was ist die Natur dieses Bundes? Welche Verheißungen enthält er, welche Verpflichtungen legt er uns auf, und wie weit erstrecken sich seine Segnungen? Was den Bund selbst betrifft, so sagt

der Herr: „Ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen;“ und an einem andern Ort: „Mein Bund war mit ihm zum Leben und Frieden, und ich gab ihm die Furcht, daß er mich fürchtete und meinen Namen scheuete“ (Maleachi 2, 5). Und war ein solcher Bund nöthig? War Tod und Unfriede da? Wer, m. l. Brr. u. Schwn., der die Welt, der sich selbst, der sein eigenes, todtes, unseliges, in natürlicher Feindschaft gegen Gott stehendes Herz kennt, kann so fragen? „Sind wir nicht allzumal Sünder, und mangeln des Ruhmes, den wir an Gott haben sollten?“ (Röm. 3, 23). „Sind wir nicht also Alle fleischlich gesinnt? Und fleischlich gesinnt sein ist der Tod, ist eine Feindschaft wider Gott“ (Röm. 8, 5–7). Und was hat Leben und Frieden gebracht? Was bringt noch bis heute Leben und Frieden ins Herz? Der Bund, den Gott mit der Welt gemacht hat; der Bund, den Er noch jetzt mit einer jeden einzelnen Seele, o wie gern, machen will. „Denn also hat Gott die Welt geliebet, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 16); „und Er ist unser Friede, in dem, daß Er durch Sein Fleisch wegnahm die Feindschaft durch das Kreuz, und hat die Feindschaft getödtet durch sich selbst; und ist gekommen und hat verkündiget im Evangelio den Frieden denen, die ferne waren, und denen, die nahe waren“ (Eph. 2, 14. 16. 17). Der Bund ist also besiegelt mit Blut, „mit dem Blut des Neuen Testamentes, welches vergossen ist für uns und für Viele zur Vergebung der Sünden“ (Matth. 26, 28). Und nur da, wo Er Frieden gestiftet hat, auf Gol-

gatha, nur da kann die Seele, die Er an sich zieht, Frieden finden und Seinem Bunde einverleibt werden; das Kreuz des Friedensfürsten, die Leidensstätten unsers Bürgen auf Gethsemane und Golgatha, das sind die alleinigen Orte, an welchen das bekümmerte, unter der Last der Sünde erliegende, unter der Angst der Seele schmachtende und unter dem Fluch der Verdammniß zagende Herz Friede finden kann. Dort, „dort bekömmt man so geschwinde, als man kaum darum geweint, die Vergebung aller Sünde, und das Lamm zum ew'gen Freund." Sehnen wir uns also nach Frieden, — nur mit dem friedeleeren Herzen, nur mit allem Brast der Sünde auf einmal und ohne alles Zagen, ohne alles Grübeln hin, hin zu dem Altar der Versöhnung, hin, hin zum Kreuz! Wer dorthin flieht, der wird bald sagen können: „Ich bin geworden vor Seinen Augen, als die Frieden findet" (Hohel. 8, 10). Und wird uns wieder aufs Neue bange ums Herz, entweicht „der Friede Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft" (Phil. 4, 7), unserm Gewissen, weil wir uns aufs Neue mit der Welt um uns herum, mit der argen Welt im Innern des Herzens eingelassen und den Bund des Friedens wieder gebrochen haben, — o so laßt uns die Erneuerung unsers Bundes und die Wiedereinkehr Seines Friedens in unser Herz nirgends anders suchen, „als in den blut'gen Leiden unsers ein'gen Freundes," der am Kreuz für uns geblutet hat und für unsre Sünde sich hingegeben, „der unsre Sünde selbst geopfert hat an Seinem Leibe auf dem Holz" (1 Petr. 2, 24). Da werden wir bald wieder Seine Freundesstimme hören: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht gebe ich euch, wie die

Welt gibt'' (Joh. 14, 27). Da werden wir, m. l. Brr. u. Schwn., erfahren, daß Sein Bund mit uns wahrhaftig ein Bund des Friedens ist, und Leben und Friede werden in unser Herz einkehren. Dann werden wir aber auch aus Erfahrung wissen, wie reich, wie groß die Segnungen dieses Friedensbundes sind; werden wissen, ,,daß das Himmelreich ist Friede und Freude im heiligen Geist'' (Röm. 14, 17); werden wissen, daß es kein Alter, keinen Stand, kein Geschlecht, keine Lage, kein Verhältniß im Leben gibt, worin wir nicht, auch ,,wenn wir in der Welt Angst haben'' (Joh. 16, 33), in dem Heiland zufrieden, kindvergnügt und selig sein können, ,,indem wir nun nicht mehr sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare'' (2 Cor. 4, 18), ,,und unser Herz nicht hängen an das, was auf Erden ist, sondern an das, das droben ist'' (Col. 3, 2). Aber dann, m. l. Brr. u. Schwn., dann werden wir auch wissen, daß dieser Bund des Friedens zugleich ein Bund des neuen Lebens aus Gott ist, wie Er selbst gesagt hat: ,,Das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben, und in ihren Sinn schreiben'' (Jerem. 31, 33). ,,Und ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben, und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln, und meine Rechte halten, und darnach thun'' (Ezech. 36, 26. 27). Darum, m. l. Brr. u. Schwn., laßt uns unsre Herzen prüfen, — prüfen vor dem Angesicht des Heilandes, mit Bitte um die Erleuchtung Seines heiligen Geistes, — prüfen, ob wir in diesem Bunde des Lebens sowohl, als wie des Friedens

mit Ihm ſtehen, damit wir nicht ſagen: „Friede, Friede! und iſt doch nicht Friede“ (Jerem. 6, 14. 8, 11); „denn der feſte Grund Gottes beſtehet, und hat dieſes Siegel: Der Herr kennet die Seinen; und: Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Chriſti nennet“ (2 Tim. 2, 19).

Und wie weit erſtrecken ſich nun die Segnungen dieſes Bundes? Durchs ganze Erdenleben hindurch, und weit, weit über daſſelbe hinaus! „Das ſoll ein ewiger Bund ſein mit ihnen;“ nicht nur, ſo lang die Erde ſteht mit allen ſeinen Auserwählten, ſondern ſo lang die Ewigkeit währt mit allen ſeinen Vollendeten, „welche überwunden haben durch des Lammes Blut“ (Offenb. 12, 11). Ja wenn alle andern Wohlthaten und Segnungen unſers Gottes, — und wie reich ſind die! — wenn alle andern Segnungen und Wohlthaten unſers Gottes aufhören werden, dann wird der wahre, dauernde Friede und die wahre, dauernde Freude dieſes Bundes erſt ihren Anfang nehmen: „Denn das kein Auge geſehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, das hat Gott bereitet denen, die Ihn lieben“ (1 Cor. 2, 9). Dann, dann wird Er uns Alle zu ſich ziehen; und nach Seiner Verheißung, daß, „wo Er iſt, da ſoll Sein Diener auch ſein“ (Joh. 12, 26), „werden wir bei Ihm ſein und Seine Herrlichkeit ſehen, die Ihm der Vater gegeben hat“ (Joh. 17, 24); wir werden Theil haben an der Seligkeit „des himmliſchen Jeruſalems“ (Ebr. 12, 22), und werden ſtehen vor dem Thron, bei Dem, „vor welchem Freude die Fülle iſt und liebliches Weſen zu Seiner Rechten ewiglich“ (Pſ. 16, 11).

Und dieſen herrlichen, glorreichen Bund mit den Verheißungen und Segnungen, die kein Menſchenherz hier verſtehen und begreifen kann, dieſen ewigen Bund will Er mit einem Jeden von uns machen und erneuern; und ganz beſonders auch heute mit Euch, meine Lieben, die Ihr an dieſem Tage Euer Bundesfeſt gefeiert habt. O daß es für einen Jeden von Euch ein Tag des reichen Segens aus der Gnadenfülle Eures Heilandes geweſen ſein möge! daß ein Jedes von Euch Ihm das Herz möge hingegeben und einen neuen Bund des Friedens mit dem Heiland gemacht haben! Denn Er iſt Euch wahrhaftig entgegen gekommen, um einen ſolchen Bund des Friedens mit Euch zu machen, der „ein ewiger Bund ſein ſoll.“ Die ganze liebe Gemeine nimmt nahen Antheil an Eurem zeitlichen und ewigen Wohl, und vereinigt ſich mit Euren lieben Eltern, Verwandten und Freunden, den Heiland für Euch anzuſehen, und Ihn von ganzem Herzen zu bitten, daß Er mit Euch ſein möge auf Eurer ganzen Lebensbahn, daß Er ſchon jetzt Eure Herzen an ſich ziehen und feſt an ſich binden möge, „und daß dereinſt Eure Seelen im Bündlein der Lebendigen bei dem Herrn, Euren Gott, eingebunden gefunden werden mögen!“ (1 Sam. 25, 29).

So laßt uns dann, m. l. Brr. u. Schwn., nicht nur einzeln und in der Stille, wie wir es gewiß ſchon gethan haben, ſondern nun auch noch gemeinſchaftlich mit vereinter Stimme den Heiland bitten, daß Er Sein Verheißungswort an ihnen erfülle: „Ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das ſoll ein ewiger Bund ſein mit ihnen.“

Gesungen:

O, er bleib' ihn'n eingedrückt ꝛc. 467, 4.

Ach möchte Jed's Leib, Seel' und Herz Dir, liebster Jesu, weihen! Hilf durchs Verdienst von Deinem Schmerz dem Chor zu dem Gedeihen: im Herzen und im Angesicht so Jesushaft zu werden, daß, wer sie zu Gesichte kriegt, denkt: so war Er auf Erden. 1245, 10.

Ja mache Dir doch Jegliches ꝛc. 1111, 2.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi ꝛc. 210.

Rede

des Bischofs Nitschmann bei der Ordination des Bruders Eduard Wauer zu einem Diakonus der evangelischen Brüderkirche. Gehalten an die Gemeine in Herrnhut am 13. Januar 1856.

Gesungen: Du treuer Hausherr der Gemein' ꝛc. — und sprich zu Jeglichem: Ich segne dich! 1341.

Diesen Segen, meine lieben Brüder und Schwestern, wollen wir jetzt ganz besonders von unserm lieben Herrn erbeten haben für diesen Seinen Diener, den wir jetzt hier in unsrer Mitte haben. Unser lieber Bruder Eduard Wauer ist, m. l. Geschw., euch kein Fremder oder Unbekannter. Hier geboren, ist er ein Kind dieser Gemeine; seine lieben Eltern und Geschwister wohnen unter euch. Seine Kinderzeit hat er hier verlebt; und wenn er nachher seine Studienjahre im Pädagogium

und Seminarium verbracht hat, — darauf acht Jahre im Lehrerdienst in unsern Anstalten, hauptsächlich in Königsfeld, und darauf beinahe vier Jahre in Basel als Pfleger der ledigen Brüder unsrer dortigen Societät — so ist er doch dazwischen öfters hier gewesen, und Du, liebe Gemeine, hast ihn hier gesehen, so daß er glauben darf, daß das Band, welches eine Gemeine mit ihren Kindern verbinden soll, das Band der Liebe, der Theilnahme, des Andenkens und des Gebets, Dich noch heute mit ihm herzlich verbindet. Nun hat er von unserm lieben Herrn einen Ruf bekommen als Pfleger der ledigen Brüder in Christiansfeld. Da er dort mehr in die Gehülfenschaft des Predigers wird einzutreten haben und mehr Theil zu nehmen an der Verwaltung der heiligen Sacramente, so ist dazu seine Ordination zu einem Diakonus der Brüderkirche erforderlich. Diese Ordination unsrer Diakonen haben wir von der alten Brüderkirche überkommen, welche sie von dem Beispiel der ersten apostolischen Gemeine entnommen hat, wie wir in der Apostelgeschichte lesen, „daß diese erste Gemeine Männer erwählte, welche ein gutes Zeugniß bei der Gemeine hatten" (Ap. Gesch. 6, 3), damit dieselben sich nicht blos der äußeren Nothdurft der Gemeine, besonders der Armenpflege, annehmen sollten, sondern auch, daß sie Gehülfen seien der Apostel und Lehrer, so wie Timotheus der Gehülfe des Apostels Paulus war. Da lesen wir nun, „daß die Gemeine diese Männer vor die Apostel stellete, und sie legten die Hände auf sie, und beteten über sie" (Ap. Gesch. 6, 6).

Diese von der ersten apostolischen Gemeine entnommene, und von der alten Brüderkirche auf uns gekommene Ordination zu einem Diakonus soll

nun dieſer unſer Bruder Eduard Wauer empfangen; wir ſollen auch die Hände auf ihn legen, und Du, liebe Gemeine, ſollſt mit mir über ihn beten. Und wenn wir das im Glauben thun, und mit zu unſerm Herrn aufgehobenen Herzen, ſo wollen wir verſichert ſein, daß der Herr dieſen Seinen Diener ſegnen, und das Maß Seines Geiſtes und Seiner Gaben auf ihn legen werde, welches Er für ihn beſtimmt hat.

Dazu, m. l. Brr. u. Schwn., haben wir heute einen ganz beſonderen Text, einen Text, bei welchem eine Gemeine Jeſu gleich auf ihre Knie fallen und anbeten möchte:

Es hat überwunden der Löwe, der da iſt vom Geſchlecht Juda, die Wurzel David's. Offenb. 5, 5.

Wir war'n verlorne Leute: nun ſind wir Seine Beute, ein Segen von dem Kreuzesſtamm. 609, 9.

Johannes, der Jünger und Apoſtel unſers Herrn, empfing von ſeinem Herrn eine hohe Offenbarung über die ganze Zukunft Seiner heiligen Kirche auf Erden bis zu ihrer Vollendung in Seiner Herrlichkeit. „Da ſahe Johannes in der rechten Hand Deß, der auf dem Stuhle ſaß, ein Buch, geſchrieben inwendig und auswendig, und verſiegelt mit ſieben Siegeln; und ſahe einen ſtarken Engel predigen mit großer Stimme: Wer iſt würdig, das Buch aufzuthun, und ſeine Siegel zu brechen? Und Niemand im Himmel noch auf Erden, noch unter der Erde konnte das Buch aufthun und darein ſehen. Darüber weinte Johannes ſehr. Da ſprach einer der Aelteſten, die vor dem Stuhle ſtanden: Weine nicht! Siehe, es hat überwunden der Löwe, der da iſt vom Geſchlecht Juda, die Wurzel David's, aufzuthun das Buch, und zu brechen ſeine ſieben Siegel. Und Johannes ſahe,

und siehe, mitten im Stuhl stand ein Lamm, wie es erwürget wäre; das kam und nahm das Buch aus der rechten Hand Deß, der auf dem Stuhle saß. Und da es das Buch nahm, fielen die vier und zwanzig Aeltesten vor das Lamm, und sangen das neue Lied, und sprachen: Du bist würdig zu nehmen das Buch, und aufzuthun seine Siegel, denn Du bist erwürget, und hast uns Gott erkauft mit Deinem Blut. Und er hörte eine Stimme vieler Engel um den Stuhl, die sprachen mit groſser Stimme: Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob. Das war das Lied der viel tausendmal tausend Engel, das Lied der Gottesseraphim" (Offenb. 5, 1. 9. 11. 12). „Und Jesu Brautgemein', Sein Fleisch und Sein Gebein, singt fröhlich Amen drein; ihr Lied, das hier und droben tönt, ist: Dank sei Dem, der uns versöhnt! Ehre dem Gotteslamm am Kreuzesstamm; Ehre Gott und dem Lamm!"

Ja, m. l. Brr. u. Schwn., wo der Heiland eine Brautgemeine hat, wo Er eine Gemeine hat, deren Herzen Ihn als ihren Bräutigam haben kennen gelernt, „der auch um sie geworben, da Er am Kreuze für sie gestorben, die Ihn in Seiner Liebe kennen, der mit so viel Wunden sich als Bräut'gam Seiner Braut unauflöslich fest verbunden, und auf ewig anvertraut," — da hört man auch dieses neue Lied, da werden Ihm auch solche Brautlieder gesungen.

Wer sind nun wir, m. l. Brr. u. Schwn., und was sollen wir von uns und unsrer Brüdergemeine sagen? Das kann man wenigstens zu ihr sagen: O Brüdergemeine, du solltest wenigstens

eine solche Brautgemeine unsers Heilandes sein! Zwar hast du nie Seine Herrlichkeit gesehen; aber du hast Ihn als deinen Bräutigam gesehen, „du hast einmal unter Seinem Kreuze gestanden, und Ihm da ins Herz, in die Nägelmaal' und unter die Krone geblickt;" du hast Ihn gesehen in Seiner Martergestalt, „in der lieblichsten Gestalt, von welcher Seiner Braut das Herze wallt." Das hat auch dir dein Herz genommen; da bist du auch Seine Brautgemeine geworden, da hast du Ihm auch dein Brautlied gesungen.

Und wie ist es jetzt? Ja, diese unsre Brautlieder tönen Ihm noch bei uns. Aber das macht es nicht. Wie steht es um unsre Brautliebe? wie steht es „um die von Jesu Tod und Schmerzen gänzlich hingenommenen Herzen," die nun allein an Ihm hangen? Das ist die Hauptfrage! Nun, das weiß Er allein, der unser Herz kennt. Er allein weiß, wie viele Brautherzen Er unter uns hat, und wie viele Er noch kriegen soll; denn „Er ist für uns Alle erhöhet, um uns Alle zu sich zu ziehen" (Joh. 12, 32). Noch fehlt Ihm manches Herz. Aber das ist gewiß: „Seine Gnade wird Er nicht von uns weichen, und den Bund Seines Friedens wird Er nicht hinfallen lassen" (Jes. 54, 10). Und das ist auch gewiß: „Wir sind nur dazu, daß wir das Lamm erhöhn, bei aller Unruh' und Schmach, darin wir stehn; wir haben's doch dem Lamm geschworen, und sind aus Gnaden dazu erkoren." O, lieber Heiland, „diesen Ruf und diese Gnadenwahl mache uns Allen in unsern Herzen alle Tage und heute auch aufs Neue fest, daß wir mit der Deinen Zahl, die ihr schönes Erbtheil können ewig unverwelklich nennen, bis zu Dir durch Gottes Macht werd'n im Glau-

ben durchgebracht," und dann auch das neue Lied werden mitsingen dürfen: „Würdig ist das Lamm, das geschlachtet ist, zu nehmen Preis und Ruhm und Dank und Anbetung!"

Diesen Deinen Ruf und Gnadenwahl kennst Du, lieber Bruder Eduard Wauer. Du bist von Deiner Mutter Leibe auf den Heiland geworfen, und bist Ihm verschrieben zu Seiner Blutgemeine. „Er hat auch Dein Herz überwogen, und Dich mit Liebe an sich gezogen." Nun, diesen Bund der Liebe erneuere Er heute mit Dir, und Du mit Ihm! Du hast nun auch noch einen Beruf von Ihm erhalten, den Beruf, Ihm zu dienen in Seiner Gemeine, Seinen Namen zu verkündigen Deinen Brüdern, und zu predigen in der großen Gemeine. Da wirst auch Du nur dazu sein, daß Du das Lamm erhöhst. Rufe in die Gemeine: „Seelen, kommt zum Lamm gegangen, das den Sündern freundlich ist!" Sage Deinen Brüdern: „Wir sind nur dazu, daß wir das Lamm erhöhn!" „Wir sind dem Lamm verbunden all' Augenblick' und Stunden wohl überhoch und sehr; was Leib und Seel' vermögen, woll'n wir von Herzen legen allzeit zu Deinem Dienst und Ehr'." Sammle Dein Chor um unser Lamm und um Seine Siegesfahne, unter welcher vielleicht noch manche Deiner Brüder dem Herrn hier dienen sollen. Nun, „so lang' die Hütte steht, werde Jesu Kreuz auch von Dir erhöht, bis Deine Lippen kalt sind." So gehe hin Ihn lieben, Ihm leben und Ihm dienen! Er aber, Dein treuer Heiland, versiegle Dir nun bei Deiner Ordination diesen Deinen zwiefachen Ruf und Erwählung!

Du aber, liebe Gemeine, hilf ihm dieses jetzt mit mir vom Heiland erbitten! Und Ihr, liebe

Eltern, die Ihr dieses Euer liebes Kind gleich in seinen ersten Lebenstagen in seiner heiligen Taufe hier an dieser Stätte dem Heiland zu Seinem Eigenthum geweiht habt, die Ihr ihn seitdem mit Eurer Sorge, Eurer Liebe und mit Euerm Gebet begleitet habt bis auf diese Stunde, legt jetzt auch Euern elterlichen Segen auf diesen Euern Sohn, wenn er sich nun seinem Heiland aufs Neue zu Seinem Knecht und Diener weiht in Seiner Gemeine.

Ges. Hebe auf die durchgegrabnen Hände ꝛc. 1097, 2.

Gebet.

Herr Jesu, der Du das Haupt Deiner Gemeine bist und Deines Leibes Heiland, wir flehen Dich jetzt an, uns, und namentlich diesen Deinen Diener, der hier auf seinen Knien liegt, Deine Nähe, Deinen Frieden, Dein Bekenntniß zu uns, kräftig fühlen zu lassen! Laß ihn fühlen, daß Du es bist, der ihn berufen hat, und nun aufs Neue zu Seinem Dienste ruft! Du hast gesagt: „Ohne mich könnet ihr nichts thun" (Joh. 15, 5); aber Du hast uns auch die Versicherung gegeben: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!" (2 Cor. 12, 9). Lieber Heiland, laß ihn davon die selige Erfahrung in seinem Dienste machen! Wenn wir jetzt die Hände auf ihn legen, so lege Du auf ihn Deine Segnungen und das Maß Deines Geistes und Deiner Gaben, welches Du beschlossen hast für diesen Deinen Knecht und Diener! Segne seinen ganzen Dienst in seinem Chore und in der Gemeine! Rühre sein Herz und seine Lippen, wenn er Dein Wort verkündigen soll, daß es nicht leer zurückkomme! Lege auf ihn die priesterliche Salbung, wenn er die heiligen Sacramente verwalten wird! Wenn er mit seinen Brü-

dern reden und handeln soll, dann gib ihm die Freundlichkeit Deines Mundes, Deine Sanftmuth und Deine Demuth, aber auch Deinen heiligen Ernst und Eifer, daß er die Bekümmerten und Betrübten trösten kann, den Irrenden nachgehen, die Fehlenden erinnern und zurechtweisen, die Trägen und Gleichgültigen wecken, die Leichtsinnigen warnen und strafen, die muthwillig Sündigenden erschüttern und heilsamlich betrüben! Gehe mit ihm, lieber Heiland, wenn er zu den Elenden und den Kranken gehen wird; und wenn er die Sterbenden segnen und über sie beten wird, so segne ihn und sie mit Deiner lieben Nähe! Mache ihn zu einem treuen Beter, der täglich vor Dir steht, zu bitten für sich und für seine Brüder, und laß ihn ein Vorbild sein seiner Heerde! So laß ihn gehen und Dich lieben und Dir dienen, bis er alles das vollendet hat, wozu Du ihn berufen hast, und Du auch ihm nach vollbrachtem Glaubens- und Dienerlauf Deinen Gnadenlohn geben kannst, Amen!

Ordinationshandlung.

Chor: Doxologie bei der Ordination der Diakonen. Liturg. Ges. Nr. 75, A. S. 216.

Gemeine: Geht, erhöht die Majestät des Kirchenhaupts mit Preis und Ruhm ꝛc. 1069, 1.

Bericht
von der Negergemeine zu Paramaribo in Suriname vom Jahr 1853.

Unsre diesjährigen Amtshandlungen wurden am 2. Januar mit der Taufe von 18 kleinen Kindern begonnen.

Am 25sten entschlief die alte verwitwete Freinegerin Maria Lucretia, unsre erste Dienerschwester. Schon ihre selige Mutter Marianne Accuba hatte im Jahr 1802 die heilige Taufe empfangen; im Jahr 1808 wurde auch sie durch den seligen Bruder Hans Wied in Jesu Tod getauft und im Jahr 1810 gelangte sie zum Genuß des heiligen Abendmahles. Im Jahr 1818 wurde sie als Dienerschwester angestellt, und hat seitdem dieses Amt 35 Jahre lang ununterbrochen wahrgenommen, die letzten Jahre freilich in großer Schwachheit. Obgleich sie ihre Fehler und Schwächen hatte, war sie doch eine treue Seele. Ihre Kinder und Enkel, gegen welche sie wohl zu viel Nachsicht geübt, machten ihr manches Herzeleid. Die meisten von ihnen mußten ihres sündlichen Wandels wegen von der Gemeine ausgeschlossen werden. Sie war sehr arm; ihr Häuschen fiel ihr fast über den Kopf zusammen, und ihre Familie hätte sich ihrer wohl mehr annehmen können und sollen. Ihr Krankenbett war erbaulich: sie wußte, an wen sie sich zu halten hatte im Leben und im Sterben.

Ihr folgte an demselben Tage eine junge neu getaufte Negerin, Susanna Katharina von Heil-

bronn, nach langen und schweren Leiden. Sie hatte ihren Namen bei unsrer Kirche aufgegeben, hatte aber ganz zurückgestellt werden müssen, da sie gegen alle unsre Bitten und Warnungen eine sündliche Verbindung einging mit einem Manne, der bereits eine Frau und vier Kinder hatte. Doch war sie innerlich nicht ruhig dabei, und der Herr half ihr, aus dieser sündlichen Verbindung loszukommen, indem Er sie auf ein langes und schmerzliches Krankenlager legte, worauf sich der Ehebrecher bald von ihr lossagte. Das brachte sie zur Erkenntniß ihres verlorenen Zustandes. Sie bereute ihren Fall tief und schmerzlich, und rief um Gnade. Da wir zu der Ueberzeugung gelangten, daß ihre Reue und Buße ernstlicher Art sei, konnten wir ihrem Verlangen nach der Abwaschung von Sünden im Bade der heiligen Taufe die Gewährung nicht versagen. Am 2 Januar war sie in Jesu Tod getauft worden. Wir haben die Hoffnung, daß der Herr sie als eine begnadigte Sünderin zu sich genommen hat.

Leider aber konnten wir eine solche Hoffnung nicht hegen von dem Tages darauf hingeschiedenen Petrus Simon. Er war schon ein ältlicher Mann, als er 1849 die heilige Taufe empfing. Leider ergab er sich dem Trunke und wurde ein ausgemachter Trunkenbold. Dieses Laster warf ihn auf ein langwieriges Krankenlager; aber selbst da wußte er gegen den Willen seiner Frau — die, selbst eine Sklavin, ihn mit Treue verpflegte, so weit ihre Verhältnisse solches gestatteten — sich Branntwein zu verschaffen. Als er auf den Rath seiner Frau nach endlich wiedererlangter Gesundheit seinen ersten Ausgang in die Kirche sein ließ, um dem Herrn

für die Erhaltung seines Lebens zu danken, war er doch seiner Leidenschaft so wenig Meister, daß er sogleich nach seiner Zuhausekunft sein Zimmermannshandwerkszeug verkaufte, um aus dem Erlös Branntwein kaufen und sich recht betrinken zu können. Nun verließ die Frau den unverbesserlichen Trunkenbold für einige Zeit. Als er aber bald von Neuem ernstlich erkrankte, eilte sie wieder zu ihm, um ihn zu pflegen. Trotz aller Bitten und Ermahnungen zeigte er weder Reue noch Sinnesänderung, obschon er sich übrigens geistlich wohl auszudrücken wußte. In diesem Zustand starb er. Wir hatten mit der Ausschließung noch immer gezögert, theils wegen seiner fortwährenden Krankheit, theils weil wir eine völlige Verstockung davon befürchteten. Doch wurde er still begraben.

Leider mußten wir den ersten Bettag in diesem Jahre ausfallen lassen, weil ein großer Theil unsrer Gemeinglieder an den zu Neujahr gewöhnlichen Tanzbelustigungen Theil genommen hatte, und einige Freie sogar Mitglieder einer Gesellschaft geworden waren, die regelmäßige Beiträge gibt, um von Zeit zu Zeit einen Tanz anstellen zu können. Wegen der Folgen, welche diese Tänze leider nicht selten nach sich ziehen: Trunkenheit, Diebstahl, — um das dazu nöthige Geld aufzubringen — Fleischessünden u. dgl., sehen wir uns genöthigt, ihnen ernstlich entgegen zu treten. Wir thaten dies auch in einer besonderen Abendversammlung, die nicht ohne Eindruck geblieben zu sein scheint.

Am 7. Februar entschlief der freie Negerbruder David Cadet. Er war im Jahr 1826 getauft und 1828 zum heiligen Abendmahle gelangt. Sein Gang war vielen Abwechselungen unterworfen gewesen. Im Jahr 1840 mußte er wegen Fleisches-

sünden von der Gemeine ausgeschlossen werden. Zwar wurde er im Jahr 1845 zur Gemeine readmittirt; auch dann aber war sein Gang, nicht wie man wohl gewünscht hätte. Sein musikalisches Talent, womit er der Gemeine auch als Posaunenbläser diente, verstrickte ihn mit der Welt. Er ließ sich verleiten, für Geld bei Tänzen aufzuspielen, und als er darüber ernstlich zur Rede gesetzt wurde, erklärte er geradezu: er werde es nicht lassen, auch wenn er darüber von der Gemeine ausgeschlossen werden sollte; er verdiene viel Geld damit, und das werde ihm Niemand ersetzen. Da er die Ausschließung herauszufordern schien, so wurde ihm dieselbe einige Zeit darauf angezeigt. Dies hatte die gewünschte Wirkung; es brachte ihn zur Besinnung. Er erklärte, daß er die Ausschließung wohl verdient habe, daß es aber sein fester Vorsatz sei, sich von allen weltlichen Vergnügungen loszusagen, und seine musikalischen Fertigkeiten nicht mehr zu mißbrauchen. Da es ihm mit seiner Reue Ernst schien, wurde seine Ausschließung zurückgenommen, und er nur für einige Zeit vom heiligen Abendmahl zurückgestellt. Bald darauf erkrankte er ernstlich. Auch dann noch erklärte er seine tiefe Reue, und wir haben Ursache zu glauben, daß wirklich eine gründliche Veränderung mit ihm vorgegangen ist.

Auch in diesem Jahre waren die Passionsbetrachtungen, welche wir während der ganzen Passionszeit an den Mittwoch- und Sonntag-Abenden halten, sowohl von Mitgliedern der Gemeine, als Fremden zahlreich besucht. Möge die nie veraltende Erzählung von Jesu bitterem Leiden und Tode auch diesmal einen tiefen und bleibenden Eindruck auf viele Herzen gemacht haben!

Am 5. März hatten wir die Freude, den ledigen Bruder Clemens und die verwitwete Schwester Louise Bau, geborne Geisler, als unsre künftigen Mitarbeiter willkommen zu heißen. Am 30. März trat Letztere mit dem verwitweten Bruder Elias Bau in den Stand der heiligen Ehe.

Am 5. April entschlief unser erster Helferbruder, Johannes Figaro Zwiep, ein Freineger, in einem hohen Alter. Er war im Jahr 1813 getauft worden, und noch in demselben Jahr zum Genusse des heiligen Abendmahles gelangt. Sein Gang war nicht ohne Abwechselungen; er wurde sogar im Jahr 1822 von der Gemeine ausgeschlossen, aber 1825 wieder readmittirt. Im Jahr 1831 wurde er als Saaldiener und 1835 als Helferbruder angestellt. Als solcher war er nicht gerade ausgezeichnet, da er es mit sich und Andern nicht allzu genau nahm, doch hatte er eine langjährige Erfahrung und viele Personenkenntniß. Seit dem Heimgang seiner letzten Frau 1851 kränkelte er viel und das Ausgehen wurde ihm beschwerlich.

Am 7. April gefiel es dem Heiland, unsre liebe Schwester Sophie Henriette Döhrmann, geborne Scherer, im 49sten Lebensjahr an den Folgen einer langwierigen auszehrenden Krankheit selig zu vollenden. Sie war den 18. September 1804 zu Ebersdorf im Vogtlande geboren. Ihre Kinder- und späteren Jugendjahre verbrachte sie im Schooße dasiger Gemeine, und lebte darauf im Chorhause der ledigen Schwestern daselbst. Im März 1835 erhielt sie den Ruf, dem Heiland in hiesiger Mission zu dienen und zugleich mit dem ebenfalls hieher berufenen ledigen Bruder Christian Döhrmann in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Am 26sten Juni desselben Jahres trafen genannte Geschwister

hier ein. Schwester Döhrmann half ihrem Manne in dem mit der Schneiderei verbundenen Verkauf, wozu sie viel Geschick hatte und worin sie große Angelegenheit und Treue bewies. Auch nahm sie Theil am Sprechen der Abendmahlsgemeine. Ihre 18jährige Ehe war mit 4 Kindern gesegnet, von denen jedoch das erstgeborne Söhnchen schon nach 7 Monaten vom Herrn heimberufen wurde. Nachdem sie schon seit mehreren Jahren gekränkelt, bildete sich nach und nach bei ihr eine Auszehrung aus, während sie früher eine besonders starke Constitution zu haben schien. Ungeachtet ihrer Leibesschwachheit blieb sie aber in der gewohnten Thätigkeit, so lange ihre Kräfte es irgendwie erlauben wollten, bis sie endlich im Herbst vorigen Jahres sich auf ihr Zimmer beschränken mußte. Gegen Weihnachten aber nahmen ihre Kräfte so ab, daß sie völlig bettlägerig wurde. Immer schwächer werdend, sehnte sie sich recht herzlich darnach, bald aufgelöst und bei Christo zu sein. Als es sich damit von Woche zu Woche, und von Tag zu Tag verzog, wollte ihr die Wartezeit wohl manchmal zu lange werden, und manche bange Seufzer um baldige Erlösung stiegen bei ihr auf. Doch stärkte ihr der Herr den Glauben immer wieder, bis sie endlich am 7. April das Ziel ihres Sehnens erreichen und vom Glauben zum Schauen übergehen durfte. — Am Tage ihres Begräbnisses, den 8ten April, mußte sich unser lieber Bruder Drexler zu Bette legen. Seine Krankheit erwies sich als ein hitziges Gallenfieber, welches gleich anfangs sehr heftig auftrat und uns um sein Leben recht besorgt machte. Doch segnete der Heiland, gewiß auch auf unsre Bitte, die angewandten Mittel, so daß wir uns seiner Wiederherstellung freuen durften.

Am 11. Mai empfing der alte Loenzoneger Vigilant auf dem Krankenbette die heilige Taufe, und in derselben den Namen Paulus. Seine ganze Familie gehörte längst unsrer Kirche an, und auch er hätte, nachdem er in früheren Jahren zuweilen Gelegenheit gehabt, Gottes Wort zu hören, sich schon längst gern gemeldet, um näher unterrichtet zu werden. Da er aber einen Beinschaden hatte, der ihn verhinderte, Hausarbeit zu verrichten, so war er von seinem Eigenthümer schon seit vielen Jahren auf einem kleinen Kostgrund an der Saramacca als Wächter angestellt worden. Dadurch wurde er völlig gehindert, mit uns in Berührung zu kommen. Denn obwohl auf einer benachbarten Plantage von Zeit zu Zeit besucht und Gottesdienst gehalten wurde, erlaubte ihm doch sein Beinschaden nicht, dahin zu gehen. Als dieser immer schlimmer wurde, und er zuletzt seinen Wachtposten gar nicht mehr versehen konnte, wurde er endlich in die Stadt gebracht und hier auf sein und seiner Herrschaft Verlangen sofort von uns besucht. Seine Unwissenheit in geistlichen Dingen war groß, aber größer noch sein herzliches Verlangen, ein Eigenthum Jesu zu werden. Als sein Ende näher zu kommen schien, empfing er zu seiner großen Freude die heilige Taufe. Er hatte doch noch einige Erkenntniß erlangt. Kurze Zeit darauf entschlief er im Glauben an seinen Erlöser.

Am 16. Mai wurde auf ihrem Schmerzenslager die freie Kreolnegerin Nanny Chokolad mit Namen Jacoba in Jesu Tod getauft. Da ihre Mutter eine alte Communicantin unsrer Kirche ist, so hatte die Tochter als Kind einigen Schulunterricht genossen, war aber, da sie die Welt lieb gewann, nicht nur aus der Schule und Kirche weg-

geblieben, sondern hatte auch alle Gemeinschaft mit uns aufgegeben. Aller Ermahnungen von Seiten ihrer Mutter ungeachtet, ging sie Jahre lang ihre eigenen Wege, welche nicht die besten waren. Seit mehreren Jahren lebte sie mit einem Mulatten von der reformirten Kirche, der — fast ein seltener Fall — sie allein zur Frau hatte, und ihr selbst dann treu zugethan blieb, als sie krank und elend wurde. Sie hatte starke Brustschmerzen verspürt, und wie gewöhnlich ihre Zuflucht zu einheimischen Mitteln genommen. Eine Negerin gab ihr einen Trank, der aber zu stark war, oder schädliche Dinge in zu großer Menge enthielt. Denn sie hatte ihn kaum genommen, als sie ein heftiges Seitenstechen bekam, welches sie nie wieder verließ. Sie wurde so elend, daß sie ohne die größten Schmerzen nicht mehr gehen, noch aufrecht sitzen konnte, sondern auf Händen und Füßen kriechen oder zusammen gekrümmt liegen mußte. Sie verbrachte die letzten Jahre in großer Angst und Trübsal. In ihrem Elend aber kam sie zur Erkenntniß, und bat um Zuspruch, der ihr denn auch gern gewährt wurde. Sie klagte sich als eine große Sünderin an, und bereute von Herzen, daß sie dem Heiland so lange widerstrebt hatte. Nachdem sie öfters war besucht worden, wobei sie eine recht gute Erkenntniß der Heilswahrheiten zu Tage legte, empfing sie auf ihre und ihres Mannes Bitte das Bad der heiligen Taufe. Sie war dabei sehr angethan und voll Freude und Dankbarkeit mitten in ihren Schmerzen. Sie blieb in dieser seligen Herzensstellung, bis sie nach einigen Monaten von ihren Leiden erlöst wurde.

An demselben Tage empfing auch der kranke Freineger Johannes Nelson die heilige Taufe. Er

hatte sich schon in früheren Jahren einmal gemeldet, aber es war ihm kein rechter Ernst damit gewesen, darum hatte er sich bald wieder zurückgezogen und nach wie vor als Heide gelebt. Besonders hatte ihn, nach seinem eigenen Geständniß, das zurückgestoßen, daß er bei uns nicht nach Gefallen seine Frauen verlassen und andere nehmen durfte und zugleich mit zwei oder mehreren Frauen leben. Als er nun vor einiger Zeit durch Kränklichkeit genöthigt war, sich von einem Außenplatze in die Stadt zurückzuziehen, hatte er sich zur Annahme in die reformirte Kirche gemeldet, theils um doch einer christlichen Kirche anzugehören, theils weil in dieser keine Kirchenzucht geübt wird, wie es bei uns der Fall ist. Während seiner Krankheit aber trat ihm der Geist Gottes ans Herz, und eben das, was ihn so lange von uns zurückgehalten hatte, wurde ihm nun zur schweren Last und Sünde. Er suchte von Neuem Anschluß an uns, und bekannte seine Sünden mit großer Offenheit und tiefer Scham und Reue. Er wurde zum Sünderheiland hingewiesen, bei welchem er nun Gnade und Vergebung suchte. Er pries die Barmherzigkeit seines Herrn, der ihn durch Krankheit und Leiden in Liebe zu sich gezogen. Nach einiger Zeit ist er im Glauben entschlafen.

Am 25. Mai entschlief die alte Mulattenschwester Johanna Charlotte Rinzeier in einem Alter von mehr als 80 Jahren. In früher Jugend in der reformirten Kirche getauft, schloß sie sich, wie so viele Andere, welche die holländische Sprache nicht verstehen, später an unsre Kirche an. Da sie die Boasiekrankheit hatte, und zwar zuletzt in einem hohen Grade, so konnte sie nicht mehr ausgehen, und wurde in ihrem Hause in die Ge-

meine aufgenommen und zum heiligen Abendmahl confirmirt. Sie wurde fleißig besucht und ihre Glaubensfreudigkeit gereichte uns zu vieler Erbauung. Sie suchte, was droben ist, und ließ sich durch Kreuz und Leiden nur um so näher zum Heiland hinziehen.

Am 9. Juni empfing das Mestizenmädchen Johanna auf dem Krankenbett das Bad der heiligen Taufe. Sie ist eine arme, gebrechliche Person, und konnte darum nur selten zur Kirche kommen, ist aber von uns viel auf ihrem Krankenlager besucht worden, zumal in der letzten Zeit, seit sie ganz darnieder lag. Bei diesen Besuchen legte sie ein rührendes Verlangen nach der heiligen Taufe an den Tag, und bat oft mit Thränen um dieselbe, um, wie sie sagte, dadurch von Sünden abgewaschen und ein Eigenthum Jesu zu werden. Als ihr nun ihre Bitte gewährt wurde, vergoß sie bei der heiligen Handlung viele Thränen und versprach, ein ganzes Eigenthum Jesu zu werden.

In diesem Monat verließ uns auch unsre liebe verwitwete Schwester Katharina Voigt, um in Gesellschaft unsers vieljährigen Freundes, des bisherigen Besitzers der Plantage Tourtonne, Herrn Gehrels, nach Europa zurückzukehren. Wir bedauerten herzlich, daß die fortwährende Abnahme ihres Augenlichtes und zunehmende körperliche Schwäche unsrer lieben Schwester nicht länger gestattete, unter uns zu bleiben, gönnten ihr aber von Herzen einen stillen Vorsabbath in der Gemeine, wornach sie sich sehnte, nach mehr als 20jähriger treuer und gesegneter Thätigkeit, erst an der Seite ihres lieben seligen Mannes, dann noch viele Jahre in ihrem einsamen Witwenstande. Ihr Gedächtniß wird auf der hiesigen Mission noch

lange in Segen bleiben, namentlich auch unter den Negern der ehemaligen Landesplantage Andresa an der Copenama, die nun auf Katharina Sophia an der Saramacca sind, deren Unterricht sie mehrere Jahre mit großer Liebe und Treue besorgt hat, und die ihr in herzlicher Liebe zugethan waren und gewiß bleiben.

Am 19. Juni entschlief die verwitwete Mulattenschwester Johanna Friederica de Kruiff. Sie war bereits seit dem Jahr 1827 eine Communicantin unsrer Gemeine. Seit einigen Jahren durch Altersschwäche am Besuch der Kirche gehindert, wurde sie fleißig von uns besucht. Im vorigen Jahr verletzte sie sich durch einen schweren Fall dergestalt, daß sie seitdem nicht mehr im Stande war, von ihrem Lager aufzustehen. Sie trug ihr Kreuz mit kindlicher Ergebung in den Willen des Herrn und sprach wiederholt die feste Gewißheit aus, daß sie von Gott nicht werde verstoßen, sondern zu Gnaden angenommen werden. Zuweilen wollte es freilich scheinen, als habe sie keine recht lebhafte Empfindung ihrer Sünden, und eine Beimischung von eigener Gerechtigkeit. Doch zeigten gründliche Unterredungen mit ihr, daß sie sich als eine arme Sünderin vor Gott erkenne. Ihre Ruhe und Sterbensfreudigkeit gründete sich auf den einfältig festen Glauben, daß der Herr wirklich so Großes für sie gethan, und sie mit Seinem theuren Blute erkauft habe. Einige Tage vor ihrem seligen Heimgang sprach sie diesen Glauben nochmals mit großer Freudigkeit aus.

Am 12. August entschlief die freie Mulattenschwester Amalia Theresia Caupein. Sie war bis vor nicht gar langer Zeit ein Mitglied der reformirten Kirche gewesen. Als sie aber nach mehr-

jährigem Krankenlager zu einer tieferen Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit kam, und ein herzliches Verlangen nach geistlichem Zuspruch und mehrerer Anfassung empfand, sprach sie ihren Wunsch aus, ein Mitglied unsrer Gemeine zu werden. Sie wurde fleißig besucht, und war dafür sehr dankbar. Am 16. Mai dieses Jahres wurde sie in ihrem Hause in die Gemeine aufgenommen. Sie sprach sich gern und viel über ihren Herzenszustand aus und hatte eine herzliche Sehnsucht, abzuscheiden und bei Christo zu sein.

Am 3. September waren bei der Feier des heiligen Abendmahles 25 Personen als erstmalige Mitgenossen zugegen. Diese waren einige Tage zuvor in der Vorbereitungsrede zum heiligen Abendmahl — der hier auch immer viele Fremde beiwohnen, da, außer vom heiligen Abendmahl selbst, Niemand vom Besuch der Versammlungen zurückgehalten werden kann, was oft störend genug ist — confirmirt worden. Unter den Confirmanden, wie unter den Täuflingen, sind immer Einzelne, die in der Erkenntniß noch sehr zurück sind. Es ist Einem manchmal fast unbegreiflich, wie weit die Stumpfheit und Begriffslosigkeit, namentlich älterer in der Sklaverei und im Heidenthum aufgewachsener Leute doch eigentlich geht, und wie wenig sie die allereinfachsten Wahrheiten fassen und begreifen. Indeß, wenn wir nur ein herzliches Verlangen, verbunden mit dem Armensündergefühl und Glauben an den Heiland wahrnehmen, lassen wir uns durch die geringe Erkenntniß der Candidaten nicht abhalten, sie zur heiligen Taufe und zum heiligen Abendmahl zuzulassen. Gehören sie doch auch zu den geistlich Armen, denen das Himmelreich zugesprochen ist, und kommt es doch nicht sowohl auf

die Erkenntniß, als auf die Liebe an. Wir haben zwar in unſern vorausgehenden Unterrichten ein beſonderes Augenmerk auf ſolche Arme am Geiſte, und ſuchen unſern Unterricht ſo einfach und faßlich als immer möglich einzurichten. Wollten wir aber warten, bis ſie das Vorgetragene ganz begriffen haben und in einfachen Worten wiedergeben können, ſo würden Manche nie zum Genuß der heiligen Sacramente gelangen. Dies gilt beſonders von den im Heidenthum alt und grau Gewordenen. Bei den jüngeren Leuten, namentlich denen, die als Kinder unſre Schulen beſucht haben, iſt es ganz anders. Auch werden wir den Einfluß unſrer Sonntagsſchulen bei ſolchen Gelegenheiten wohl gewahr. Doch machen wir auch oft genug die Erfahrung, daß das Wiſſen des göttlichen Willens und eine geförderte Erkenntniß nicht vor der Sünde ſchützt, während der einfältige Glaube, auch ohne viel Erkenntniß, das Herz feſt macht in der Stunde der Anfechtung.

Unter den 27 Perſonen, welche am 11. September das Bad der heiligen Taufe empfingen, war auch der alte Buſchneger Koopmann. Auch er war in geiſtlichen Dingen ſehr ſtumpf und unwiſſend, obgleich er in den gewöhnlichen Vorkommenheiten und Angelegenheiten des Lebens Verſtand genug zeigte, und ſelbſt eine gewiſſe Schlauheit beſaß. Möge er nur wirklich zu denen gehören, die als geiſtlich Arme die Verheißung des Himmelreichs haben. Der Herr allein kennet die Herzen; und es iſt natürlich, daß wir zuweilen durch erbauliche Aeußerungen getäuſcht werden, zumal da, wo wir nicht Gelegenheit haben, das tägliche Leben und den Wandel genau zu beobachten, was ja bei der großen Zahl derer, die ſich zu unſrer Kirche

halten, nur immer bei Wenigen der Fall ist. Erwähnter Koopmann war uns manchmal wegen der großen Beharrlichkeit merkwürdig, mit welcher er fortwährend unsre Sonntagsschule besuchte. Zwei Jahre lang saß er mit seinem grauen Haupte mitten unter den Knaben, um das A b c zu lernen, hat es aber nie so weit gebracht, auch nur einen Buchstaben zu kennen. Seit seiner Taufe ist er aus der Schule weggeblieben.

In diesem Monat entschlief die alte Indianerschwester Wilhelmine Madimtje. Sie war eine der Wenigen aus ihrer Nation, die noch der Stadtgemeine angehören. Sie, wie die Andern, war in früheren Zeiten durch die im Lande wohnenden Indianer (Karaiben) auf ihren Kriegszügen gegen ferne Indianerstämme, die wohl mit dem ausdrücklichen Zweck unternommen wurden, Sklaven zu machen, geraubt und hier in der Stadt als Sklavin verkauft worden, wo diese Sklavinnen gewöhnlich die Sitten der Neger annehmen und sich mit ihnen verheirathen. Nachdem sie in der römischen Kirche getauft worden, ward sie später auf ihre Bitte im Jahr 1829 in unsre Gemeine aufgenommen. Ihr Gang aber war nicht ein solcher, wie er einem Kinde Gottes ziemt, und im Jahr 1839 mußte sie wegen Diebstahl von der Gemeine ausgeschlossen werden. Sie wurde nun vollends gleichgültig, und erst im Jahr 1847 konnte sie, wie es schien, als eine reuige Sünderin wieder angenommen werden. Aber bald nach ihrer Wiederannahme fiel sie in die vorige Gleichgültigkeit zurück. Sie kam weder zum Sprechen, noch in die Kirche. Dabei wurde sie körperlich und geistig immer stumpfer. Als sie nun in diesem Jahre ernstlich erkrankte, bat sie um den Besuch eines

Lehrers, welchem Verlangen wir sofort genügten, obgleich wir sie schon seit mehreren Jahren nicht mehr zu uns, sondern zur römischen Kirche gehörend, angesehen hatten, da uns berichtet worden war, daß sie sich zu dieser halte, und von unsrer Kirche nichts mehr wissen wolle. Sie bekannte nun mit Reue ihre Sünden und Abweichungen, und bat herzlich um die Wiederannahme zu unsrer Gemeinschaft. Diese ihre Bitte wurde ihr gewährt, und sie in Gegenwart mehrerer Negergeschwister in ihrem Hause feierlich readmittirt, wofür sie sich sehr dankbar aussprach. Einige Tage darauf entschlief sie, wie wir glauben, als eine reuige Sünderin, die Gnade gesucht und gefunden hat.

Am 23. September fand in Gegenwart sämmtlicher Missionsgeschwister, des Gouverneurs und einiger Freunde die feierliche Einweihung unsers neuen Schulhauses Statt. Nachdem unsre Negerschulen seit vielen Jahren in der Kirche gehalten worden, bald aber durch Krankheiten der in dem Kirchgebäude wohnenden Missionsgeschwister, bald durch die regelmäßig wiederkehrenden Sprechen einer Gemeine von 5000 Seelen vielfach gestört und unterbrochen worden waren, und man die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Einrichtung immer deutlicher eingesehen hatte, war in diesem Jahre ein an unsern Platz angrenzendes, uns angebotenes Wohnhaus angekauft und durch einen Anbau bedeutend vergrößert worden. In dem neuen Local war, nach dem Vorgang unsrer Negerschulen in Westindien, eine sogenannte Gallerie, d. h. hinter einander emporsteigende Bänke, auf welchen sitzend eine große Kinderschaar vom Lehrer mit Leichtigkeit übersehen werden kann, angebracht, die sich seitdem, wie dort, sehr nützlich und zweckmäßig erwiesen hat,

und wesentlich zur Erleichterung des Unterrichts beiträgt. — Es war ein Tag der Freude für uns, die wir die Wichtigkeit einer christlichen Erziehung der Negerjugend nicht genug schätzen können, wie für die auf der Gallerie versammelten etwa 500 Negerkinder.

Am 25. September wurde der ledige Bruder Gork mit der verwitweten Schwester Dreier, gebornen Lieberkühn, zur heiligen Ehe verbunden. Bruder Gork hatte zu Anfang und in der ersten Hälfte des Monats einen schweren Fieberanfall zu überstehen, von welchem er aber durch Gottes Gnade zu unsrer Freude völlig wieder genesen war.

Am 22. October entschlief nach langem Leiden unsre alte Helferschwester Antoinette Amerika. Sie war bereits im Jahr 1802 getauft worden und zum heiligen Abendmahl gelangt. Im Jahr 1819 wurde sie als Saaldienerin angestellt und 1835 zum Helferamt berufen. Sie scheint von Anfang an in der Gemeine einen exemplarischen Wandel geführt zu haben. Als Helferin war sie nicht ausgezeichnet, doch besaß sie, bei geringen Gaben und schwacher Urtheilskraft, Herzenstreue und einen demüthigen Sinn, was sie besonders in ihrer letzten Krankheit zu Tage legte, da sie von ihren Berufsgeschäften und den Conferenzen der Helfer abgehalten, stets im Gemüth mit den Angelegenheiten ihres Berufes beschäftigt blieb. In ihrer Krankheit, der Wassersucht, legte sie während einer beinahe fünfmonatlichen Leidensperiode eine wahrhaft christliche Geduld und Ergebung an den Tag, und war dadurch, so wie durch ihren kindlichen, festen Glauben den sie fleißig besuchenden Missionsgeschwistern oft zur Erbauung. Sie war ihrer Seligkeit aus Gnaden gewiß.

Am 29. October wurde der Neger Alexander auf dem Krankenbette in Jesu Tod getauft. Bis zu seiner letzten Krankheit war er im Heidenthum so dahin gegangen, ohne sich um Gott oder seine unsterbliche Seele zu bekümmern. Als er aber ernstlich erkrankte, ließ er um den Besuch eines Lehrers bitten. Er nahm die ihm gegebene Botschaft des Heils mit Begierde auf, und kaum hatte sich der Lehrer entfernt, so wiederholte er seine Bitte um einen Besuch. Allmählig that ihm der Herr das Herz auf. Er kam immer mehr zur Erkenntniß seines verlorenen Zustandes, und zeigte ein herzliches Verlangen, abgewaschen zu werden von Sünden durch das Blut Christi. Da seine Krankheit die Auszehrung ist, so ist kaum Hoffnung zu seiner Wiedergenesung.

Auch die alte Negerin Mary, welche am 6. November auf ihrem Krankenlager das Bad der heiligen Taufe empfing, hatte ihre Bekehrung immer aufgeschoben, und war Heidin geblieben, obwohl sie bisweilen die Kirche besucht hatte und einige christliche Erkenntniß besaß. In ihrer Krankheit bat sie um einen Besuch. Sie erkannte und bekannte sich als eine Sünderin und sprach ihre Reue und das Verlangen aus, noch vor ihrem Ende eine Christin zu werden. Sie wußte, daß der Heiland auch für sie gestorben sei und Sein Blut vergossen habe zur Vergebung der Sünden, und schien sich diese Gnade, so gut sie konnte, anzueignen. Sie wurde öfters besucht, und endlich auf ihr herzliches Verlangen in Jesu Tod getauft.

Unter den 21 Personen, welche an demselben Tage in der Kirche das Sacrament der heiligen Taufe empfingen, war auch der 13jährige Negerknabe Cadeau. Dieser ist in Folge eines Falles,

den er als ein kleines Kind that, und wobei sein Rückgrat beschädigt wurde, ein armer Krüppel. Er geht auf Händen und Füßen, da er keine Kraft hat, auf seinen Füßen zu stehen; doch kann er auf einer Bank sitzen. Er besuchte bisher täglich die Schule, und wenn die Kinder zwei und zwei gingen, so ging er in der Reihe mit, obwohl auf allen Vieren. Wir haben Hoffnung, daß er für den Heiland gedeihen wird, zumal er in der Pflege einer geschätzten Schwester unsrer Gemeine ist, die ihn zu sich genommen hat und ihn christlich erzieht.

Nach dem Sprechen der Ausgeschlossenen genehmigte unser lieber Herr 16 Personen zur Wiederannahme. Wir achten dieses Sprechen mit den Ausgeschlossenen für einen wichtigen Theil unsrer Berufspflichten, und haben es uns zur Regel gemacht, mit einer jeden Person einzeln zu reden, was wir bei den übrigen Klassen wegen ihrer großen Anzahl durchaus nicht im Stande sind. Obgleich die Zeit, die wir jedem Einzelnen widmen können, nur kurz sein kann, so ist sie doch hinreichend, um in die Einzelheiten seines Falles eingehen zu können. Nicht selten gereicht dieses Sprechen denen, die es zu besorgen haben, zu wahrer Erbauung. Denn Einzelne lassen sich vom Geiste Gottes ihr Sündenelend aufdecken, und kommen durch ihre Ausschließung zu einer Erkenntniß ihrer selbst, wie sie dieselbe vor ihrem Falle, da sie sich mit dem bloßen Christennamen begnügten, nie gehabt hatten. Unter Strömen von Sünderthränen legen sie ein reumüthiges Bekenntniß ab, und bitten, daß man sie mit Fürbitte unterstütze. Das sind freilich nur immer Einzelne. In der Regel erkennen die meisten Ausgeschlossenen es an, daß

sie ihre Ausschließung wohl verdient haben; Manche aber suchen die Wiederannahme nicht darum, weil sie wirklich Reue und Leid empfinden, sondern um, wenn sie unerwartet sterben sollten, doch ein christliches Begräbniß zu erhalten, da wir diejenigen, die als Ausgeschlossene sterben, ohne zuvor Reue gezeigt zu haben, nicht auf unserm Gottesacker begraben. Einzelne wieder beharren in ihren Sünden, obgleich sie Jahre lang zum Sprechen kommen. Entweder ist es ein ungebrochenes, trotziges Herz, das die Sünde liebt, welches sie abhält, aus ihren sündlichen Verhältnissen herauszutreten, oder es sind äußere Vortheile oder Rücksichten, die sie umstrickt halten, während sie vielleicht mit Thränen sich über ihren traurigen Zustand aussprechen, und offenbar keine Ruhe und Frieden bei ihrem Sündethun finden können. Wenige nur sind ganz verhärtet, und lassen auch nicht den geringsten Eindruck merken, den unsre Bitten und Ermahnungen, verbunden mit den Bestrafungen des Geistes Gottes, auf ihre Herzen machen. Doch hat uns die Erfahrung gelehrt, auch selbst dann die Hoffnung nicht aufzugeben, indem sogar solche, bei denen wir es am wenigsten erwartet hätten, endlich zur Erkenntniß ihres Sündenelends gekommen sind, und bei dem Sünderheiland, der nicht will, daß Eines verloren gehe, Gnade und Vergebung gesucht und gefunden haben. Am hoffnungslosesten scheint der Fall derer, die nach ihrer Ausschließung ganz von der Kirche und vom Sprechen wegbleiben. Doch sind auch da manche Fälle vorgekommen, daß solche, nach unserm Wunsch von den Helfern aufgesucht und zu uns gebracht, freundlichen Ermahnungen Gehör gaben, wieder kamen und später angenommen werden konnten. Nur Wenige wenden

ſich, nachdem ſie ausgeſchloſſen worden ſind, von uns zu andern Kirchen, die keine Kirchenzucht üben, um da ihren Sünden ungeſtört fortleben zu können; die Meiſten werden der fortwährenden Ermahnungen und Zurechtweiſungen nicht müde, auch wenn die Sünde noch zu mächtig in ihnen iſt, als daß ſie ihre Ketten ſprengen und ſich vom Sohne Gottes frei machen laſſen möchten.

Auch in dieſem Jahre haben wir unſre ſonntäglichen Gottesdienſte im Landeshospital und im Gefängniſſe, dem ſogenannten Binnenfort (es iſt im Fort) fortgeſetzt, nicht ohne eigenen Segen und Erbauung. An beiden Plätzen wechſelt die Zahl der Zuhörer, etwa von 3 zu 20. In erſterem finden ſich auch regelmäßig einige ältere Schweſtern aus der Nachbarſchaft ein, bewährte Seelen, mit denen es eine Luſt iſt, vom Reiche Gottes zu reden. Nicht ſelten wird der Redende von ihnen unterbrochen, indem ſie das Geſagte beſtätigen, oder es in Herzenseinfalt durch ihre eigenen Erfahrungen zu bekräftigen ſuchen. Es waltet in dieſen Verſammlungen oft ein liebliches Friedensgefühl. — Im Gefängniß haben wir manche Gelegenheit, ſowohl Mitgliedern unſrer Gemeine, die aus verſchiedenen Urſachen eine Zeit lang da feſtgehalten werden, doch nicht immer zur Beſtrafung, vielmehr oft nur, um verhört zu werden, weswegen ihr Aufenthalt im Gefängniß keineswegs immer als ein Beweis von Schuld anzuſehen iſt, — als auch ſolchen, welche die frohe Botſchaft noch nie vernommen haben, den Heiland anzupreiſen, und wohl Mancher hat da ſeinen erſten Eindruck und Antrieb zur Bekehrung empfangen.

Auch auf der benachbarten Plantage Tourtonne, welche unſer vieljähriger Freund, Herr

Gehrels, der sich nach Europa zurückgezogen, verkauft hat, konnten wir unter dem neuen Eigner unsre Versammlungen ungestört fortsetzen. Jeden Montag Abend geht ein Bruder zu diesem Zwecke hin, — die Plantage ist eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt — und wird nach der Versammlung zu Wagen in die Stadt zurückgebracht. Alle vier Wochen hält ein dazu bestimmter Bruder Sonntags Predigt und Sprechen daselbst, so daß es den dortigen Negern nicht an Anfassung fehlt. — Auch auf Beekhuizen wird sonntäglich Gottesdienst gehalten, aber von den Negern der benachbarten Plantagen leider nicht so fleißig besucht, als man wünschen möchte. Sie pflegen sich damit zu entschuldigen, daß ja der Sonntag der einzige Tag in der Woche sei, an welchem sie für sich selbst und die Ihrigen etwas thun könnten; eine Entschuldigung, die nicht ganz ohne Grund ist, wiewohl Manche dabei noch Zeit genug zu Abwartung des Gottesdienstes finden könnten, wenn nur das Herz einen wirklichen Hunger nach dem Worte Gottes empfände.

Die Feier der Christnacht, so wie des Weihnachtsfestes war auch in diesem Jahr, wie immer, von einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft besucht. — Am zweiten Festtag hatten wir eine Taufe von 20 Erwachsenen.

Am 30. December Abends in der siebenten Stunde entschlief die treue und bewährte Magd des Herrn, unsre liebe, als eine Mutter geachtete Schwester Maria Hartmann, geborne Lobach. Leider wissen wir von ihren früheren Lebensschicksalen nur wenig; nicht einmal ihr Geburtsort ist uns bekannt, da sie nichts Schriftliches darüber hinterlassen hat. Um so mehr aber ist uns aus

ihren letzten Lebensjahren bekannt, so still und unbeachtet sie in wahrer Herzensdemuth zu wirken suchte. Sie war geboren den 11. December 1798 in der Gegend von Kleinwelke und gehörte der wendischen Nation an. Wenn sie zuerst den Zug des Sohnes zum Vater verspürte und sich Ihm hingab, und wie und wo sie zur Brüdergemeine kam, wissen wir nicht. Gern hätten wir sie in ihrer letzten Krankheit um Manches befragt, hätte nicht ihre große Schwäche geboten, sich in den Unterredungen mit ihr auf das Allernothwendigste zu beschränken. Nur so viel wissen wir, daß sie mehrere Jahre in der Oekonomie des Schwesternhauses zu Herrnhut gedient hat, bis sie im Jahr 1826 den Antrag erhielt, unter den Heiden in Suriname zu dienen, und zugleich mit dem eben dahin berufenen ledigen Bruder Johann Gottlieb Hartmann in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Am 8. December 1826 trafen sie hier ein. Sie verbrachten die ersten acht Jahre ihres Dienstes hier in der Stadt, die nächsten zehn auf Charlottenburg. Am 3. Mai 1844 wurde der seligen Schwester der treue Lebensgefährte von der Seite genommen, nachdem sie 18 Jahre eine vergnügte Ehe geführt, ihr ziemlich unerwartet, denn sie hatte gehofft, daß er ein hohes Alter erreichen werde, da er das hiesige Klima so gut vertragen konnte. Er erreichte ein Alter von nur 48 Jahren. Ihre Ehe war mit 5 Kindern gesegnet, von denen eine Tochter ihr in die Ewigkeit vorangegangen ist, und ein Sohn, der älteste, Heinrich, dem Heiland auf der Mission zu Gnadenthal in Süd-Afrika dient. In Bezug auf den sie tief erschütternden Heimgang ihres seligen Mannes schrieb sie in einem Tagebuche, das sie um jene Zeit begann, jedoch

leider nicht lange und regelmäßig fortgeführt hat: „Mein Schmerz war sehr groß; ich mußte aus voller Macht zum Heiland rufen: Ach, erweise Dich nun so an mir mit Deinem Troste, wie ich Dich immer Andern gepriesen habe. Ich wurde gleich darauf auch krank, und dachte, daß ich heimgehen werde; es gefiel aber dem Heiland, mich wieder gesund werden zu lassen. Die Krankheit hat mir viel für mein eigen Herz ausgetragen. Ich konnte den Trost, den Er mir gab, auffassen, und mich unter Freud' und Schmerz dem Heiland hingeben. Später habe ich den Trost und Sein Gnadenbekenntniß recht genießen können, und habe auch immer mehr erfahren, warum der Name Witwe in der Bibel steht."

Nach dem Heimgang ihres Mannes blieb sie hier in der Stadt, wo sie für einige Zeit die Führung der Hauswirthschaft übernahm. Dabei suchte sie so viel als möglich durch Krankenbesuche für die Sache des Herrn thätig zu sein. — Am Schlusse des Jahres 1844 schreibt sie: „Die Weihnachtsfeiertage habe ich auch in Segen verbracht. Friede und Freude strahlte von dem Jesuskindlein auf mich. Ich hatte keine Klage als die: und das ist mein Schmerz, daß ich den Heiland nicht genug liebe, wie ich Ihn lieben wollte."

Im Jahr 1845: „Ich gewöhnte mich nun immer mehr an den stillen Genuß am Heilande, der mir immer unentbehrlicher wurde, und beschäftigte mich viel damit, kranke und schwache Schwestern zu besuchen. — Für mein eigenes Herz genoß ich diesen Abend unbeschreiblichen Segen. Der Heiland schenkte mir einen Blick in das große Vorrecht, das ich vor so vielen Menschen in dieser Stadt zu genießen habe, Ihn lieben und Ihm

Alles sagen und klagen zu dürfen. In meinem Gebet ist mir oft, als sähe der Heiland von Seinem Kreuz auf mich herab, und ein andermal wieder, als dürfte ich nur die Augen aufthun, so würde Er dastehen. O, das sind Stunden, die erst in der Ewigkeit recht werden genossen werden.''

Den 30. März: ,,Heute brachte eine Helferschwester eine Person zum Bruder Treu. Ich fragte: Was will denn die? Die Helferschwester sagte: Sie weint um ihre Sünden. Ich sagte: Die würde ich nicht annehmen; die hat es zu grob gemacht. Ja, sagte die Helferschwester, aber hat der Heiland nicht schon da an ihre Seele gedacht, als sie die Sünde gethan hat? — Und diese Worte benutzte der heilige Geist, und zeigte mir in einem Ueberblick über mein vergangenes Leben, daß, wenn der Heiland nicht die Sünder annähme, Er auch mich gewiß nicht angenommen hätte. Denn alle die Sünden, wenn auch nicht mit der That, so doch im Herzen und mit dem Gemüth, habe ich alle auch gethan. Das Lied: Mein Heiland nimmt die Sünder an ꝛc. stellte sich vor mein Gemüth, und ich mußte ausrufen: Ach, Du guter, heiliger Geist, führe mich immer mehr in die Wahrheit hinein, daß Jesus die Sünder annimmt. Ich habe alle Tage Gelegenheit, Dich, lieber Heiland, Andern als den Sünderheiland anzupreisen: ach, beweise Dich doch auch an mir so!''

Den 31. März: ,,Ich las im Lebenslauf des seligen Grafen Zinzendorf, wie er nach Mähren reiste, und um die Befreiung des David Nitschmann aus dem Gefängniß bat. Ich mußte sehr weinen bei dem Gedanken, wie viel Schweres unsre ersten Brüder durchzumachen und sich mit Geduld und Glauben durch viele innere und äußere Schwie-

rigkeiten durchzukämpfen gehabt haben, und wie wir nun in allen Landen den Frieden genießen. Ich hatte viel Segen für mein Herz. Oft denke ich: Ach, hätte ich doch zu der Zeit gelebt! Ich wünsche, daß die Jugend dazu angehalten würde, diese segensreiche Geschichte zu lesen; besonders meine Kinder.''

Den 11. August: ,,Es wurde mir gesagt, daß ich wieder für einige Zeit die Haushaltung besorgen solle. Mir wurde es diesmal schwer. Ich klagte es dem Heiland, weil ich nun von Marthasthätigkeit entwöhnt bin, und mich bei dem stillen Genuß der Maria so wohl befinde. Ich zog mir einen Spruch, und bekam die Worte: ,,Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt, daß ich Dich lieb habe.'' Das Wort: ,,alle Dinge'' war mir sehr tröstlich, und ich konnte es dem Heiland zutrauen, daß Er mir auch in diesen Sachen beistehen und mir den Genuß an Ihm nicht entziehen werde.''

Den 8. April 1846: ,,Schon wieder habe ich lange nichts aufgeschrieben. Wenn ich auf mich selbst Acht gebe, so finde ich täglich so viele Vergehen in Gedanken, Worten und Betrachtungen, daß ich kaum beten kann. Nur mit Seufzen werfe ich mich dem Heiland zu Füßen, wie der Knecht im Evangelium: ,,Herr, habe Geduld mit mir!'' Ja, ich fühle es im tiefsten Grunde meines Herzens, daß mein Seligwerden aus lauter Gnaden sein wird. Doch gestern in der Kirche beim Anhören des hohenpriesterlichen Gebetes trat mir mein ewiger Erbarmer wieder aufs Neue vor mein Herz mit Seiner Sünderliebe. Worte reichen nicht hin, es auszusprechen, was für große Güter in Jesu Leiden sind. Ach, mein lieber Heiland, Du wirst gewiß alle meine sündlichen Gedanken mit Deinen

heiligen, reinen Gedanken überstreichen, und mich mit dem Rocke Deiner blutigen Gerechtigkeit am Tage des Gerichtes ganz zudecken! Und Du, guter heiliger Geist, der Du die Liebe bist, werde nicht müde, Dich mit mir zu mühen, und halte mich in genauer Zucht!"

Den 9. Mai: „Ich war einige Tage krank gewesen. Zwei Tage hatte ich viel zu leiden. Dann hatte ich ein paar liebliche Tage, die ich mit dem Heiland verbrachte. Heute las ich im Leben des Grafen von Zinzendorf von seinem Exilio zum Segen für mein Herz. Ich hatte einen Vorschmack von der Seligkeit, einmal mit allen den Seelen beim Heiland zu sein, welche durch Sein Zeugniß in vielen Landen zum Heiland sind gebracht worden."

Leider brechen hier ihre schriftlichen Aufzeichnungen ab. In einem der folgenden Jahre (1848) entschloß sie sich, nach der Plantage Berg en Dal an der oberen Suriname zu ziehen, um dort die Kinder zu unterrichten und das früher erbaute Gemeinlein des Herrn, welches aus Mangel an Aufsicht und Zurechtweisung, aus seinem früheren lieblichen Gang zurückgekommen und die Welt lieb zu gewinnen schien, zu bitten und zu ermahnen, daß es beim Herrn bleibe. Sie that das mehrere Jahre hindurch unter mancherlei Entbehrungen und Widerwärtigkeiten mit unermüdeter Treue und Geduld. Der Heiland ließ sie zwar manche Früchte ihrer Arbeit sehen, oft aber schien es ihr, als arbeitete sie vergeblich und brächte ihre Kraft unnützlich zu. Das entmuthigte sie zwar nicht, aber es beugte sie; in Herzensdemuth suchte sie die Schuld bei sich selbst, und hielt sich um so treuer an den Heiland, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist.

Von hier aus besuchte sie von Zeit zu Zeit auf der noch oberhalb gelegenen Plantage Victoria, um auch dort die Kinder und jungen Leute zu unterrichten und die Alten zum Feststehen zu ermahnen, wozu sie eine vorzügliche Gabe hatte. Ja sie hielt sich selbst einige Monate auf Koffykamp, einem Buschnegerdörfchen zwischen Victoria und Bambey, auf, um auch dort, freilich unter noch ungleich größeren Entbehrungen, in einer von zwei Seiten offenen Negerhütte ihr Werk der Liebe zu treiben. Als das Buschnegergemeinlein in Bambey durch den schnellen Heimgang des seligen Bruders Barsoe wieder verwaist war, entschloß sie sich, vollends hinauf nach Bambey zu ziehen, um sich der dortigen Gemeine, namentlich der Jugend anzunehmen. Dort lebte sie, die einzige Europäerin weit und breit, mitten unter den unabhängigen Buschnegern, die ihr zwar wohl auch zuweilen Freude bereiteten, durch Annahme ihrer Bitten und Ermahnungen, aber auch vieles Herzeleid, welches ihr manche Thräne und manche Seufzer zum Heiland auspreßte. Ihre Undankbarkeit, Mangel an Gehorsam, an Dienstwilligkeit und freundlicher Hülfe in ihrer Einsamkeit, that ihr oft schmerzlich weh. Die mancherlei Entbehrungen, die dieser Aufenthalt ihr auferlegte, achtete sie nicht: sie hatte sich an dieselben und an die Lebensweise und Lebensmittel der Neger völlig gewöhnt. Nur einen Besuch machte sie in der Stadt bei ihren Geschwistern, und den nur auf einen Tag, so gern wir sie länger gehalten hätten, um, wie sie sagte, nicht erst wieder anhänglich zu werden, und dann mit schwerem Herzen zu ihrem schweren Werk zurückzukehren.

Als in diesem Jahre unsre Geschwister Bauch den Ruf erhielten, dem Heiland in Bambey zu

dienen, freute sie sich nicht wenig, daß nun die armen Buschneger wieder einen Lehrer unter sich haben sollten. Sie sah nun ihr Werk dort als geendigt an, und wollte, so bald genannte Geschwister angekommen sein würden, sich nach Koffykamp hinabziehen, um dort noch einige Monate unter der Buschnegerjugend thätig zu sein, und dann im nächsten Jahre, da ihre Körper- und Geisteskräfte abzunehmen schienen, sich nach Europa in die Stille zu begeben. Allein der Heiland hatte andere Gedanken über sie. Nachdem sich die Abreise genannter Geschwister wegen immer wiederkehrender Fieberanfälle des Bruders Bauch lange verzogen, verließ sie endlich, am Fieber erkrankt, Bambey, um Geschwister Bauch in Koffykamp zu erwarten, wo ein von den Negergeschwistern erbautes Kirchlein durch Bruder Bauch eingeweiht werden sollte. Dort lag sie gegen vier Wochen schwer krank, von Tag zu Tag auf die Ankunft gedachter Geschwister wartend, in einer von zwei Seiten offenen Hütte, ohne die nöthige Pflege und passende Nahrungsmittel, und ohne uns Nachricht zu geben. Als wir endlich doch davon hörten, sandten wir sofort ein Boot ab, sie in die Stadt abzuholen. Am 22sten December traf sie, schon sehr schwach, hier ein. Sie hatte schon seit Jahren an Rosenfüßen (Elephantiasis) gelitten, was ihr von Zeit zu Zeit ein Fieber verursachte. Nun schien Rheumatismus oder Gicht, vielleicht in Folge schlechter Abwartung und weniger Schonung, sich dazu gesellt zu haben. Leider verhinderte sie ihre große Schwäche viel zu reden. Doch ging aus dem Wenigen, das sie sagte, hervor, daß ihr Herz beim Heiland war. Als ein Bruder sie darauf hinwies, daß ihr Lebensziel vielleicht nicht mehr fern sei, sagte sie:

„Mit dem Sterben bin ich fertig; vor dem Tode fürchte ich mich nicht.“ Am Morgen des Weihnachtstages erzählte sie einem Bruder unter vielen Thränen, welche selige Stunden sie in der ihr schlaflos vergangenen Nacht gehabt, als sie das Wunder ohne Maßen betrachtet, daß Gott für uns Mensch geworden sei. Uebrigens war es, als ob sie den Tod nicht schmecken sollte. Noch am Morgen ihres Heimgangstages, als der Heiland mit ihrer Vollendung sichtlich eilte, und sie nur noch einzelne, abgebrochene Worte fast unhörbar sagen konnte, antwortete sie auf die Bemerkung, daß es nun gewiß schiene, daß der Herr sie diesmal zu sich nehmen werde, nach längerem Besinnen, wie verwundert: „So, glaubst du?“ Abends in der siebenten Stunde verlangte sie, mehr in die Höhe gerichtet zu werden. Als man sie, um ihr zu genügen, bis auf einen Stuhl hob, — sie lag nach Negerweise auf dem Fußboden gebettet — legte sie das müde Haupt zurück, that noch einige Athemzüge und entschlief. Sie hat ein Alter erreicht von 55 Jahren und 19 Tagen. Ihr Andenken bleibt in Segen. Sie hat gethan, was sie konnte. Wo sie Gelegenheit fand, zeugte sie vom Heiland. Auch gegen Fremde hat sie manches Zeugniß abgelegt. Sie kannte keine Menschenfurcht, noch Menschengefälligkeit, sondern sprach sich mit seltener Geradheit offen aus, war aber auch jederzeit willig, in Demuth, die ein Grundzug ihres Charakters war, Belehrung und Zurechtweisung anzunehmen. Sie kannte sich als eine arme Sünderin, darum konnte sie auch Andere zum Sünderheiland hinweisen. Ihre Thätigkeit und Selbstaufopferung ist gewiß in der Geschichte unsrer Mission von nur Wenigen erreicht, kaum übertroffen. Sie war treu in ihrem

Theil, und ist nun eingegangen in ihres Herrn Freude. — Am 31. December begleiteten wir die irdische Hütte zu ihrer letzten Ruhestätte, neben der ihres seligen Mannes, wie sie sich's vor vielen Jahren ausgebeten.

Wir beschlossen dieses Jahr erst mit unsrer Gemeine in einer auch von Fremden sehr zahlreich besuchten Versammlung und dann noch im engeren Kreise in der Scheidestunde des Jahres mit Gebet und Flehen zu unserm treuen und barmherzigen Heiland, der auch in diesem Jahre sich in Geduld und Gnade zu uns, Seinen Armen und Elenden, bekannt hat.

Im Jahr 1853 sind in der Stadtgemeine zu Paramaribo und den dazu gehörenden Außenplätzen getauft worden 161 Erwachsene und 98 Kinder, zusammen 259 Personen. Zum heiligen Abendmahl gelangten 116 Personen. Zur Gemeine readmittirt 60. Gemeinglieder sind heimgegangen 141. Von der Gemeine mußten ausgeschlossen werden 98 Personen. — Am Schlusse des Jahres bestand die Gemeine aus 1610 Communicanten, 1323 erwachsenen Getauften, 737 Kindern unter 12 Jahren, 446 Taufcandidaten, 676 neuen Leuten und 343 Ausgeschlossenen. Summa 5135 Personen.

Die Stadtgemeine wurde bedient von den Geschwistern Wullschlägel, Pfenninger, Bleichen, Schwennesen, Glöckler, Elias Bau, Drexler, Reichel, Gork, Weyberg und A. Bau, den ledigen Brüdern Mosebach und Clemens, und dem verwitweten Bruder Döhrmann. Geschwister Dobler bedienen von hier aus den Plantagendistrict an der Saramacca, Geschwister Menze den an der Suriname. Auf Beekhuizen sind Geschwister Jürgensen und Berthold.

Bericht
von Lichtenau in Grönland vom August 1854 bis Juli 1855.

Da sich die meisten der hier wohnenden Grönländer zu Anfang dieses Monats von ihren Sommererwerbplätzen wieder hier eingefunden hatten, so begannen wir die Versammlungen wieder mehrmals in der Woche zu halten. Sie wurden aber wenig besucht, da Männer, Frauen und Kinder noch vielfach beschäftigt waren, die Männer auf der See, und die Frauen und Kinder am Strand mit dem Fangen der Fische, besonders der Dorsche, deren es um diese Zeit eine unglaubliche Menge gab. Leider war die Witterung dem Abtrocknen der Fische ungünstig, so daß eine große Menge wieder zu Grunde ging. Diese naßkalte Witterung zog auch unsre Heuernte sehr in die Länge, und erlaubte uns nicht, so viel einzusammeln, um unser Vieh den Winter über zu versorgen, so daß wir wohl aus Mangel an Futter genöthigt sein werden, einige Thiere zu schlachten.

Am 12. August langte von Friedrichsthal der ledige Bruder Schneider hier an, und wurde als unser künftiger Mitarbeiter in Liebe von uns aufgenommen. Am 15ten hielt er seine erste Versammlung, welche gut besucht war.

Bruder Gerike hielt sich auf seiner Reise von Neuherrnhut nach Friedrichsthal kurze Zeit hier auf. Endlich langte auch das Schiff an, und es begab sich ein Bruder sogleich auf den Weg zur Colonie,

um die mit demſelben angekommenen Bedürfniſſe abzuholen. Beim Empfang derſelben wurden unſre Herzen zum Dank gegen den Herrn erhoben, der das Schiff vor allem Schaden bewahrt erhalten. Auch ſagen wir allen unſern theuren Freunden und Wohlthätern den herzlichſten Dank für alle die Liebesgaben, welche ſie uns zukommen ließen, und wünſchen ihnen den reichſten Segen unſers lieben Herrn.

Für unſre Grönländer war es ein glückliches Ereigniß, daß Ende Auguſt ein todter Wallfiſch an das Land getrieben wurde. Er war allerdings ſeines Speckes durch die Haifiſche ſchon beraubt, und ſein Fleiſch war in einem Zuſtand der Verweſung, daß wir den Genuß deſſelben für ſchädlich hielten, ſelbſt für unſre Grönländer, doch verzehrten dieſe das Fleiſch mit viel Appetit und ohne Schaden; was ihnen aber am liebſten war, das waren die Knochen des Thieres, welche ſie vielfach benutzen; ſo dienen die Rückenwirbel des Wallfiſches zu Unterlagen der Stützen ihrer Häuſer und zum Geſtell für ihre Lampen.

Die fortdauernde ungünſtige Witterung ließ unſre Leute auch den reichlichen Fang der Kabeljaus nicht ſo zu gute kommen, als es ſonſt hätte geſchehen können. Aus dem Thran der Leber dieſes Fiſches hatten ſie allerdings manchen Gewinn, aber die Fiſche ſelbſt gingen ihnen, da ſie nicht abgetrocknet werden konnten, meiſt verloren.

Am 10. September verabſchiedeten ſich unſre lieben Geſchwiſter Müller in einer Abendverſammlung mit unſrer Gemeine. Die Verſammlung war zahlreich beſucht, und die Anweſenden waren ſichtbar bewegt. Am folgenden Tag verabſchiedeten wir uns mit ihnen, da ſie nach Europa zurück-

kehren wollten, um ihre letzten Lebenstage daselbst nach einer langen Missionsthätigkeit zu verbringen. Es wurde uns sehr schwer, uns von unsern geschätzten vieljährigen Mitarbeitern zu trennen. Bruder Müller hat über 40 Jahre in Grönland, und 30 davon in Lichtenau gedient. Auf dem Fellboote begaben sich die Abreisenden nach Julianenhaab und von da zu Schiffe nach Europa.

In den Abendversammlungen hielten zuweilen unsre Nationalgehülfen Ansprachen an ihre Landsleute. Die Grönländer haben es gern, wenn ihre Landsleute Reden an sie halten, da es kein Zweifel ist, daß ihnen diese Reden klarer und verständlicher sind, als solche, welche Ausländer an sie halten, die ihre Sprache nie ganz vollkommen lernen. Der Nationalgehülfe Andreas machte am 13. September den Anfang. Er führte seinen Landsleuten zu Gemüth, wie viele Wohlthaten der Heiland ihnen nun wieder in diesem Sommer bewiesen habe, indem Er ihnen die leiblichen Bedürfnisse beschert, sie vor allem Schaden bewahrt und sich an ihren Seelen nicht unbezeugt gelassen habe. Jetzt, fuhr er fort, hat Er uns auch wieder hier zusammen gebracht, wo wir nun alle Tage die Worte des Lebens hören können, und wo Er, so oft wir in Seinem Namen versammelt sein werden, unter uns sein und uns segnen will, wenn wir nur ein verlangendes Herz nach Ihm und Seinem Worte haben. Laßt uns Ihn daher bitten, daß Er uns recht verlangende Herzen schenke, damit das, was wir hören, seine Kraft an uns beweise, und wir einst mit Freuden in Sein Reich eingehen und vor Seinem Angesicht erscheinen können.

Ein Besuch, den wir in diesem Monat vom Herrn Inspector Dr. Rink erhielten, gab die Ver-

anlassung, daß auf seinen Wunsch alle Knaben von 8 bis 16 Jahren, welche einen Kajak haben, vor einer großen Anzahl Zuschauer in unsrer Bucht Proben ihrer Geschicklichkeit im Kajakfahren ablegten. Die, welche sich als die Besten zeigten, erhielten vom Inspector eine Belohnung. Könnten dergleichen Uebungen und Belohnungen öfters vorgenommen werden, so würde dies unzweifelhaft den guten Erfolg haben, daß die Knaben frühzeitig eine größere Uebung im Kajakfahren erlangten.

Das Treibeis, welches in diesen Tagen der Westwind dem Lande zuführte, brachte endlich auch Seehunde mit sich. Schade ist es, daß sich unter den hier wohnenden Familien so wenig glückliche Jäger befinden; die besten und meisten sind auf den Außenplätzen. Nun erheischt es die an sich so schöne Sitte, daß diejenigen, welche eine Beute gemacht haben, den herzukommenden Armen etwas abgeben, dadurch aber wird der Gewinn für den Erwerber sehr geschmälert, und die Folge ist, daß immer Mehrere sich lieber auf die Außenplätze begeben, wo sie nicht nöthig haben, so viel wegzugeben. Dankenswerth war es, daß durch den ergiebigen Fang die Grönländer neue Felle bekamen, um ihre schadhaften Kajake neu überziehen zu können, denn die Fahrzeuge der Meisten waren in so schlechtem Zustand, daß sie sich damit kaum auf die See wagen dürfen.

Am 20sten und den folgenden Tagen hielten wir das Sprechen unsrer Abendmahlsgenossen. Es hatten sich 117 Personen dazu eingefunden, welche sich durchgängig recht verlangend nach dem schon lang entbehrten Genuß des heiligen Abendmahles zeigten.

Am 25sten fiel starker Schnee; dadurch wurden die Frauen und Kinder an dem weiteren Einsammeln der von ihnen sehr gesuchten Krähebeeren gehindert. Uebrigens waren dieselben in Folge des ungünstigen Sommers nicht nur fast noch ganz unreif, sondern auch in sehr geringer Menge vorhanden. Eben dieselbe Unvollkommenheit an Beschaffenheit und Menge zeigten unsre Gartenfrüchte, obschon unsre Erwartungen in Betracht der ungünstigen Witterung doch noch übertroffen wurden, und sich eine größere Ernte zeigte, als wir gehofft hatten.

Diejenigen Grönländer, welche ihre Winterhäuser nicht bereits in Stand gesetzt hatten, fanden bei dem Regenwetter mancherlei Beschwerliches bei dieser Arbeit. Aber noch viel beschwerlicher war der Aufenthalt derjenigen, die noch in ihren Zelten wohnten, in welche der Regen unaufhörlich eindrang. Es waren indeß nur etwa 10 bis 12 Zelte vorhanden, da Viele aus Mangel an Fellen gar kein Sommerzelt besitzen und auch den Sommer über in ihren Winterwohnungen bleiben müssen, wenn sich nicht Andere ihrer erbarmen und sie bei sich aufnehmen. In früheren Jahren konnte man, wenn die Grönländer von ihren Sommerplätzen heimkehrten, wohl 30 bis 40 Zelte längs des Strandes zählen; jetzt sieht man kaum ein Dutzend. Einestheils rührt dies zwar davon her, daß jetzt viel weniger Menschen als früher hier wohnen, aber anderntheils liegt es doch auch daran, daß so Viele keine Zelte mehr besitzen. Es ist zu befürchten, daß es damit eher schlimmer, als besser werden möchte.

Am 8ten wurde die 16jährige Tochter unsrer auf der westlichen Insel wohnenden Geschwister

Petrus als Leiche hieher gebracht und auf unserm Gottesacker bestattet. Dieser Todesfall kam uns um so unerwarteter, als wir nicht das Mindeste von ihrem Kranksein erfahren hatten. Ihr Ende erfolgte nach kurzer Krankheit und war sehr erbaulich. Dasselbe hat auf ihre ältere Schwester einen tiefen Eindruck gemacht, und sie hatte sich geäußert, daß sie sich nun recht bekehren wolle, um dereinst auch so freudig und selig sterben zu können, wie ihre Schwester.

Da wir erfahren hatten, daß unsre auswärts wohnenden Grönländer sich sämmtlich auf ihren Winterplätzen eingefunden, so beschlossen wir, sie daselbst zu besuchen. Bruder Asboe begab sich daher nach den süd- und südöstlich gelegenen Plätzen, Bruder Joh. Kögel nach den nördlich gelegenen. Der Erstere berichtet von seinem Besuch: Am 11. October begab ich mich, von dem Helfer Josua begleitet, südwärts. Auf der Insel des warmen Brunnens stiegen wir zuerst aus; auf der Südostseite dieser Insel wohnen 80 bis 90 Leute in 7 Häusern, welche wir alle besuchten. Die Männer waren zum Theil auf der See, die Frauen und Kinder aber luden wir zu einer Versammlung ein, die ich im Hause des dortigen Gehülfenbruders hielt. Die Leute waren sehr andächtig. Sie wurden eingeladen, sich zum Genuß des heiligen Abendmahles am 21sten in Lichtenau einzufinden, sie entschuldigten sich aber damit, daß sie kein Boot hätten und daher nicht kommen könnten, wenn nicht andere Leute sie mitnähmen. Von da begaben wir uns nach der Stelle Ipik, wo etwa 20 Leute in zwei Häusern wohnten. Hier hielt mein Begleiter Josua eine herzliche Ansprache. Auch diesen Leuten fehlt das Boot, um einen

Besuch in Lichtenau zu machen. In Kannorsormiut fanden wir die Leute noch in Zelten wohnend, und es war so wenig Platz vorhanden, daß wir unser eigenes Zelt aufschlugen, und in demselben übernachteten. Die Bewohner dieser Stelle sind seit einer Reihe von Jahren in einem sehr gleichgültigen Gang; sie kommen nur selten zu uns, und Einige von ihnen führen ein wüstes Leben. Unser Zuspruch schien sie zwar einigermaßen zur Erkenntniß ihres sündigen Lebens zu bringen, und sie versprachen Besserung, aber leider kommen solche gute Vorsätze selten zur Ausführung. Sie bezeugten indessen ihre Freude und Dankbarkeit für unsern Besuch. Als wir am 12ten früh aufbrachen, um zur entferntesten Stelle unsers Bezirks zu fahren, begleiteten uns zwei Kajake dorthin und waren uns zum schnelleren Fortkommen behülflich, so daß wir schon Mittags unser Ziel erreichten, was uns sehr erwünscht war, da sich Schnee und heftiger Wind einstellte. Das ungünstige Wetter nöthigte uns, bis zum 15ten hier zu verweilen, und wir benutzten diese Zeit, recht gründlich mit den Leuten zu sprechen. In dem größten der drei Häuser logirten wir, und es wurden täglich zwei Versammlungen gehalten. Der alte Hausvater sprach es wiederholt aus, wie angenehm ihm unser Besuch sei. Da der Nordsturm in der Nacht auf den 15ten sich legte, machten wir uns 2 Uhr Morgens auf den Rückweg. Eine mühsame und nicht ganz gefahrlose Reise brachte uns an drei andere Plätze, wo wir die Frauen und Kinder zu Hause antrafen, uns mit ihnen unterredeten und Versammlung hielten. Die Kinder wurden im Lesen geprüft und da, wo noch kein angestellter Schullehrer war, forderte ich Jemanden, der lesen gelernt hatte, auf, die

Jugend zu unterrichten. Dies war auch der Fall an dem letzten Platz, den wir besuchten, einem nur eine Stunde von Lichtenau an der andern Seite der Fiorde gelegenen Platz, wo über 20 Personen wohnen, unter denen es eine Anzahl Kinder gibt. Obschon diese Leute nicht weit zur Kirche und Schule haben, so können sie, da ihr Boot unbrauchbar geworden ist, doch nicht kommen. Ich legte es den Leuten in einer Versammlung ans Herz, wie sie es vor Gott zu verantworten hätten, wenn sie durch Gleichgültigkeit ihr und ihrer Kinder Seelenheil vernachlässigten. Nach kurzer Fahrt langte ich glücklich in Lichtenau an, dem Herrn dankbar für Seinen Schutz und Seinen Segen, den wir auch auf dieser Reise nicht verkennen durften.

Bruder Kögel erzählt von seiner Besuchreise: Am 9ten begab ich mich, begleitet vom Nationalgehülfen Andreas, auf den Weg zu unsern nördlich wohnenden Grönländern. Unser Weg führte uns zuerst nach Kenalik. Die Landung an diesem Orte war durch das neugefrorne Eis sehr schwierig, wir mußten befürchten, daß die Felle des Bootes von dem scharfen Eis durchschnitten würden. Es war uns deshalb sehr lieb, als uns der Hausvater auf jener Stelle, der auf Erwerb ausgefahren war, bemerkte und heranfahrend uns die Richtung zeigte, wo wir leichter durch das Eis kommen konnten. Wir trafen hier die Leute, bis auf einen Mann, alle zu Hause, denn ein Theil der Frauen, die Beeren suchen gegangen waren, hatten sich, als sie unser Boot kommen sahen, sogleich nach Hause begeben. Sie bezeugten ihre Freude über den Besuch und dankten für die Versammlungen, die ihnen gehalten wurden, in welchen sie sehr aufmerksam waren. Wir sahen hier das Weiberboot

zertrümmert am Strande liegen, indem vor kurzem ein in der Nacht sich erhebender Südsturm dasselbe in die Luft gehoben, gegen die Klippen geschleudert und zerschellt hatte. Auf meine Bemerkung, daß sie wohl selbst an diesem Unglück schuld sein möchten, indem sie ihr Boot nicht gehörig befestigt, erwiederte der Mann lachend: „Du hast gar keinen Begriff davon, mit welcher Gewalt der Südwind hier von den Bergen herabstürmt.“ Der Frau ging jener Verlust sehr nahe, und sie klagte sehr, daß sie nun nicht wüßte, wie sie Holz zur Feuerung ihres Ofens bekommen sollte; auch sei es ihnen nun nicht mehr möglich, zu uns nach Lichtenau zu kommen. — Von hier begaben wir uns nach Karsok, eine Stunde weiter südwestlich gelegen. Vor dem Eingang in die dortige Bucht trafen wir einen Handelsschooner, der schon vor acht Tagen von hiesiger Handelsanlage abgegangen war, und den wir längst in der Colonie angekommen vermutheten. Widrige Winde und Treibeis hatten das Schiff aufgehalten, und die Mannschaft war so eben beschäftigt, dasselbe in die Bucht hineinzubringen. Wir konnten ihnen mit unserm Boot einige Hülfe leisten, was sie dankbar annahmen, aber unsre Ankunft in Karsok wurde dadurch etwas verspätigt. Die Leute empfingen uns am Strande mit vieler Freude. Nachdem wir in den drei daselbst befindlichen Häusern besucht, wurde eine Versammlung im Hause des Schullehrers Sebastian gehalten, in welcher mein Begleiter Andreas mit vieler Angelegenheit über unsern Ruf zur Seligkeit redete und die Leute dringend ermahnte, sich ihre Erwählung immer fester machen zu lassen. Wie überall, wo wir hinkamen, ermahnte ich die Kinder auch hier zum Gehorsam gegen den Heiland

und gegen ihre Eltern und zum Fleiß im Lernen. Die Kinder haben hier an vorerwähntem Sebastian einen treuen, eifrigen Lehrer. Dieser Mann hat sich ein eigenes, geräumiges Haus gebaut, um ein besonderes Local für seine Schule zu haben. Der innere Raum ist gedielt und ganz mit Holz verkleidet, an den Seiten sind Bänke angebracht. Alles Material zu dem Hause hat er sich in diesem Sommer angekauft, und das Haus dann selbst verfertigt. Die Auslage und Arbeit war nicht unbedeutend, aber da er ein guter Erwerber ist, Sinn und Geschmack für Ordnung und Nettigkeit hat und seinen Verdienst lieber zu zweckmäßigen Dingen anwendet, statt ihn, wie die meisten seiner Landsleute, für unnütze Dinge zu vergeuden, so kam er glücklich mit dem für einen Grönländer großartigen Unternehmen zu Stande. — Von hier begaben wir uns nach der großen Insel. Es wohnen daselbst fünf Familien in zwei Häusern. In dem größten derselben machten wir Nachtquartier und hielten Versammlung, zu der sich Alle einfanden. Am andern Morgen nach der Frühversammlung fuhren wir dem hiesigen Sunde zu, besuchten an vier daselbst befindlichen Plätzen und hielten Versammlung, zu der sich auch die in der Nähe wohnenden Colonisten einfanden. Die Leute lebten hier alle im Ueberfluß, denn ihr Erwerb war ein sehr guter, und unsre Ruderinnen wurden gut bewirthet. Sie wurden ermahnt, nach der Speise zu trachten, die nicht vergänglich ist, und welche ihnen der Menschensohn darreichen werde, wenn sie darum bitten.

In der Mitte dieses Monats wurden viele Grönländer von einer Krankheit befallen, die sich besonders durch Seitenstechen äußerte. Durch die-

selbe wurde unser Nationalgehülfe Joseph sehr schnell und unerwartet vollendet. Er starb am 18ten, nachdem es am Morgen dieses Tages geschienen, als ob sich seine Krankheit wieder verlieren wollte. Auf seinem Lager sitzend und bei vollem Bewußtsen, lehnte er sich plötzlich mit dem Kopf rückwärts gegen die Wand und war verschieden. Daß er seinem Ziele so nahe war, hatte er nicht gedacht, als er am 7. d. M. eine Rede an seine Landsleute hielt, in welcher er über die kurze Lebensdauer der Menschen sprach und dabei sagte, daß wir nur Fremdlinge hier seien, die als Wanderer nach ihrem Ziele streben. Auf dieses Ziel, fuhr er fort, müsse man sich vorbereiten, und sich mit dem Nöthigen versehen, damit man im Stande sei, dahin zu gelangen, wohin man zu kommen gedenke. — Der Entschlafene war am 14. Juni 1803 allhier geboren. Er hatte gute Anlagen, lernte schnell lesen und singen. Mit seinem Violinspiel und Posaunenblasen diente er neben dem Helferamt viele Jahre unsrer Gemeine, und wir werden ihn sehr vermissen. Als Nationalgehülfe hätten wir ihm mitunter mehr Freimüthigkeit und Entschiedenheit gewünscht. Er that indessen, was er konnte, und man hätte gewünscht, daß er dies auch hinsichtlich des Bestehens seiner Angehörigen im Aeußeren gethan hätte.

Zum Abendmahl am 21sten fanden sich nur 107 Communicanten ein, eine Zahl, welche in den letzten Jahren noch nie so gering war, da zu diesem Abendmahl, dem ersten, nachdem die Grönländer ihre Winterplätze wieder bezogen, sich gewöhnlich sehr Viele einfinden; sie nennen dasselbe auch das große Abendmahl. Stürmisches Wetter und der schon mehrmals erwähnte Mangel an Fell-

booten, so wie der Umstand, daß die Männer mit dem Seehundsfang sehr beschäftigt sind, waren die Ursachen dieser geringen Theilnahme.

Am 22sten fand das jährliche Dienerliebesmahl Statt. Bei dieser Gelegenheit wurden dieselben dringend ermahnt, in dem ihnen vom Herrn anvertrauten, wichtigen Dienst Ernst und Treue zu beweisen und sich hiezu die nöthige Kraft und Gnade von Ihm auszubitten.

Jetzt nahmen auch die hier üblichen Wintereinrichtungen ihren Anfang. Dazu gehört namentlich auch der Schulunterricht der Jugend, welcher mit einem Gebet eröffnet wurde, in dem wir den Heiland anflehten, Seinen Segen und Sein Gedeihen zu geben. Die Kinder fingen die Schule mit Lust und Eifer an; möchte der Eifer nur auch anhaltend sein!

Am 2. November war das Begräbniß der verwitweten Schwester Justina, die in ihrem 48sten Jahre an der vorhin erwähnten Krankheit vollendet wurde. Die Heimgegangene war äußerlich von etwas trockner, rauher Art, doch wer sie näher kannte, durfte bald bemerken, daß sie den Heiland kenne und liebe und in innigem Umgang mit Ihm stehe. Für ihre drei Kinder, die noch sehr klein waren, als sie ihren Mann verlor, hatte sie musterhaft gesorgt, und hatte sie erzogen, ohne Jemand zur Last zu fallen. Als ihr Sohn so weit erwachsen war, daß er selbst auf den Erwerb gehen konnte, bekam sie es im Aeußeren ganz gut und konnte hin und wieder Andere unterstützen.

Das Sprechen der Ausgeschlossenen und Nichtcommunicanten war in vieler Hinsicht niederschlagend, denn es zeigte sich dabei, in welcher Gleichgültigkeit ein großer Theil unsers jüngeren Ge-

schlechtes dahingeht. Tröstlich war es uns, daß wir bemerken konnten, wie doch ein, wenn auch geringer Theil der Arbeit des heiligen Geistes zugänglich ist; wie denn Mehrere bezeugten, daß sie den Heiland oft und angelegentlich bäten, Er möge ihre Gedanken und ihr Verlangen aufs Gute lenken und sie vor allem Schlechten bewahren. So waren auch unter den Ausgeschlossenen Einige, welche Reue bezeigten und den Wunsch äußerten, wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen zu gelangen. An dem ersten Bettag in diesem Winter, am 5. November, wurde Mehreren der Ausgeschlossenen dieser Wunsch gewährt.

Tages darauf begannen wir das Verlesen aus der Harmonie der vier Evangelisten, eben so wurde wöchentlich eine Bibelstunde mit Erklärung gehalten. Als diese Bibelstunde vor drei Jahren eingerichtet ward, wurde sie, so lange sie etwas Neues war, von den Grönländern sehr zahlreich besucht; dies hat jetzt sehr nachgelassen. Wüßte man immer etwas Neues anzufangen, so würde man mehr Zuhörer bekommen.

Am 12ten hielten wir eine Zusammenkunft mit den Gehülfengeschwistern und ermahnten sie, sich ihren Beruf recht angelegen sein zu lassen und sich ihrer Landsleute, namentlich der Auswärtigen, treulich anzunehmen. Den Gehülfenbrüdern wurde nun aufgetragen, ihre Landsleute auf den Außenplätzen zu besuchen, ihnen Versammlungen zu halten und sie zum Genuß des bevorstehenden Abendmahles einzuladen. Sie begaben sich auf den Weg, konnten aber, widriger Winde halber, nicht alle Plätze erreichen. Auf ihre Einladung zum Abendmahl fanden sich auch mehrere Männer in Kajaken ein. Die Zahl der Communicanten belief sich auf 122.

Am 19. November regnete es den ganzen Tag sehr stark, und viele Männer wurden dadurch verhindert, auf Erwerb auszugehen, da ihnen die nothwendigen Wasserpelze mangelten. Es ist ein beklagenswerther Umstand, daß dieser Mangel immer allgemeiner wird, indem sie die Felle, welche sie erbeuten, sogleich gegen europäische Handelsartikel vertauschen.

An jener mehrmals erwähnten Krankheit gingen in dieser Zeit verschiedene unsrer Grönländer heim, besonders Frauen. Aus Briefen von Friedrichsthal ersahen wir, daß sich jene Krankheit bis auf die südliche Spitze von Grönland verbreitet habe, und daß sie dort noch mehr Opfer fordere, als hier.

Am 5. December brachte eine Bootsgesellschaft von den westlichen Inseln eine Witwe sammt deren kleinen Knaben hieher. Die Frau war von einem Fieber befallen, in welchem ihre Gesichtszüge und besonders ihr Blick entstellt worden waren. Dadurch wurden die Leute, bei denen sie wohnte, erschreckt; sie glaubten, der böse Geist habe von ihr Besitz genommen, und um sie los zu werden, luden sie die Kranke auf ein Weiberboot und brachten sie zu ihren Verwandten hieher, welche sich Rath und Hülfe bei den Lehrern holen könnten. Wir fanden die Frau wieder fast genesen; sie redete so besonnen wie früher und wußte recht gut, warum sie die Leute hieher gebracht. Diese Begebenheit läßt einen Blick thun in den Aberglauben, in welchem unsre Leute noch immer befangen sind.

Am 6ten wurde die ledige Schwester Martha begraben. Sie war 1801 allhier geboren und kam, nachdem sie sich die Schule gut zu Nutze gemacht, ins Missionshaus in Dienst als Kinder-

wärterin. Diesen Dienst besorgte sie viele Jahre mit großer Treue und nahm bis an ihr Ende den nächsten Antheil an dem Ergehen ihrer Pfleglinge, weshalb es ihr denn stets große Freude machte, wenn sie hörte, daß es denselben wohl gehe und sie für den Heiland gediehen. Ihr Wandel war unanstößig, und sie war nie von der Gemeine ausgeschlossen gewesen; sonst hatte sie kein glückliches Gemüth und war sehr zu übler Laune geneigt, weshalb es oft schwer war, mit ihr zurecht zu kommen. Sie wußte dies indessen recht gut und klagte sich oft selbst darüber an, so daß man mit ihr Geduld und Mitleiden haben konnte. Auch sie starb an den Folgen jener Krankheit. Nach einer scheinbaren Besserung trat ein Rückschlag ein, welcher ihren Heimgang herbeiführte. Anfangs hoffte sie immer noch besser zu werden und hörte es nicht gern, wenn man mit ihr vom Sterben sprach; als aber ihr Zustand immer bedenklicher wurde, machte sie sich mit den Gedanken an den Tod vertraut, und in der letzten Nacht, als sie merkte, daß ihr Ende nahe sei, soll sie sich, wie uns ihre Mitschwestern erzählten, recht nach demselben gesehnt haben und freudig von hinnen geschieden sein.

Eine große Freude wurde unsrer Schuljugend bereitet durch die Geschenke, welche derselben von Missionsfreunden überschickt worden waren. Die größeren Knaben bekamen Pfeileisen, ein Geschenk der Missionsfreunde in Schleswig-Holstein; die größeren Mädchen Kopftücher, ein Geschenk der Schulkinder in Wernigerode; die kleinen Knaben und Mädchen erhielten getrocknetes Obst, womit uns theure Freunde im Badischen und Würtembergischen reichlich bedacht haben. Wir haben den gütigen Gebern vielen Dank von den Kindern zu

ſagen, und mit ihnen ſprechen auch wir unſern herzlichſten Dank aus.

Ein anhaltendes Regenwetter mit heftigem Sturm, wobei der Regen unaufhaltſam in die Häuſer der Grönländer eindrang, war nicht geeignet, heilſam auf die noch immer zahlreichen Kranken einzuwirken.

Unſre Nationalgehülfen wurden am 10ten December wiederum von uns ausgeſendet, die Leute auf den Außenplätzen zu beſuchen und zum heiligen Abendmahl am 16ten einzuladen. Es langten denn auch nach und nach acht Bootsgeſellſchaften und außerdem noch mehrere Kajake an, ſo daß der Beſuchenden mehr wurden, als wir zu hoffen gewagt hatten, denn bei dem unruhigen Wetter und der hochgehenden See war die Fahrt im Weiberboot nicht nur beſchwerlich, ſondern auch nicht gefahrlos. Dazu kommt noch, daß, bei der geringen Anzahl der hier Wohnenden, es für die Beſucher oft ſchwer iſt, ein Unterkommen zu finden. Man freut ſich indeſſen bei ſolchen Gelegenheiten der Gaſtfreundſchaft der Grönländer, denn in manchen Hütten, in denen kaum für die eigenen Bewohner Raum war, fanden dennoch eine große Anzahl Beſuchender Aufnahme. Dankenswerth war es, daß, während ihres Aufenthaltes allhier, das Wetter ſo war, daß ſich die Leute am Tage im Freien aufhalten konnten.

Am 16ten begingen wir mit 137 Communicanten das heilige Abendmahl. Das Sprechen vor demſelben, ſo wie das der Nichtcommunicanten vor den Weihnachtsfeiertagen war für uns erfreulich und ermunternd.

Die Chriſtnacht wurde von Groß und Klein fröhlich gefeiert. Erbaulich war es zu hören, wie

die Kinder ihre Verse zum Lobe des Christkindleins anstimmten; sie waren mit wenig Ausnahmen nett und reinlich gekleidet, denn bei dem guten Herbstfang konnten die Eltern für neue Kleider sorgen. Mehreren armen Witwenkindern wurde aus der Armenkasse geholfen. Ein Weihnachtsgeschenk von Seiten des Handels, aus Brod, Erbsen und Grütze bestehend, war unsern Leuten sehr willkommen, indem dadurch Alle sich während der Feiertage einige wohlschmeckende Mahlzeiten bereiten konnten. In diesen Tagen konnte die Kirche die Zahl der Zuhörer kaum fassen, besonders in der Predigt am ersten Feiertag. Es war an diesem Tage sehr kalt: 14 Grad Réaumur, was um diese Zeit ungewöhnlich ist, denn in der Regel wird in Südgrönland vor dem Neujahr die Kälte selten so stark.

In den folgenden Tagen feierten die Verheiratheten und die ledigen Brüder und größeren Knaben ihre Chorfeste. Noch vor dem Jahresschluß nach Beendigung dieser Festtage begaben sich die Besuchenden wieder nach ihren Wohnplätzen und nur eine Familie blieb über den Jahresschluß. Bei demselben erinnerten wir uns dankend und lobend der vielen Beweise der Geduld und Langmuth des Herrn, mit welcher Er uns wiederum ein Jahr getragen und uns im Innern und Aeußern durchgeholfen hat. Im Vertrauen auf Seine fernere Hülfe traten wir in das neue Jahr 1855 getrosten Muthes ein.

Das neue Jahr brachte viel stürmisches Wetter, welches unsre Leute häufig am Erwerb hinderte. Am 6ten war der Sturm so stark geworden, daß sich Niemand im Freien halten konnte, und die Feier dieses Tages mußte deshalb auf den folgenden

Tag, einen Sonntag, verlegt werden. — Die epidemiſche Krankheit dauerte fort im neuen Jahr, und nicht Wenige unterlagen derſelben. Es zeigte ſich, daß ſie viel Aehnlichkeit mit der hatte, welche im Herbſt 1842 ſo viele Menſchen wegraffte. Nicht nur in Lichtenau, ſondern auch auf den Außenplätzen ſtarben Mehrere daran. Hier wurde am 10ten der verheirathete Bruder Joel begraben. Er war mit ſeiner Familie zur Feier der Weihnachtsfeiertage von ſeinem Außenplatz hieher gekommen, wurde bald krank, beſuchte indeſſen noch alle Verſammlungen und legte ſich erſt mit dem neuen Jahr aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder aufſtehen ſollte. Er ſchien indeſſen ſchon vorher eine Ahnung von ſeinem nahen Ende zu haben, denn beim Sprechen ſagte er, daß es ihm wäre, als würde dies der letzte Geburtstag des Heilandes ſein, welchen er hienieden begehen würde. Als er während ſeiner Krankheit von uns beſucht wurde, äußerte er ſein Verlangen, bald zum Heiland zu kommen. Dieſe Sehnſucht ſei bei ihm beſonders rege geworden, als im Jahresſchluß die Bläſer zu blaſen angefangen hätten, da ſei es ihm geweſen, als ob es ihm ganz beſonders gelte. Als Jüngling und im Anfang ſeines Eheſtandes ging er in Gleichgültigkeit dahin, und es koſtete dem Geiſte Gottes viele Mühe, ihm ſeinen traurigen Zuſtand klar zu machen und ihn zum Nachdenken über ſich zu bringen. Er lernte ſich nun immer mehr als einen armen Sünder kennen, der Gnade und Vergebung beim Heiland ſuchte und fand. Von der Zeit an war er in ſeinen Augen immer klein und für jeden ertheilten Zuſpruch dankbar. Er ging nach einer Wallfahrt von 57 Jahren mit Sehnſucht und Verlangen vom Glauben zum Schauen über.

Am 17. und 18. Januar fiel ein so starker Schnee, daß die Leute sich nur mit Mühe aus ihren Hütten und bis zu der Stelle, wo sie ihren Wasserbedarf holen, hindurcharbeiten konnten. In weitere Entfernung zu gelangen, war ganz unmöglich, bevor nicht ein starker Sturm die Schneemasse aus einander trieb. Dies geschah schon am 19ten; ein starker Nordsturm erhob sich und trieb den Schnee in die Thäler des Landes und in die See. Unsre Gehülfenbrüder, welche auf Besuch zu den Auswärtigen gefahren waren, um ihnen Versammlungen zu halten und sie zum bevorstehenden Abendmahl einzuladen, wurden durch dies stürmische Wetter länger aufgehalten, als sie beabsichtigt hatten.

Am 19ten, dem Gedenktag des Anfangs der hiesigen Mission vor 122 Jahren, hielt der Gehülfenbruder Martin einen recht ansprechenden Vortrag. Er machte in demselben seine Landsleute darauf aufmerksam, welche erfreuliche Folgen dieser Anfang für ihre Vorfahren und für sie selbst gehabt habe. Er erinnerte an den traurigen Zustand, in dem sich Jene befanden, als sie noch in der Finsterniß des Heidenthums dahinlebten, ohne Erkenntniß ihres Schöpfers, ihres Erlösers und der Bestimmung ihrer Seelen für die Ewigkeit. Er redete zu ihnen von dem Lichte, das ihnen nun durch die Verkündigung des Evangeliums aufgegangen sei, und wie sie nun in diesem Lichte wandeln sollten, um der Erlösung durch den Heiland theilhaft zu werden, und die ewige Seligkeit zu erlangen; er ermunterte sie, Alles gering zu achten, und allein und mit allem Ernst nach dem Unvergänglichen trachtend, sich durch die Gnade des Heilandes vor Allem bewahren zu lassen, was sie in diesem Trachten hindern könnte.

Das Thauwetter, verbunden mit heftigen Stürmen, welches in der ersten Hälfte des Februars herrschte, brachte mehrere unsrer Leute in manche Gefahr. So ereignete es sich, daß plötzlich ein Theil der Decke des Hauses unsres Nationalgehülfen Andreas einstürzte. Es war ein Glück, daß die Bewohner des Hauses bereits wach waren — das Unglück ereignete sich früh am Morgen — und die Hütte verlassen konnten, denn sonst hätte dieser Unfall traurige Folgen haben können. Dergleichen Vorfälle kommen indessen nicht selten vor, und man muß sich nur wundern, daß es nicht noch viel mehr Unglück gibt; denn die Grönländer verlassen sich beim Bauen ihrer Hütten auf den Frost, welcher die Stein- und Rasenmauern schon zusammenhalten werde. Dies geschieht auch, so lange es kalt bleibt, tritt aber Thauwetter ein, so sind sie nie vor dem Einsturz sicher.

Auf dem Außenplatz Issua, zwei Meilen von hier, wurden drei Eisbären erlegt. Ein Weibchen mit ihren zwei Jungen war ans Land gekommen und hatte eine der bei den Hütten befindlichen Bergungsstellen, in welcher Seehundsspeck aufbewahrt wurde, aufgebrochen, um die Vorräthe zu verzehren. Ein Knabe, der, auf das Geräusch der weggeschobenen Steine hin, aus der Hütte ging, bemerkte die Thiere und meldete es bei den Seinigen. Die Männer waren zwar alle auf Erwerb ausgefahren, aber es war gerade ein hiesiger Grönländer auf Besuch da; dieser ergriff seine Büchse, und es gelang ihm, die beiden Jungen zu erlegen. Die Alte flüchtete in die See, wurde dort aber von einem gerade heranfahrenden Grönländer angegriffen und nach furchtbarer Gegenwehr erlegt.

Das milde Frühlingswetter im März legte an den Bergabhängen, wo der Schnee nicht tief lag, allmählig das Land bloß, und die Kinder gingen nun aus, sich eine Art Wurzeln zu suchen (Polygonum riviparum), welche sie gern essen und Koperdlursat (madenähnliche Dinge) nennen. Andere gingen in das Land hinein, Birkensträucher zu holen, und zur Zeit der Ebbe gingen sie an den Seestrand, um eine Art Seegras aufzufischen, welches sie zu essen pflegen. Es geschieht dies vermittelst eines hakenförmigen Knochens, welchen sie an eine lange Stange befestigen. Man muß sich wundern, wie die Grönländer, wenn sie die Umstände dazu nöthigen, jeden kleinen Vortheil zu benutzen wissen. Thäten sie dies in den Zeiten, in denen dies leichter auszuführen wäre, so würden sie fast nie in Mangel gerathen. Viele versäumten freilich darüber die Schulen, es ist aber in dieser Hinsicht nichts zu ändern, denn wenn sie auch darüber zur Rede gestellt und ermahnt werden, so achten sie doch wenig darauf.

Auf einem unsrer auswärtigen Plätze starben um diese Zeit drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen. Da sich bei ihnen, eine Folge des Fiebers, Phantasiren einstellte, so mußte, wie der Aberglaube der Grönländer vermuthete, Zauberei im Spiele sein. Der Vater des Knaben beschuldigte eine der Frauen, die im Hause bei ihm wohnten, daß sie das Kind behext habe und schuld an seinem Tode sei. Es kam zu abscheulichen Auftritten, und der Mann hätte, wären die anderen Miteinwohner nicht dazwischen getreten, die Frau wohl gar umgebracht. Bei solchen Gelegenheiten zeigt es sich dann, in welchem Aberglauben das Volk noch befangen ist, und davon ist wohl kaum

ein Einziger frei, und es würden sich wohl dieselben Gräuel und Mordgeschichten noch heutzutage wiederholen, wie sie ehemals unter den Grönländern vorgekommen sind, wenn sie sich nicht doch etwas vor den Europäern scheuten und befürchten müßten, daß dies doch nicht ungeahndet bleiben würde. Anmerklich ist hiebei, daß die Eltern des Mädchens dieselben Leute sind, welche jene am Fieber erkrankte Witwe hieher brachten, weil sie meinten, dieselbe sei bezaubert.

Am 21. März entschlief auf eine überaus sanfte und selige Weise im Vertrauen auf das Verdienst des Heilandes unser treuer Nationalgehülfe Andreas. Er hatte in diesem Winter oft gekränkelt, verrichtete aber seine Amtsgeschäfte auf gewohnte Weise und fuhr auch noch öfters im Kajak aus. Eine starke Verkältung zog ihm seine letzte Krankheit zu. Als er von der See nach Hause kam, klagte er über Frost und mußte sich niederlegen. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends, und die angewendeten Mittel blieben ohne Wirkung; nach einem kaum wöchentlichen Krankenlager, ward es ihm vergönnt zu der ewigen Ruhe einzugehen. Er war am 5. Februar 1793 in hiesiger Gemeine geboren. Als Knabe muß er sehr fleißig gewesen sein, denn er konnte gut lesen und schreiben. In der heiligen Schrift war er gut bewandert und hatte in das Wesen des Christenthums eine klarere Einsicht, als die meisten seiner Landsleute. So viel wir von seinen Jünglingsjahren wissen, soll er einen sehr sittlichen Wandel geführt haben, weshalb er auch früh zur Aufnahme in die Gemeine und zum Genuß des heiligen Abendmahles befördert werden konnte. Er trat frühzeitig in den Ehestand und verlebte in demselben mit

seiner ersten Lebensgefährtin über 30 Jahre auf eine sehr glückliche Weise. An seinen sechs Kindern hing er mit großer Liebe und trug für ihr geistliches und leibliches Wohl die treuste Sorge. Von seinen vier verheiratheten Kindern erlebte er 12 Enkel, von denen 10 noch am Leben sind, und an denen er große Freude hatte. An schweren Erfahrungen hat es ihm nicht gefehlt; ein besonders harter Schlag war es für ihn, als sein zweiter, kaum ein Jahr verheiratheter Sohn, den er besonders liebte, sein Leben auf der See einbüßte. Ueber diesen Verlust konnte er sich lange nicht trösten. Ein nicht minder harter Schlag war der bald darauf erfolgte Tod seiner treuen Frau, welche ihm auch in seinem Helferamt treulich zur Seite gestanden. Er verheirathete sich in der Folge zwar wieder, allein in dieser zweiten Ehe war er nicht mehr so wohl berathen, und war seitdem immer etwas gedrückt in seinem Gemüth. In seinem Amt als Nationalgehülfe war er treu, und es schmerzte ihn, wenn er sehen mußte, daß so Manche ihre schöne Gnadenzeit schlecht anwendeten und gleichgültig dahinlebten. Seine Vorträge, die er hier und auf den Außenplätzen hielt, waren einfältig, klar, herzlich und sehr erbaulich, und sind Vielen zum Segen gewesen. Er war von sanfter Gemüthsart und konnte Ernst und Schärfe nicht anwenden, auch da, wo sie am Platze gewesen wäre. Neben seinem Helferamt diente er der Gemeine viele Jahre als Chorsänger, Bläser, Violinspieler und Saaldiener. Er war sehr geachtet und geliebt und wird bei Vielen noch lange in gesegnetem Andenken bleiben. Davon war auch das zahlreiche Gefolge bei seinem Begräbniß ein Beweis.

Am 30sten fand die Schulprüfung unsrer Jugend Statt. Es hatten sich 120 Kinder dazu eingefunden, und wir durften bei den Meisten doch einige Fortschritte bemerken. Ueber 50 lasen mehr oder weniger fertig, die größeren Knaben und Mädchen hatten auch im Schreiben und Rechnen einigen Unterricht erhalten, und Einige schreiben eine recht hübsche Hand. Viel darf man freilich bei dem oft unterbrochenen Unterricht nicht erwarten und muß zufrieden sein, wenn nur die Mehrzahl einigermaßen geläufig lesen lernt. Zur Aufmunterung ihres Fleißes erhielten sie etwas getrocknetes Obst, worüber sie sich sehr freuten.

Das Verlesen der Tagesgeschichte in der Marterwoche und die übrigen in diese Zeit fallenden Versammlungen wurden gut besucht. Am Palmsonntag wurden 13 Personen confirmirt. Der Confirmations-Unterricht schien einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht zu haben, und sie legten ihr Glaubensbekenntniß zur Erbauung der zahlreichen Anwesenden ab. Die Osterlitanei wurde trotz des trüben, nebligen Wetters auf dem Gottesacker gebetet. Dies ist den Grönländern stets eine wichtige Handlung, und wenn dieselbe nicht Statt finden kann, so ist ihnen die Feier dieses Tages nur halb genügend.

Nach Beendigung der Feiertage — am zweiten feierten die ledigen Schwestern und größeren Mädchen ihr Chorfest — begaben sich die von auswärts zum Besuch Gekommenen wieder auf ihre Wohnplätze; mit ihnen gingen mehrere der hier wohnenden Familien, die keine eigenen Boote besitzen und diese Gelegenheit benutzten, auf einen Außenplatz zu gelangen. Dadurch wurde die ohnehin geringe Zahl der hier Wohnenden bedeutend

verringert, was besonders beim Besuch der Versammlungen bemerkbar wurde.

Am 23. April verlor der Knabe Jonathan sein Leben auf der See. Er war mit anderen Altersgenossen auf den Fischfang gefahren und verließ seine Gefährten, auf ihr Zureden, er möge doch warten, bis sie Alle nach Hause fahren würden, nicht achtend. Als die übrigen Knaben nach Hause kamen, war Jonathan noch nicht angekommen; man fuhr aus, um ihn zu suchen und fand zuerst seinen Kajak und darauf seinen Leichnam. Für die Mutter des Knaben, die eben erst Witwe geworden, war dies ein harter Schlag, denn obschon der Knabe seiner Kurzsichtigkeit wegen, die wohl auch eine Ursache seines Todes war, nie ein guter Erwerber geworden wäre, hätte er doch als Fischer eine Stütze für sie sein können. Das Begräbniß des Knaben, das am folgenden Tage Statt fand, gab Gelegenheit, der Jugend es besonders ans Herz zu legen, sich stets bereit zu halten, und Buße und Bekehrung nicht bis ins Alter zu verschieben.

Bevor unsre Grönländer sich auf ihre Sommererwerbplätze begaben, hielten wir mit den Communicanten im Anfang des Monats Mai noch ein Abendmahl. Sie zeigten sich durchgängig verlangend nach diesem Genuß und sprachen es aus, daß es ihnen sehr dankenswerth und tröstlich sei, dieses „Preiswürdige" noch einmal vor ihrem Wegziehen genießen zu können. Tages darauf verabschiedeten wir uns bei einem Liebesmahl von unsern Gehülfengeschwistern, wobei wir ihnen ans Herz legten, sie möchten sich während ihrer Abwesenheit von uns, ihrer Landsleute nach bestem Vermögen annehmen und ihnen mit einem guten Beispiel vorleuchten.

Bei dieſer Gelegenheit wurde auch ein an die Stelle unſers verſtorbenen Andreas erwählter Gehülfenbruder in ſein Amt eingeführt und den Brüdern empfohlen. Es zeigte ſich bei dieſer Wahl wiederum, wie ſchwer es iſt, jetziger Zeit einen tauglichen Nationalgehülfen zu finden; denn wenn es auch nicht an jungen Männern fehlt, die Kenntniß und Gaben genug beſitzen, ſo iſt doch bei den Meiſten Lebenswandel und Sinn von der Art, daß ſie zu Nationalgehülfen nicht gebraucht werden können.

Die Verſammlungen, welche ohnehin ſeit einiger Zeit nur von Wenigen beſucht wurden, mußten nun, da ſich unſre Grönländer nach allen Richtungen hin zerſtreuten, aufgegeben werden. Nur an den Sonntagen fand eine Verſammlung Statt, zu der ſich aber außer unſern Dienſtperſonen nur ſehr Wenige einfanden.

Wir erhielten durch unſre Nationalgehülfen, die zu uns auf Beſuch kamen, von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Ergehen unſrer Leute. Der Seehunds- und Häringsfang war recht günſtig, und die Leute bekamen, was ſehr dankenswerth war, hinlänglich Felle zum Ueberziehen ihrer Fahrzeuge. Die Nationalgehülfen hielten ihren Landsleuten öfters Verſammlungen, die zahlreich beſucht wurden.

Die im Anfang des Jahres herrſchende epidemiſche Krankheit hatte ſchon früher aufgehört, dagegen litten viele der Männer an böſen Augen, eine Folge des Sonnenglanzes, dem ſie beſtändig ausgeſetzt waren. Mehrere Todesfälle ereigneten ſich, während die Grönländer auf ihren Sommerplätzen ſich befanden, doch waren es meiſtens Leute, die ſchon längere Zeit gekränkelt hatten.

Ende Juni fingen die Grönländer an, ihre gesammelten Vorräthe in die Vorrathsplätze zu bringen, und ein reges Leben war auf unsrer Fiorde.

Ein seltenes Schauspiel wurde uns in diesen Tagen zu Theil, indem ein gewaltiger Eisberg, der 8 bis 10 Tage vor unsrer Fiorde auf und ab getrieben war, durch die Fluth so weit ans Land geschoben wurde, daß er, als die Ebbe eintrat und das Wasser zurücktrat, zerborst und mit donnerähnlichem Krachen in die See stürzte, die dadurch weit hinaus hohe Wellen schlug. Dieser Eisberg hatte an der Oberfläche des Wassers einen Umfang von mehreren Morgen Landes, und seine Spitzen ragten gegen 150 Fuß hoch empor.

Am Abend dieses Tages erhielten wir die ersten Briefe aus dem Vaterlande.

Am 2. Juli verabschiedete sich Bruder Asboe in der Abendversammlung von der hiesigen Gemeine, worauf er mit seiner Familie die Reise nach Lichtenfels, seinem Bestimmungsort, antrat.

Am 8ten erhielten wir ein Schreiben von dem Schiffscapitän, in welchem er uns meldete, daß er in Julianenhaab eingetroffen, und daß wir unser Schiffsgut vom Schiff abholen möchten. Darauf begab sich ein Bruder auf den Weg und kam am 11ten mit beladenem Boote wieder hier an. Beim Empfang der Sachen wurden unsre Herzen von Dank und Freude erfüllt, daß der Herr das Schiff ohne Schaden hieher geführt und uns wieder mit allem Nöthigen versorgt habe. Auch allen unsern Geschwistern und Freunden und unsern vieljährigen Wohlthätern: den Frauen des Missionsvereines in Lübeck und Hamburg, der Frau Herzogin Henriette von Würtemberg, der Frau

Gräfin von Stolberg-Wernigerode, den Missionsfreunden in Pommern, in Stockholm, Zeist, Christiansfeld, in Frankfurt a. M., in Offenbach und mehreren anderen Orten, von denen uns verschiedene werthvolle Gaben an Kleidungsstücken und an Lebensmitteln für unsre lieben Grönländer und uns zugesendet worden sind, danken wir in unsrer Grönländer und in unserm eigenen Namen auf das herzlichste, und wünschen ihnen dafür den reichsten Segen aus der unerschöpflichen Fülle Dessen, der nicht unbelohnt lassen will, was Einem der Geringsten unter den Seinen in Seinem Namen gethan wird.

Die Gemeine in Lichtenau bestand am Schlusse des Jahres 1854 aus 254 Communicanten, 136 getauften Erwachsenen, 250 Kindern, 98 Ausgeschlossenen, zusammen aus 738 Personen.

Wir empfehlen uns mit unsern Pflegebefohlenen dem ferneren Liebesandenken und Gebet aller Geschwister und Freunde an allen ihren Orten.

Joh. Kögel. J. G. Schneider.

Lebenslauf

des böhmischen Bruders Jan Gilek, heimgegangen in Berlin den 3. October 1780.

Ich bin den 30. April 1707 in Böhmen im Chrudiner Kreis unweit Lubny geboren. Meine Eltern liebten den Herrn Jesum und mußten deshalb viel leiden. Wie mir denn meine Mutter oft

erzählte, sie habe gerade zu der Zeit, da ich geboren wurde, in nicht geringer Furcht geschwebt, daß man den Vater ins Gefängniß abholen würde, weil er bei der Obrigkeit mit unter denen war angegeben worden, die an den König von Schweden Karl XII., der mit seiner siegreichen Armee aus Sachsen nach Polen marschirte, eine Botschaft mit der Bitte hatte senden wollen, daß er ihnen zur Religionsfreiheit verhelfen möchte.

Als ich zwei Jahr alt war hatten meine Eltern keinen geringen Kummer meinetwegen, weil sie besorgten, daß ich stumm bleiben würde, und baten Gott inbrünstig, daß Er mir doch die Sprache verleihen möchte. Er erhörte sie auch wirklich, und ich lernte von der Zeit an reden.

Mein Vater nahm sich meiner, wie aller seiner Kinder mit vieler Sorgfalt an, und suchte uns nach Möglichkeit vor dem Bösen zu bewahren. Aus Besorgniß, ich möchte in der Gesellschaft von andern Kindern Schaden leiden, schickte er mich nicht in die Schule, sondern unterrichtete mich selbst in dem Nothwendigsten. Hiebei erzählte er mir fleißig von dem Herrn Jesu und von dem Zweck Seines Leidens und Sterbens. Oft sah ich, wie dem Vater, indem er in der Stille in einem Buche las, die Thränen auf den Tisch fielen. Als er in seiner letzten Krankheit die Herannäherung seines Endes bemerkte, ließ er sich dies Buch bringen, heftete seinen Blick auf das darin befindliche Bild des gekreuzigten Heilandes, und so gab er seinen Geist auf. Dies Alles, und sonderlich der letzte Vorgang machte auf mich einen tiefen Eindruck.

Ich kam nun in meinem zwölften Jahr zu einem Vetter in Dienst, der ein strenger Katholik war. Da sah und hörte ich nichts Gutes, und

vergaß daher bald die treuen Ermahnungen meines seligen Vaters. Ich war von einer sehr dummen Art, weshalb die andern Knechte nur ihr Gespött mit mir hatten, und mich nicht einmal beim Schlafen unter sich leiden wollten. Ich mußte daher mitten im Stalle liegen, und kam dabei einmal in Gefahr, von einem Pferde zertreten zu werden. Endlich wurde ich, als ich bald 19 Jahr alt war, dieser Lebensart müde, und wünschte, ein Handwerk zu erlernen. Mein Großvater, ein Schneider, nahm mich in die Lehre; allein nach einem halben Jahr ging derselbe aus der Zeit. Der neue Meister, zu dem ich nun kam, war ein leichtsinniger Mann und ein Religionsspötter. Auf diesen Weg leitete er denn auch mich, weil man sich, wie er sagte, auf die Weise bei Andern beliebt mache und Kundschaft herbeiziehe. Wirklich machte ich mich durch solche Mittel ebenfalls beliebt, aber zu meinem Schaden. Ich gerieth in böse Gesellschaft, wurde in die Sünde verstrickt, und mußte nun wie ein Lastthier unter derselben fort, ob ich gleich oft große Betrübniß über mich empfand und die besten Vorsätze faßte. Eines Abends, als ich wegen meines Zustandes in besonderer Verlegenheit war, nahm ich ein altes Buch zur Hand, welches vom Leiden und Sterben Jesu handelte, und mit einer Abbildung davon verziert war. Ueber dem Lesen in diesem Buche und über dem Anschauen dieser Abbildung wurde mein Herz so weich, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte, und es hieß in meinem Innern: „Siehe doch, was für schwere Leiden und welch einen bittern Tod hat der Herr Jesus für dich erdulden müssen! und du hast bisher nichts gethan, als Ihn mit deinen Sünden betrübt; du hast Ihn

nicht geliebt, nicht einmal an Ihn gedacht!“ So etwas hatte ich noch nie gefühlt, und von der Zeit an verfolgte mich die Unruhe bei Tag und Nacht. Auch konnte ich dieselbe nicht vor Andern verbergen, sondern suchte Rath bei solchen, die ich für besser als mich hielt. Ein Vetter von mir, der ein Anführer von großen Wallfahrten war, wollte es übernehmen, mir aus diesen Anfechtungen des Satans, wie er es nannte, herauszuhelfen, und redete mir zu, eine Wallfahrt nach Mähren mit ihm zu machen. Das geschah denn auch im Jahr 1730. Mein Vetter trug ein ausgeschmücktes, schön geputztes Knäblein, welches sie das Jesulein nannten, auf einer langen Stange voran, und der ganze Haufe sang, daß die Luft davon erschallte. Mir wollte das keinen Trost geben, sondern der Wurm nagte nach wie vor an meinem Herzen. Als wir zu einem Kartheuserkloster kamen, kauften wir Wein; Viele berauschten sich, und betrugen sich höchst ungesittet. Das wollte mir nun keineswegs als heilig einleuchten. Endlich gelangten wir an den Wallfahrtsort, wo viel Volks aus allen Gegenden zusammenströmte. Nun ging der Zug unter beständigem Beten einen hohen Berg bei einem Kloster herauf und wieder herab. Einige schleppten große Kreuzhölzer, Andere geißelten sich, daß das Blut vom Rücken herabfloß, worüber ich so angegriffen ward, daß ich in Ohnmacht sank. Auf Befragen, warum sie dies thäten? hieß es: Je nachdem einer viel gesündigt habe, müsse er's auf die Art abbüßen, und dann könne er sich eines vollkommenen Ablasses getrösten. — Von hier ging es weiter nach Brünn. Da führten sie mich in ein Kloster, und riethen mir, mich in die Brüderschaft des heiligen Ignatius aufnehmen zu lassen.

Das that ich, und erhielt einen Denkzettel; da ſtand ein Todtenkopf darauf, und die Anweiſung, daß die elfte Stunde des Vormittags für mich zum Beten beſtimmt ſei. Dann führte man mich in eine Kapelle, die ſie das Fegfeuer nannten. In derſelben ſah es grauſerlich aus. An allen Wänden waren Plagegeiſter abgebildet, die ſehr geſchäftig waren, und bei deren Anblick ſich Furcht und Schrecken meiner bemeiſterte. Alles kaufte hier Bilder, was ich denn auch ſo mitmachte. Allein ich kehrte traurig wieder nach Hauſe zurück, und wiewohl ich in meiner Stube und Kammer Altäre errichtete und dieſelben mit den Bildern ausſchmückte, wollte mich doch nichts tröſten und beruhigen, ja, die Laſt, welche mein Herz drückte, ſchien ſich ſogar vergrößert zu haben. Meine Mutter und diejenigen meiner Freunde, welche eine richtigere evangeliſche Erkenntniß beſaßen, hatten großes Mitleiden mit meinem Zuſtande; allein Niemand wagte es, vertraulich mit mir darüber zu reden. Nun fügte ſich's, daß ich bei einem Bauer eine Woche lang auf meiner Profeſſion arbeiten mußte. Da er bemerkte, daß ich meine vorige Heiterkeit eingebüßt hatte, und ſtill und traurig bei meiner Arbeit ſaß, ſo ſuchte er Gelegenheit, mit mir zu ſprechen, und ich entdeckte ihm, wie es in meinem Herzen ausſähe. Daraus ſchloß er, daß in meinem Innern etwas vorgehen müſſe; und als er am letzten Tage meines Aufenthalts in ſeinem Hauſe vom Felde kam, ſo ſtellte er ſich zu mir, und fing an von den alten Zeiten, und wie es ehedem in Böhmen geweſen, zu reden. Da hätten ſie ſchöne Bücher gehabt, hätten Verſammlungen gehalten, geleſen und geſungen, und dabei ſei ihm unausſprechlich wohl geweſen. „Ach mein Bruder," fügte er

weinend hinzu, „wir hatten auch eine Bibel und ein Gesangbuch von Johann Huß; dies Alles haben uns die Jesuiten weggenommen.“ Auf meine Frage: wer denn in der heiligen Bibel rede, und wessen Worte darin enthalten wären? antwortete der Mann mit aufgehobenen Händen: „Gott unser Herr und Seine heiligen Propheten und Apostel, sonst Niemand!“ Das machte einen tiefen Eindruck auf mich; in meinem Herzen hieß es: „Ja, das ist ewige Wahrheit!“ Nun trat auch die alte Mutter dieses Mannes herzu, und erzählte unter einem Strom von Thränen, wie man sich nach Vertreibung der alten Brüder heimlich in ihrem Hause zur Erbauung versammelt habe, und wie man, als solches nicht mehr geschehen durfte, auf ihren Feldern zusammen gekommen sei, wie man ihnen aber auch hierin Hindernisse in den Weg gelegt, und zuletzt, wie obgemeldet, die Bibel und andere erbauliche Bücher weggenommen habe.

Nun erinnerte ich mich, was für einen Werth mein seliger Vater auf seine Bücher gelegt habe, und wie gerührt er oft beim Lesen derselben gewesen sei. Diese Bücher wünschte ich jetzt zu haben, und da ich vermuthete, der Bruder meiner Mutter habe sie zu sich genommen, so schrieb ich ganz kurz an ihn, er möchte sie mir herausgeben. Die Mutter selbst überbrachte den Zettel ihrem Bruder. Beide waren in Furcht, und sagten zu einander: „Er hat eine Wallfahrt gemacht; wer weiß, was ihm von den Priestern wegen dieser Bücher empfohlen worden ist? halten wir sie zurück, so könnte er uns angeben.“ Sie fanden daher für rathsam, meine Forderung zu erfüllen. Nun fing ich an zu lesen, und konnte dessen nicht satt werden. Da gingen mir die Augen auf, in was

für einer Blindheit ich stecke, und ich schämte mich jetzt, daß ich die Wallfahrt unternommen hatte. Mit aufgehobenen Händen entsagte ich meinen bisherigen Bemühungen; meine Bilder und Altäre riß ich ab, und verbrannte sie sammt dem Zettel von der Brüderschaft und den Wallfahrtsliedern. Nur die Bilder behielt ich, die sich auf das Leiden Jesu bezogen.

Nun wußte ich nicht, was ich thun sollte, und wünschte nur, einen Menschen zu kennen, dem ich mich hätte anvertrauen können; denn ich fing an einzusehen, daß es gefährlich sei, meine veränderte Gesinnung laut werden zu lassen. Endlich wurde ich mit einigen evangelisch Gesinnten bekannt. Diese borgten mir auf kurze Zeit die Bibel und ein Gesangbuch. Ich sprang vor Freuden in die Höhe, schrieb mir aus letzterem sogleich an 30 Lieder ab, und nahm die Bibel, die ich jetzt zum ersten Mal zu Gesichte bekam, mit großer Ehrfurcht in die Hände. Die Reden Jesu und die Briefe der Apostel zogen mich besonders an. Alles aber, was ich las, verurtheilte mich, und stellte mir meine Armuth und meinen unseligen Zustand in ein helles Licht. Dabei entstand der Wunsch in mir, zu wissen, ob irgendwo in der Welt solche Menschen vorhanden wären, die nach der Lehre Jesu einhergingen; mit Freuden, dachte ich, wollte ich dann Alles verlassen, wenn ich auch bei ihnen nur mit Wasser und Brod mich nähren müßte. Ich befragte mich hierüber bei meinen Vertrauten, und vernahm von ihnen, es gäbe in Sachsen solche Leute; dahin sei vor kurzem eine Familie aus dem Dorfe entwichen, und es werde bald wieder Jemand von dort zum Besuch eintreffen. Inzwischen wurden

Andere aufmerksam auf mich, weil ich nicht mehr so viele Bilder um mich hatte. Sie äußerten, ich würde sie wohl verbrannt haben, und man werde mich auch verbrennen. Hierüber erschrak ich nicht wenig, und sehnte mich um so mehr nach der Stunde der Auswanderung.

So bald ich vernommen hatte, daß der erwartete Mann angekommen sei, entdeckte ich mich ihm, und in der Abenddämmerung des 8. Septembers 1731 verließ ich mit etwas Wäsche unter dem Arm meinen Geburtsort, und trat mit gedachtem Manne den Weg nach der Oberlausitz an. Mein Begleiter sagte mir, er habe einen besondern Trieb in seinem Herzen gefühlt, obgleich er nicht gewußt habe, daß Jemand von da auswandern wolle; nun sähe er doch, warum er habe kommen müssen. Am vierten Tag trafen wir in Gerlachsheim, dem Ziel unsrer Reise, ein. Hieher hatten sich schon mehrere ausgewanderte Böhmen gewendet, und ihr Prediger Augustin Schulz nahm sich ihrer treulich an. Weil es gerade ein Sonntag war, so gingen wir sogleich in die Predigt, nach welcher Herr Schulz anzeigte, daß sie am folgenden Morgen in der deutschen Kirche zum heiligen Abendmahl gehen würden. Mir wurde von Einigen angedeutet, daß ich diesmal noch nicht mit ihnen das heilige Abendmahl genießen würde, doch sei es mir erlaubt, der Vorbereitungsrede beizuwohnen. In derselben redete Herr Schulz sehr angethan vom heiligen Abendmahl, als der höchsten Gnade und Gabe Gottes, und legte einem Jeden die Prüfung seiner selbst dringend ans Herz, ob er auch ein gläubiges Herz und Vergebung seiner Sünden erlangt habe? ob er ein ganzes Eigenthum Jesu ohne einige Ausnahme sein, und weder Lieblosigkeit, noch Mißver-

gnügen oder Neid gegen irgend Jemand behalten wolle? und schloß mit einem inbrünstigen Gebet, bei welchem er viele Thränen vergoß. Da entstand eine durchgängige Bewegung und ein lautes Weinen und Schluchzen. Einer bekannte dem Andern seine Versehen; sie baten sich gegenseitig um Vergebung, wo sie sich etwa zu nahe getreten waren, und darauf begaben sie sich in die deutsche Kirche. Mein Herz wurde hiedurch ungemein gerührt und erweicht, und es hieß bei mir: das sind die Leute, die du suchst, und es fiel mir kein Gedanke ein, noch andere zu suchen. Mit Ehrerbietung sah ich ihnen nach, bis sie zur Kirche hinein waren, und begab mich weinend in mein Quartier. — Und o! was wurde ich nun an diesem lieben Orte gewahr! Was für eine herzliche Liebe, welche Offenherzigkeit unter einander, welch ungeheucheltes Wesen! Kein Ansehen der Person fand hier im mindesten Statt, Keiner trug etwas gegen den Andern in seinem Herzen, sondern sie sagten sich's, und schämten sich nicht, einander abzubitten, mit dem Ersuchen, daß die Brüder den Herrn Jesum für sie anrufen möchten. Und das geschah auf der Stelle in herzlicher Einfalt, so daß man bald irgendwo im Hause, bald draußen, bald in der Kammer, ein, zwei, drei zum Herrn Jesu Betende antraf, daß Er sich über sie erbarmen und ihnen Gnade schenken wolle. Das zündete die Andern mit an; und wenn einer Gnade erlangt hatte, so sagte er's seinen Brüdern, die sich dann herzlich mit ihm freuten und dem Heiland mit ihm dankten. Wenn dann von Zeit zu Zeit Einige in Böhmen besuchten, und neue Leute mitbrachten, so wurden diese von den Uebrigen so herzlich angefaßt, daß sie sich nicht erwehren konnten, der mächtigen Gnade

ihre Herzen zu ergeben. Herr Schulz selber stand in einer so herzlichen Einfalt und Demuth, daß er auch von einem Kinde eine Erinnerung in Liebe aufgenommen hätte; wie er denn seine Kirchkinder, die er als Brüder und Schwestern behandelte, bisweilen aufforderte, sie möchten es ihm nur sagen, wenn er ihnen in irgend einer Sache zu einigem Anstoß sei, denn er wolle sich gern darin ändern. Er predigte gewaltig, aber ganz im Geiste des Evangeliums. Es war ihm nicht genug, daß seine Kirchkinder der reinen Lehre beistimmten, sondern er drang auf die Erneuerung ihrer Herzen, und bezeugte ihnen öfters, wenn sie nicht mit dem Herrn Jesu auf das innigste verbunden würden, so gäbe er ihnen keinen Tannzapfen für ihr Christenthum; wer nicht der Vergebung seiner Sünden versichert werde, der könne nicht bestehen, sondern müsse verloren gehen.

Ich setzte mich meistens in ein Winkelchen, damit er mich nicht sehen sollte, und doch war mir immer so zu Muthe, als sage er Alles nur um meinetwillen; ja ich gerieth öfters in nicht geringe Angst, weil ich glaubte, man verklage mich beim Herrn Schulz, sonst sei es nicht möglich, daß er gerade mich so abschildern könne. Endlich aber brachte mich der heilige Geist dahin, daß ich zum Herrn Jesu schrie: Erbarme Dich mein! Da suchte auch ich ein Winkelchen hinter dem Hause, beugte daselbst meine Knie vor dem Herrn Jesu, und da ist auch mir Barmherzigkeit widerfahren: der Stein, welcher mein Herz drückte, fiel weg, und meine Sünden wurden mir vergeben. Da freute sich mein Herz, und ich fragte nun: Ist's möglich, Herr Jesu, irre ich mich nicht, daß Du mir alle meine Sünden vergeben hast? Und die

Antwort war: „Ich, Ich tilge deine Missethat um Meinetwillen.“ Mein Herz konnte dies glauben; ich fing an, den Herrn zu loben, und rief alle Engel und Creaturen auf, den Herrn Jesum mit mir dafür zu preisen. Ich konnte die Stelle nicht vergessen, wo mir so wohl geworden war, sondern ging geschwind wieder einmal hinaus, warf mich vor Ihm nieder, und sagte fürs erste Niemand etwas davon, welche Barmherzigkeit auch mir zu Theil geworden sei. Sie merkten es aber bald an mir, und fragten mich, und als ich's ihnen gesagt hatte, so lobten sie mit mir den Heiland dafür.

Das machte mir allererst Gerlachsheim recht wichtig. Hier, dachte ich, sind Häuser Gottes, von denen das Gebet ohn' Aufhören wie ein Rauch vom Altar bis vor den Thron Gottes aufsteigt. Ich glaubte nun auf der ganzen Welt keinen bessern und für mich zuträglichern Ort zu finden; denn mein Herz war in Wahrheit hier selig geworden. Nun fielen mir meine Mutter und leiblichen Geschwister in Böhmen ein, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß auch sie desselben Glückes theilhaft werden möchten. Ich ging daher wieder nach Böhmen, um sie zu besuchen, und sie, wenn sie Lust dazu hätten, mitzunehmen. Die Mutter war sogleich willig, Alles zu verlassen, ja es fanden sich noch 20 Personen desselben Sinnes. Ich ging also von Zeit zu Zeit mit einem und dem andern Gerlachsheimer Bruder noch in diesem Herbst hinein, und brachte immer Jemand zurück. Im Jahr 1732 wurde das Gesangbüchlein „die Harfe“ in Zittau gedruckt. Da brachten wir den Seelen dies liebe Büchlein, und sangen daraus, und erzählten ihnen, wie es in Gerlachsheim wäre,

wie Herr Schulz predige und was für Freude und Herzlichkeit unter allen Seelen dort regiere. Daraus entstand immer mehr Erweckung, sonderlich unter den jungen Leuten in Hermanitz, wo ich immer beim seligen Jandjik einkehrte. — Als ich zum dritten Mal mit einem Bruder nach Böhmen ging, wurde uns aufgepaßt; aber Gottes Engel weckte mich, da wir beide uns am Wege niedergelegt hatten und fest eingeschlafen waren. Kaum waren wir dieser Ahnung zufolge in den dicken Wald hineingesprungen, so hörten wir Leute in die Gegend kommen, wo wir gelegen hatten. Herzlich dankten wir Gott für diese Errettung.

Im nächsten Frühjahr ging ich zum sechsten Mal nach Böhmen, und die oben gemeldeten 20 Personen wanderten in einer Nacht aus. Ich führte zehn und Bruder Ostry ging mit zehn Andern voran. Ich ließ ein Schreiben an den Herrn Amtmann zurück, welches er auch bekommen hat. In demselben versicherte ich ihn, daß wir einzig um unsers Gewissens willen ausgewandert wären. Weil wir so Viele waren, so konnten wir nur bei Nacht gehen; am Tag aber lagen wir im Walde oder auch wohl bei bekannten Freunden stille. Bei einem Orte, Namens Rostock, erfuhren wir Gottes wunderbare Bewahrung. Wir mußten hier einen Fluß passiren, der sehr angeschwollen war, und das Eis hatte den darüber führenden Steg sehr beschädigt. Derselbe bestand nur aus zwei behauenen Bäumen. Da ich nun keinen andern Weg kannte, so ging ich in Gottes Namen voran. Die Hölzer schwankten gewaltig; meine Leute schrien und fürchteten sich, aber dennoch gelangten Alle ohne den mindesten Schaden ans jenseitige Ufer. Am dritten Ostertag kamen wir glücklich in Ger-

lachsheim an. Herr Schulz war eben über dem Mittagsessen; als er uns aber erblickte, kam er uns mit Freuden entgegen, und lobte Gott für unsre Errettung. Nun blieb ich ruhig in Gerlachsheim, und der Heiland that viel Barmherzigkeit an meinem Herzen. Ich erhielt auch vom Herrn Schulz Erlaubniß, zum heiligen Abendmahl zu gehen, und es war mir ganz eigen zu Muthe, als ich das heilige Sacrament zum ersten Mal in meinem Leben nach der Einsetzung unsers Herrn Jesu Christi ganz genießen durfte.

In unserm lieben Gerlachsheim ging es nun gar lebendig zu im Geist und in der Kraft des Herrn. Im ganzen Orte war Tag und Nacht kein Schweigen; bald las Einer bald der Andere etwas vor; bald sangen wir, bald redeten wir mit einander; Alles schmeckte uns, und war uns gesegnet, denn wir waren mit unserm Herzen ganz bei der Sache. Einigemal besuchten wir auch in Herrnhut. Weil ich aber der deutschen Sprache unkundig war, so gefiel es mir in Gerlachsheim besser.

Im Jahr 1733 ließ mir Jemand sagen, ich möchte meinen Stiefbruder abholen, der mit seiner Frau auswandern wolle. Ich entschloß mich daher, abermal nach Böhmen zu gehen. Außer zwei Gefährten von Gerlachsheim hatte ich auch noch einen Böhmen von Großhennersdorf bei mir. Diesem zu Gefallen mußte ich von meinem Wege etwas abweichen, und das war mir gleich nicht recht gemüthlich. Einmal legten wir uns auf einen Heuboden, um dort zu schlafen. Mir träumte, ich sähe den Jesuiten von Leutomischel und den Todtengräber auf fahlen Pferden angeritten kommen, und zu einigen Knaben sagen, daß sie uns ins Gefängniß nach Leutomischel führen sollten. Dabei war

es mir, als stieße mich Jemand dreimal stark in die linke Seite, daß ich erwachte. Zugleich hieß es in mir: Eile und gehe fort, zaudere nicht! Ich stand auf, nahm meinen Stab in die Hand, und erzählte meinem Kameraden meinen Traum. Dieser aber war sehr unzufrieden, daß ich ihn geweckt hatte, sagte, er wolle sich nach einem Traum nicht richten, und spottete nur darüber. Hiedurch ließ ich mich bedenklich machen, und legte mich ebenfalls wieder nieder; allein mein ganzer Leib zitterte wie ein Espenlaub. Eben da ich wieder eingeschlafen war, kam der Jesuit mit dem Todtengräber angejagt. Sie stiegen sogleich auf den Heuboden; denn die Sache war verrathen worden. Nun wollte mein Kamerad entspringen; aber es war zu spät. Ich wurde von einer unbeschreiblichen Angst befallen. Auf der einen Seite machte ich mir Vorwürfe darüber, daß ich die durch den Traum erhaltene Warnung nicht befolgt hatte; auf der andern Seite stellte ich mir die Gefahr vor Augen, in die ich nun nach Seele und Leib gerathen würde. Was wirst du nun machen, fragte ich mich, wirst du dem Heiland und der erkannten Wahrheit treu bleiben? oder wirst du aus Furcht vor den vielen Plagen, die sie dir anthun werden, dich weich machen lassen, und ihre Lehre, die du für irrig hältst, wieder annehmen? Da that aber der Heiland aus großer Treue in demselben Augenblick die Barmherzigkeit an mir, daß Er mein Herz in der erkannten Wahrheit so befestigte, daß es mir unmöglich war, dasjenige zu verläugnen, was Er mir zu schmecken gegeben, oder die Lehre abzuschwören, die sich in meinem Herzen legitimirt hatte, und eine falsche Lehre, der ich abgesagt hatte, wieder anzunehmen.

Der Jesuit nahm mir nun sogleich das Neue Testament aus der Tasche, und rief sodann etliche junge Leute herbei, die uns unter Begleitung des Todtengräbers nach Leutomischel ins Stockhaus führen mußten. Mich sperrte man in das festeste Loch, welches die Torturkammer war, legte mich in Ketten und Banden, und schloß mich mit vier Schlössern und Haken recht fest. Da hatte ich nun ein schönes Stübchen, finster und schwarz und voller Spinnenweben, und statt eines Bettes etwas Stroh, und an den Stock wurde ich mit den Beinen angebunden. Nun erst konnte ich Alles recht überdenken, und es griff mich so heftig an, daß ich Essen und Trinken, welches mir jedoch auch zwei Tage lang nicht gereicht wurde, und Schlafen darüber vergaß. Die Frau, bei welcher wir waren gefangen genommen worden, hatte der Jesuit auch ins Gefängniß setzen lassen. Sie war in meiner Nähe eingekerkert, so daß wir einander zurufen konnten. In den zwei ersten Tagen war sie standhaft gestellt, betete und sang, und ermunterte auch mich dazu. Ich aber war ganz still, und antwortete ihr: ich kann jetzt nicht singen. In der dritten Nacht schlief ich ein, und hatte einen merkwürdigen Traum, der sich damit schloß, daß ich wieder zum Herrn Schulz nach Gerlachsheim kam, der mich küßte und mit mir sprach, worüber ich getröstet erwachte. Drittehalb Tage waren nun verstrichen, und immer noch wurde mir keine Nahrung gereicht. Da ich nun auch zwei Tage zuvor wenig genossen hatte, so wurde ich von dem fürchterlichsten Hunger gemartert, empfand gegen Abend große Schmerzen im Leibe, und ward ganz ohnmächtig. Mir fiel nun ein, daß sie wohl gar die Absicht haben möchten, mich Hungers ster-

ben zu lassen. In dieser trostlosen Lage sank ich auf meine Knie nieder, betete zum Herrn Jesu, bekannte Ihm meinen Ungehorsam, und flehte Ihn dringend um Vergebung aller meiner Sünden an, sonderlich daß ich Seiner Warnung nicht Gehör gegeben, und war nun in den Gedanken, daß ich jetzt meinen Geist aufgeben würde. Der Heiland war mir dabei unaussprechlich nahe, bekannte sich mächtig, kräftig und gefühlig zu mir, tröstete mich über Alles, und sprach mich so zufrieden, daß ich ganz ruhig und gelassen mich in mein Schicksal ergeben konnte. Als ich mich eben mit dem Gedanken hinlegte, daß ich wohl nicht mehr aufstehen würde, trat der Stockmeister herein, und fragte mich spöttisch: ob ich etwa schon hungrig sei? worauf er mir für zwei Gröschel frisches, noch ganz warmes Brod, aber nichts zu trinken reichte. Kaum hatte ich das Brod verzehrt, so stellten sich heftige Kolikschmerzen bei mir ein, unter denen ich mich wie ein Wurm winden mußte. Des andern Tages brachte er mir Wasser. Es diente mir aber nicht zur Labung, denn ich wurde nach dem Genuß desselben ganz kraftlos.

In diesem Zustand wurde ich zum Verhör vor die Geistlichen geführt. Nachdem ich über Alles war befragt worden, gingen sie das apostolische Glaubensbekenntniß mit mir durch, und ich bezeugte, daß ich demselben von Herzen beistimme. Bei dem Artikel von der heiligen christlichen Kirche wollten sie mir umständlich beweisen, daß die römisch-katholische Kirche die allein seligmachende sei, und da ich dies nicht gelten lassen wollte, wurden sie sehr ungehalten. Endlich sagte ich ihnen: Ich glaube eine heilige unsichtbare Kirche; und da ließen sie es dabei bewenden. Noch mehrere

Fragen thaten sie an mich, wegen der Heiligen, der Jungfrau Maria, wegen des Fegfeuers u. s. w., welches ich Alles nach meinem Gewissen beantwortete, worüber sie meiner mit garstigen Reden spotteten, mich einen großen Ketzer nannten, und wieder ins Gefängniß bringen ließen. — Nachmittags wurde ich wieder aufs Schloß zu einem Herrn geführt, dem das ganze Verhör war zugeschickt worden, und der nun von Neuem nach Allem fragte. Das schwerste bei diesem Verhör war mir, daß ich diejenigen angeben sollte, die mit mir ins Land gekommen wären, welche sie sodann auf der Stelle würden verhaftet haben. Bei diesem Verhör waren auch zwei Zeugen aus meinem Geburtsort zugegen, beides eifrige Katholiken, welche angaben, wie viele Leute ich schon ausgeführt hätte. Sie brachten aber auch manche falsche Beschuldigungen gegen mich vor, und als ich ihnen widersprach, wurde der Herr zornig, und sagte: „Du böser Bube, willst du die Wahrheit eingestehen?“ Hiebei fiel ich in Ohnmacht. Man mußte mich herausschleppen, und mir etwas eingeben, daß ich wieder zu mir kam. Nachdem ich abermals war hereingeführt worden, drang der Herr aufs Neue und mit noch mehr Ingrimm auf das Bekenntniß der Wahrheit, und da dies nicht so ausfiel, wie er's haben wollte, so befahl er, mir 50 Streiche zu geben. Der Soldat ergriff sogleich die Peitsche, und als ich mich nicht geschwind genug auszog, riß er mir den Rock vom Leibe, und vollzog den Befehl. Als aber der Herr sah, wie übel ich war zugerichtet worden, wurde er von tiefem Mitleiden bewegt, und ließ mich unverzüglich wegführen.

Tages darauf brachten sie mich aufs Rathhaus vor den Stadtrath. Da hatten sie die

gestrigen Verhöre vor sich liegen, und unter andern auch einen Brief, den ich einmal einem meiner Kameraden geschrieben, und in welchem ich ihm gewünscht hatte, daß auch er der Seligkeit theilhaft werden möchte, die ich jetzt genösse. Hier saßen 12 Herren, und ich mußte mich vor ihnen niederlassen, so daß ich sie alle vor mir hatte. Ich bemerkte bald, daß drei von ihnen Erkenntniß der Wahrheit hatten, denn sie sahen mich sehr mitleidig an. Da mußte ich wieder Alles haarklein beantworten. Unter andern fragten sie mich: ob ich wider meine Herrschaft Klagen hätte, und darum ausgewandert sei? Warum ich die allein seligmachende Kirche verlassen hätte? Ich erwiederte: „Ich habe weder wider meinen Herrn, den Grafen, noch gegen den Kaiser etwas, sondern wollte heute noch mit Freuden ihr Unterthan bleiben, wenn ich dabei nur nach meinem Gewissen leben und glauben dürfte.“ Sie gaben sich nun viele Mühe, mich zu überzeugen, daß ich in Absicht auf den Glauben im Irrthum sei, und erzählten mir so viel von den papistischen Alfanzereien, daß ich öfters in meinem Innern lachen mußte, und dabei dachte: das kann ja kaum ein Kind für Wahrheit halten! Dann mußte ich ihnen meinen Brief vorlesen. Auf die Frage: ob ich auch jetzt noch so dächte? erwiederte ich: „Ja; und ich sei auch Willens, mich darin nicht zu ändern.“ Sie spotteten nun meiner, daß ich ein Prädicant sein wolle, und nicht einmal ordentlich schreiben könne. Damit wurde ich für jetzt entlassen.

Mittlerweile waren die zwei andern Gerlachsheimer Böhmen, die mit mir gekommen waren, und einige Leute aus Hermaniz ausführen wollten, ergriffen und auch nach Leutomischel gebracht worden.

Darüber entstand ein großer Lärm, und ich wurde sogleich wieder aufs Schloß zu einem andern Herrn geführt. Dieser war so erbittert über mich, weil ich die Leute nicht angegeben hatte, daß er vor Zorn zitterte, und mich in Stücken zerhauen wollte. Er befahl dem Soldaten, daß er mir 100 Streiche geben solle. Der Jesuit aber, welcher dabei stand, machte die Einwendung dagegen, ich sei zu schwach, und würde darüber sterben. Da wurde ich denn wieder ins Gefängniß zurückgeführt.

In der Folge mußte ich noch einmal auf dem Rathhause erscheinen, wo sie mich einen halben Tag lang examinirten, und sagten, ich müsse nicht denken, daß ich gemalte Leute vor mir hätte, ich sollte nicht lachen; ich müsse wissen, daß sie Macht über mich hätten, und mit mir thun könnten, was sie wollten. Sie versuchten, mich nun in Furcht zu jagen, indem sie mir vorstellten, wie sie mich quälen wollten, wenn ich nicht umkehren würde. Zuletzt fragten sie mich: was ich dazu dächte? worauf ich freimüthig erwiederte: „Ich sei ganz und gar nicht gesonnen, ihre Religion anzunehmen, oder mich zu ihnen zu bekennen; denn ich begehre einzig und allein durch die Gnade meines Herrn Jesu Christi und um Seines bittern Leidens und Sterbens willen selig zu werden.“ Dagegen brachten sie wieder viele papistische Einwendungen vor, davon ich mein Tage noch nichts gehört hatte, und mich gar sehr wundern mußte, wie Menschen auf dergleichen Dinge nur kommen mögen. Endlich mußte ich wieder ins Gefängniß wandern.

Nun war das Stockhaus ganz voll von solchen Leuten, die Erkenntniß der Wahrheit hatten, und die in diesen Tagen waren ergriffen worden.

Da hatten sie denn alle Hände voll mit ihnen zu thun, und mich ließen sie jetzt ruhig in meiner Torturkammer sitzen. Da hatte ich denn Zeit, über mein Herz und meinen bisherigen Gang nachzudenken, und den Heiland um neue Gnade zu bitten, die Er mir auch reichlich schenkte, daß ich mich Seiner freuen und getrösten konnte. Es war mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich Tag und Nacht mit dem Heiland leibhaftig sprechen könnte. Fiel mir etwas Arges ein, und ich seufzte nur zum Heiland, so wurde ich auf der Stelle Seiner Hülfe gewahr, wurde des Gedankens los, und kriegte immer neuen Trost zu schmecken, so daß mir der Heiland immer lieber und süßer wurde. Denn wenn ich nur den Namen Jesus aussprach, oder an Ihn dachte, so durchdrang mein Herz ein hoher Freudengenuß, und ich ward wie in ein weites Feld geführt, wo sich mein Herz recht ausbreiten und in diesen Betrachtungen wie in ein Meer sich verlieren konnte. Mein Herz war so voll Freude, daß mein Mund in lauter Loblieder aus dem oberwähnten Gesangbuch, die Harfe genannt, welche ich auswendig gelernt hatte, überfloß. Wollte mich auch manchmal ein sorglicher Gedanke anwandeln, wie ich denn durchkommen würde, so ward ich immer wieder getröstet, und an meinen ersten Traum erinnert, da ich dann immer wieder Hoffnung faßte, daß ich errettet werden, und meinen lieben Pastor Schulz wiedersehen würde.

Als einstmals eine Sage kam, daß der Kurfürst von Sachsen alle Böhmen, die nach Sachsen ausgewandert wären, wieder in ihr Land zurückschicken werde, und der Jesuit mir dies voller Freuden ankündigte, so verfiel ich darüber in eine so große Betrübniß, daß ich drei Tage unabläſſig

weinte, und auch des Nachts nicht schlafen konnte. Am dritten Abend fiel ich endlich in einen tiefen Schlaf. Da träumte mir, es käme Jemand in mein Gefängniß, kniete neben dem Stock, an welchem ich angeschlossen war, zu meinem Haupte nieder, betete mit aufgehobenen Händen und wiederholte alle meine Bekümmerniſſe, mit dem Beifügen, das Alles werde nicht geſchehen, ſondern die Sache werde eine ganz andere Wendung nehmen, denn der Herr werde die Anſchläge der Feinde Seines Reiches gänzlich zunichte machen. Zuletzt ſagte er: im Jahr 1740 wird dieſe Veränderung vor ſich gehen, dann wird eine ganz eigene Zeit ihren Anfang nehmen. Hier erwachte ich unter einer beſonders freudigen und tröſtlichen Empfindung. Da hatte ich nun wieder viel Materie zum Nachdenken. Viele Worte waren mir ganz gut im Gedächtniß hängen geblieben; vornehmlich aber hatte ich mir die Zahl 40 gemerkt. Das war mir etwas ganz Neues; denn ich kannte bisher noch keine Zahl, wußte auch nicht, wie die Jahre gezählt würden. Ich hätte es aber doch gar zu gern wiſſen mögen, wie lange es noch bis zum 40ſten Jahre hin ſein möchte. In dieſer fröhlichen Betrachtung blieb ich bis an den Morgen, und als mich der Stockmeiſter auf den Hof hinaus ließ, ſo war es nicht anders, als ob Jemand auf dem Hofe meine Augen auf die am Hauſe in Stein gehauenen Zahlen heftete. Da lernte ich die Zahlen kennen, und ſah ſo lange darauf, bis ich einen Begriff davon bekam, und herausfand, daß noch 7 Jahre bis zu dem 40ſten wären. Ich war nunmehr gewiß, daß, wenn ich auch noch 7 Jahre ſitzen müßte, ich dann doch auf freien Fuß kommen und die gute Zeit genießen würde. Dann ſtimmte

ich mein Liedchen an: „Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht ꝛc.“

Zuweilen fand ich auch Mittel, dem Bruder Ostry, den ich sehr liebte, und der in dem nämlichen Gefängniß saß, ein Zettelchen zuzuwerfen. Diesem Bruder wurde damals auch sehr zugesetzt. Zwei Priester plagten ihn fast täglich zu halben Tagen mit ihren Disputationen; denn er konnte ihnen brav antworten. Da sie nun bei ihm einige Hoffnung faßten, daß sie ihn überzeugt hätten, und daß er ihren Glauben annehmen werde: so stellten sie ihn mir immer zum Beispiel vor; was doch ich einfältiger Mensch dächte, da ein so kluger Mann, wie Ostry, von ihnen sich habe überzeugen lassen; wenn sie mir nur erst recht aufs Leben kommen würden, so würde ich mich wohl auch ergeben müssen. Das machte mich freilich sehr bedenklich, denn auch ich hatte ihn für viel stärker als mich gehalten. Ich saß da und weinte, und wollte mich nicht niederlegen, so voll Schmerz war ich. Zu Mitternacht war mir's, als wenn Jemand zu mir sagte: Ostry wird bald auf freien Fuß kommen; du aber sei getreu bis ans Ende. Mir war dabei ganz eigen zu Muthe, ich wurde aber doch dadurch wieder aufgerichtet. Mit Ostry's Freilassung aber hatte es folgende Bewandtniß: die Geistlichen waren nicht im Stande gewesen, ihn zu überzeugen oder zu überwinden, sondern er hatte sie so aus dem Felde geschlagen, daß sie die Hoffnung aufgaben, etwas bei ihm auszurichten, und darum schickten sie ihn seiner Herrschaft zurück. Er kam darauf vor mein Fenster und verabschiedete sich von mir mit den Worten: „Mein Bruder, ich empfehle dich dem Herrn Jesu!“

Nun blieb ich also ganz allein im Gefängniß sitzen; aber der Heiland erfüllte mein Herz mit Seinem Trost und Frieden, so daß mir mein Kerker gar nicht beschwerlich war. Der Jesuit ließ mich auch ziemlich in Frieden, und fragte mich bei seinem zweimaligen Besuch blos, ob ich nicht bald ans Umkehren gedächte, um nicht ewig verloren zu gehen? Ich antwortete ihm aber ganz gerade, daß ich ganz und gar nicht daran dächte, weil ich nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit meines Glaubens, von dem seinigen aber gar keine Gewißheit hätte; eher könnte ich mir Hände und Füße und den Kopf abhauen lassen, als den römisch-katholischen Glauben annehmen. — Was? erwiederte er; wir haben den apostolischen Glauben, und von Petrus an bis auf den heutigen Papst kann ich dir alle Bischöfe in gerader Linie herzählen. — Gut, antwortete ich, wenn euer Glaube der apostolische ist, warum macht ihr's denn nicht so, wie es die Apostel gemacht haben? man liest doch von ihnen nicht, daß sie die Leute mit Gefängnißstrafen zum Glauben gezwungen hätten. — Da ging er weg, und ich dankte dem Heiland, daß ich ihm mit Freimüthigkeit hatte antworten können.

Als ich nunmehr bald 7 Monate im Gefängniß verbracht, und die Winterkälte sich eingestellt hatte, so verschlimmerte sich meine Lage sehr merklich. Mein Brod und Wasser — etwas Anderes wurde mir nicht gereicht — fing an zu gefrieren, und mein Hemd war auf dem Stroh so zerrieben worden, daß ich nun immer liegen, und mich mit dem Rock zudecken mußte. Das wurde mir freilich in die Länge sehr schwer; der Heiland richtete mich

aber gar kräftig auf, so daß ich auch die Kälte für nichts achten konnte. Allein ich traute meinen eigenen Kräften etwas zu; und als mir einst Jemand vorstellte, wie ich in meiner traurigen Lage unmöglich lange würde aushalten können: so antwortete ich mit großer Kühnheit, fast wie Petrus vor seiner Verläugnung, daß ich lieber erfrieren, als mich ergeben wolle. Noch an demselben Abend traten drei betrunkene Diener der Priester, rechte Satansbuben, zu mir herein, und fingen an mit mir zu disputiren. Ich mußte ihnen nun zwar antworten, aber meine vorige Freudigkeit war ganz dahin; ich hatte ein sehr betrübtes und beklommenes Herz, war wie völlig umgedreht, und ganz stutzig über mich selbst. Als sie endlich weggingen, konnte ich erst recht über mich nachdenken; mein Herz war ganz leer und trostlos, und Furcht und Schrecken hatte Besitz davon genommen. Zuvor konnte ich mit dem Heiland reden; jetzt war ich wie ein Stein; es war mir, als sei der Heiland weit entfernt von mir, und als ob Er nichts mehr mit mir zu thun haben wolle. Tag und Nacht weinte ich unausgesetzt, und legte mich, so zu sagen, drei Wochen nicht nieder; zweimal fasttete ich jedesmal drei Tage lang, ohne weder Speise noch Trank zu mir zu nehmen; meine Augen entzündeten sich; ich kam von allen Kräften herunter, und die Kälte durchdrang mich bis ins Innerste. Da dachte ich endlich, die Qual der Hölle kann ja nicht größer sein, ich muß mir nur selber vom Leben helfen! Aber da war es, als wenn Jemand sehr liebreich und mitleidig zu mir spräche: „Thue dir kein Leid; wenn der Herr Jesus dich dulden und tragen will, so überlasse dich Ihm, und harre!“ Das schnitt mir erst eine tiefe Wunde

in mein Herz, daß ich ganz in Thränen zerfloß vor dem Heiland. Nun konnte ich Ihm mein ganzes Herz ausschütten, und um Gnade bitten, und ich empfand wieder Hoffnung und Trost in meinem Innern. Doch blieb mir immer ein schmerzliches Andenken davon übrig, welches mir oft herbe Thränen auspreßte.

Nach Weihnachten wurde ich in eine große gewölbte Stube gebracht, die bisweilen geheizt wurde. Ein Freund schenkte mir ein Hemd, und ich mußte für den Stockmeister spinnen. Das schien mir zwar anfänglich eine Erleichterung zu sein, aber ich fand bald Veranlassung, mich auf meine Torturkammer zurück zu wünschen. Denn man that die ruchlosesten Uebelthäter zu mir, die um Raubens und Mordens willen gegriffen worden waren, und die meine Seele auf alle Weise quälten. Einer derselben wollte mich sogar umbringen. Auch sonst hätte ich leicht ums Leben kommen können, wenn Gottes Engel mich nicht bewahrt hätte. Einmal wurde mir eine Suppe gebracht, die ich gleich für verdächtig erkannte, und darum stehen ließ; denn der böse Dunst derselben erregte mir ein heftiges Erbrechen.

Die Zeit wurde mir oft herzlich lang, da meine Erlösung sich so sehr verzögerte. Ich dachte hin und her, was ich doch nur anfangen sollte. Endlich fiel mir ein, Soldat zu werden. Ich gab mich dazu an, und erklärte, daß ich dem Kaiser treulich dienen wolle; nur wolle ich dabei bis an mein Ende bei meinem Glauben bleiben. Allein bei der Besichtigung wurde ich für untüchtig befunden, und man sagte mir, daß man mich überdies auch nicht annehmen könnte, sondern daß ich erst mein Urtheil abwarten müsse.

Gegen den Herbst wurde ich in ein anderes Gefängniß gebracht, worin es Mäuse, Frösche, Schlangen und Ungeziefer in Menge gab. Es war fast finster darin, und ich mußte immer auf der Erde sitzen oder liegen, und die Mäuse und Frösche krochen über mich weg. Meine Portion war täglich für einen Kreuzer Brod und Wasser. Aus Mangel an Bewegung wurden mir die Füße ganz lahm, so daß ich nicht auftreten konnte. Da entfiel mir die Hoffnung zum Wegkommen gänzlich, und ich gerieth darüber in große Bekümmerniß. Ganz buchstäblich im Staube liegend und so beängstigt, daß ich über und über in Schweiß kam, betete ich zum Heiland, und schloß mit den Worten: „Du weißt, daß ich mir nicht helfen kann.“ Darüber schlief ich sanft ein, und als ich erwachte, war mir ganz wohl. Den Fuß, der noch gestern Abend ganz krumm und lahm gewesen war, vermochte ich nun wieder auszustrecken. Ich traute meinen Augen kaum, bis ich endlich auftrat, und in meiner Kammer hin und her ging. Laut pries ich den Heiland für Seine wunderbare Hülfe, und konnte nun neue Hoffnung von meiner Errettung fassen. Jetzt nahm ich wieder meine Harfe, die ich bisher an die Weide gehangen hatte, zur Hand, und stimmte dem Heiland bei Tag und Nacht ein Loblied nach dem andern an für das, was Er an mir gethan hatte. Wiewohl ich dem ungerathenen Sohne gleich war, so war nun doch mein ganzer Sinn darauf gerichtet, zum Vater zurückzukehren, und das Gute, was bei Ihm zu finden ist, zu genießen.

Nach einiger Zeit erhielt ich wieder einen Besuch von meinem Herrn Jesuiten. Er stellte sich jetzt an, als ob er mich bedaure, daß ich so vom

Fleisch herunter gekommen und so elend sei, und rieth mir, ich sollte doch Branntwein trinken, das werde mir gewiß gut sein; er wolle mir gern helfen, wie und wo er könne. — Als er mich ein andermal besuchte, sagte er: ich müsse hier wohl ganz wie ein Klotz werden, und würde wohl nicht beten können; er wolle mir vorbeten, ich solle ihm nur getrost nachsprechen; ich dürfe nicht fürchten, daß er mir etwas wider meinen Glauben vorsagen werde; er wolle nur sprechen: „O Herr Jesu Christe, erbarme Dich über mich verlornen Sünder, damit Dein theures Blut für mich nicht vergebens vergossen sei!" Ich erwiederte: „Das ist recht gut und schön; dennoch aber können wir unmöglich mit einander beten, da wir nicht eines Sinnes sind. Sie werden beten, daß ich mich zu Ihnen bekehren solle, und ich würde für Sie beten, daß Sie sich zu meinem Glauben bekehren möchten; wie könnten wir dann erhört werden?" Da ward er zornig, und lief davon, und kam lange nicht wieder.

Um diese Zeit kam auch der Bischof von Chrast nach Leutomischel, der mich zweimal vor sich fordern ließ, und sich viel Mühe gab, mich zum römisch-katholischen Glauben zu bereden.

Darauf thaten sie mich wieder in die große Stube. In derselben befand sich ein Mann, der in der großen Verfolgung im Jahr 1724 auch schon hier gesessen hatte. Dieser erzählte mir, daß es damals noch viel ärger zugegangen sei. Man habe die Leute erbärmlich geschlagen und gemartert; die ganze Stube sei voll von solchen übel zugerichteten Personen gewesen. Sie hätten nicht neben einander liegen, sondern nur knien und höchstens auf den Ellenbogen etwas ruhen können. Auch

habe man die Leute vor den Pflug gespannt und mit ihnen geackert u. dgl. m.

Nach einiger Zeit kam wieder einmal ein Jesuit zur Stadt, und ich mußte vor ihm erscheinen. Es war ein schon bejahrter Mann, der sehr häßlich und grimmig aussah. Er betrachtete mich blos, sprach aber kein Wort mit mir. Nachher schickte er mir durch den Kaplan ein Büchlein, welches „der geistliche Zaum" betitelt war. Weil ich's aber nicht annehmen wollte, so befahl er, mich in den Stock zu legen, wo ich weder liegen, noch recht sitzen konnte. Ich wurde nun unter den Plagen nach gerade müde und matt, und bat den Heiland oft mit Thränen, denselben ein Ende zu machen; möchten sie mich doch tödten, auf welche Art sie wollten.

Als ich nun das zweite Jahr in meiner harten Gefangenschaft ausgehalten hatte, dachten sie selbst darauf, dem Ding ein Ende zu machen, damit die Unkosten nicht noch größer würden. Sie suchten nun wieder, mich auf alle Weise in Furcht und Schrecken zu jagen, und zur Annahme ihres Glaubens zu zwingen. Um Mitternacht kam der älteste Richter, nachdem er sich zuvor betrunken hatte, plötzlich zu mir ins Gefängniß. Seine erste Frage war: „Gilek, welches Glaubens bist du?" Auf die Antwort: „Evangelisch," gab er mir mit der geballten Faust einen Schlag auf den Kopf, daß ich umfiel. Nachdem ich eine Weile bewußtlos dagelegen hatte, gab er mir mit seinem spanischen Rohr drei Hiebe in die rechte Seite, und dadurch kam ich wieder zu mir. Dann mußte ich mich wieder setzen, und er fragte mich weiter: ob ich römisch-katholisch werden wolle? Als ich nun antwortete, daß ich dies nimmermehr thun könne, so

befahl er dem Diener, mir sogleich 30 Streiche zu geben. Ganz geduldig stellte ich mich hin; als der Diener aber ausholte, bemerkte er sogleich, daß ich mich nicht auf den Beinen erhalten könne, und sagte dem Richter, ich müsse mich legen, denn ich könne nicht stehen. Ich kniete also nieder, um mich zu legen, und empfahl mich dem Heiland. Darauf befahl der Richter, man könne es bis morgen anstehen lassen, und sie entfernten sich. Ich blieb dann im Gebet, und wurde gar kräftig vom Heiland getröstet, und erhielt gleichsam neue Kraft in meinem Herzen. So kam der Richter sieben Nächte hinter einander zu mir, und verführte jedesmal einen grausamen Lärm.

Nach diesen vergeblichen Versuchen führten sie mich wieder vor den Rath zu ganzen halben Tagen, hielten ein fürchterliches Examen, und stellten mir die grausamsten Martern vor, daß man mich in den Schornstein aufhängen, mit Erbsenstroh räuchern, mir spanische Stiefeln anlegen wolle, wie man mich verbrennen, aufhängen und mir die Ohren abschneiden, mir Galgen und Rad auf die Stirn einbrennen, und mich so auf Lebenszeit auf die Festung Spielberg setzen werde. Dazwischen sprang je zuweilen einer von seinem Sessel auf, und dräuete mir mit geballter Faust ins Gesicht, so daß ich ganz bestürzt dastand. Dann hießen sie mich eine Weile abtreten. Der jüngste Richter, Namens Bezold, führte mich hinter die Thür, nahm mich bei Seite, und sagte ganz mitleidig und furchtsam zu mir: „Fürchtet euch vor nichts; sie schrecken euch nur; habt ihr doch nichts Böses gethan, darum kann euch auch Niemand etwas anhaben.“ Dies gereichte mir zu ungemeiner Stärkung. Ich hätte dem Manne gleich mögen die

Füße küssen, und habe ihm immer, so oft ich daran denke, einen besonderen Lohn vom Heiland dafür gewünscht; denn er hat sich jederzeit als ein wohlthätiger Freund gegen mich bewiesen. Als ich nun wieder hereingerufen wurde, stellte ich mich ohne alle Furcht vor die Herren hin. Sie thaten dann auch weiter nichts, als daß sie mich ein Weilchen ansahen; dann ward ich wieder weggeführt. — Am folgenden Tage mußte ich abermals vor ihnen erscheinen, und sie fragten mich: ob ich mich nun bekehren wolle? Meine Antwort war: „Das kann ich meines Gewissens wegen nicht thun.“ Nachdem sie mir viele Versprechungen gethan hatten, wenn ich den römisch-katholischen Glauben annehmen wolle, legten sie mir zuletzt folgende drei Fragen vor: 1) „Warum seid ihr aus Böhmen ausgegangen?“ Antwort: „Um des Gewissens willen.“ 2) „Warum seid ihr von der römisch-katholischen Kirche abgetreten?“ — „Darum, weil ich nicht geglaubt, daß ich in derselben selig werden könne.“ 3) „Wollt ihr euch wieder zur katholischen Kirche bekehren, oder wollt ihr bei euerm Glauben bleiben, wenn man euch auch zu Tode marterte?“ — „Ja, ich will bei meinem Glauben bleiben.“ — Nun wurde ich wieder ins Gefängniß geführt. Hier unterredete ich mich wieder mit meinem lieben Heiland, und wurde aufs Neue von Ihm getröstet, gestärkt und versichert, daß es zu Ende kommen solle.

Nicht lange nach diesem wurde ich vor den Herrn Schloßhauptmann geführt, von dem ich immer gehört hatte, daß er ein jähzorniger Mann sei. Ich fürchtete mich daher nicht wenig, und betete auf dem ganzen Weg viel zum Heiland. Als ich auf die Kanzlei gebracht wurde, ward eben

eine Execution gehalten, und als ich hinkam, fragte er mich dreimal: „Bist du der Gilek aus Lubny?“ Ich antwortete ihm mit gebührendem Respect: „Ja;“ worauf er mich ganz verwundert ansah. Nach einer Weile that er folgende drei Fragen an mich: 1) „Jan Gilek, willst du bei deinem Glauben bis in den Tod verharren, wenn man dich auch verbrennen wollte?“ — „Ja, ich will.“ — 2) „Jan Gilek, ich frage dich, willst du bei deinem Glauben verharren, wenn sie dich aufhängen wollten?“ — „Ja, ich will.“ — 3) „Jan Gilek, ich frage dich nochmals, willst du bei deinem Glauben beharren, wenn man dich lebenslang zum Gefängniß verdammen wollte?“ — „Ja, ich will.“ — Hierauf sah er den neben ihm stehenden Jesuiten an, und sagte zu ihm: „Ich weiß weiter nichts mit ihm zu machen; er thut recht daran, daß er so redet, wie er's meint. Andere sagen genug, daß sie katholisch werden wollen, und thun's doch nicht. Ich werde mir keine weitere Mühe mit ihm geben.“ Hierauf ließ er mich fortführen, und schickte mir noch einen Groschen Almosen nach. O, wie dankbar war ich dem Heiland dafür, daß Er mir so durchgeholfen hatte!

Nicht lange darauf besuchte mich der Jesuit zum letzten Mal, that sehr freundlich, und bot mir ein Neues Testament an. Ich sagte ihm aber: er möchte mir das meinige wiedergeben, welches er mir bei meiner Einkerkerung aus der Tasche gezogen habe; das seinige möchte ich nicht haben. Darauf fragte er: ob ich wünsche, daß er mich noch öfter besuchen solle? Ich antwortete: daß ich es ganz und gar nicht begehrte; denn ich würde wie bisher seine Ermahnungen nicht annehmen,

wolle sie daher auch nicht erst hören, wünsche auch, ihn nicht mehr zu sehen, wobei ich zugleich meine Ohren zuhielt, und mich von ihm wegwendete. Er verließ mich darauf, und ich wurde von nun an mit dergleichen mir lästigen Besuchen verschont.

Gegen Weihnachten kam eines Morgens der Stockmeister zu mir, mit der Anzeige, ich solle mich fertig machen, denn ich müsse auf die Dechanei gehen, um heute excommunicirt zu werden. Um 8 Uhr führte mich demnach der Richter und Stockmeister dahin ab. Da saß auf der einen Seite der ganze Magistrat, auf der andern die Geistlichkeit, und ich wurde in die Mitte gestellt. Aller Augen waren auf mich gerichtet; ich aber seufzte in meinem Herzen inbrünstig zum Heiland. Dann trat der Jesuit auf, und that den Vortrag, daß, weil ich alle Ermahnungen in den Wind geschlagen, und in dem Irrwahn und in meiner Ketzerei steif verharre, ich hier öffentlich aus der allein seligmachenden katholischen Kirche ausgeschlossen und excommunicirt und aller Wohlthaten, Gebete und Fürbitten der Heiligen für verlustig erklärt werden sollte, also und dergestalt, daß ich niemals wieder zu Gnaden bei ihnen angenommen werden könne; dagegen würde ich hiemit dem Teufel und der Hölle auf ewig übergeben. — Ich aber übergab unterdeß meinen Geist, Seele und Leib aufs Neue meinem Heilande Jesu Christo auf immer und ewig, und fürchtete mich im geringsten nicht, daß mir irgend etwas Böses begegnen werde, weil nur Er allein die Macht hat, zu richten, und Leib und Seele verderben kann in der Hölle. — Sie sahen nun Alle sehr starr auf mich, ich aber blieb unverändert. Die Priester entließen hierauf den Rath

aus der Kirche, kamen sehr freundlich zu mir, und redeten mir mit glatten Worten zu, ich möchte nur beichten, und alle meine Sünden, wie grob sie auch immer wären, bekennen, wenn ich auch Jemand erschlagen hätte, so wollten sie es doch nicht verrathen. Unglaubliche Mühe gaben sie sich um mich, bedauerten mich, wollten aber das Urtheil sogleich wieder aufheben, wenn ich nur übertreten wolle; kein Böses solle mir dann widerfahren, vielmehr solle alle Gnade mir wieder zu Theil werden. Ich lächelte aber nur dazu, und sagte: es möchte schon immer dabei bleiben, wie sie es ausgemacht und ausgesprochen hätten; ich hätte von alle dem nichts zu befürchten.

Da öffneten sie die Thür, und der Richter und Stockmeister erhielten den Befehl, mich wieder wegzuführen, mit der ernstlichen Warnung, daß nun Keiner weiter mit mir reden solle, weil er eine Todsünde damit begehen werde.

Am folgenden Tage ward ich abermals aufs Rathhaus beschieden, weil mein Urtheil aus Prag angekommen war. Zuerst mußte ich das kaiserliche Petschaft küssen, und dann wurde das Schreiben vor meinen Augen eröffnet und mir vorgelesen. Es lautete also: daß ich zwei Jahre in Ketten und Banden bleiben und zur öffentlichen Arbeit in der Stadt auf den Straßen gebraucht werden, dann aber mein ferneres Urtheil erwarten solle. Demnach schien es, daß ich auf Lebenszeit ein Gefangener würde bleiben müssen. Ich ward sodann zur Treue ermahnt, mit beigefügter Warnung, auf keinen Fall ans Entlaufen zu denken. Es wurde mir nun sogleich eine Axt gegeben, worauf ich zu einer Cisterne geführt wurde, wo ich das Eis aufhauen sollte. Vor Mattigkeit war ich kaum im

Stande, die Axt aufzuheben; indeß mühte ich mich treulich. Alle Leute blieben bei mir stehen; der Eine schimpfte auf mich, der Andere lachte mich aus; Manche aber hatten Mitleiden mit mir. Da dies der Jesuit sah, ließ er mich wieder einen halben Tag einsperren, worüber ich mich bei dem Diener beschwerte, weil es gegen den kaiserlichen Befehl war. Der Stockmeister aber sprach mich zufrieden, und sagte mir, der Jesuit sei eben mit dem Urtheil überhaupt nicht zufrieden, und sei nach Prag gereist, um ein anderes auszuwirken; wobei er jedoch nichts Wesentliches ausrichtete. Doch erhielt er so viel, daß ich mit der linken Hand an den rechten Fuß angeschlossen wurde. Das geschah gegen Weihnachten, und in der Charwoche führten sie mich so geschlossen wieder zur Arbeit, da ich denn den Sommer über die Straßen reinigte, und wo mich Jemand in seinem Hofe zu ähnlicher Arbeit dang. Dabei wurde ich mit Manchen bekannt, die Mitleiden mit mir hatten, und mir gern etwas zu gute gethan haben würden, wenn ihnen solches gestattet gewesen wäre. Endlich thaten sie mich als Handlanger zu den Maurern; da mußte ich denn sonderlich von dem Maurermeister viel Schmach ausstehen. Als ich ihm nun am dritten Morgen den letzten Stein zulangte, so fingen auf einmal die Sturmglocken an zu läuten, und als er die Augen aufhob, sah er, daß in der Gegend, wo er wohnte, ein dichter Rauch aufstieg, worüber er heftig erschrak. Mir wurde dabei gleich so im Herzen, als wenn Jemand zu mir sagte: „Heute wirst du loskommen;“ ich wußte aber nicht, wie das zugehen sollte. Ich ging dann hin und her, und half, wo Jemand mich begehrte. Das Feuer griff unterdeß immer weiter um sich,

so daß kein Löschen mehr half. Ich sah es mit Verwunderung an, und hatte inniges Mitleiden mit den armen Leuten, die vor Bestürzung nicht wußten, was sie thun sollten. Jeder rief seinen Schutzpatron laut um Hülfe an; am meisten aber schrien sie zum heiligen Florian, und besonders sollte er das Haus retten, an welchem sich ein Gemälde dieses Heiligen befand. Allein es dauerte nicht lange, so stand das Haus in vollen Flammen, worüber ich lachte und sagte: „Wie kann der euch helfen, da er ja selbst verbrennen muß.“ Dann kam ich zu dem Hause meiner guten Wohlthäter, woselbst die beiden Töchter ihre alte kranke Mutter aus dem Feuer zu ziehen suchten. Ich bot ihnen meine Hülfe an, und wir brachten sie glücklich zur Stadt hinaus. Da hob die alte Frau die Hände gen Himmel und sagte: „Ach, das kommt von Gott, und ist eine gerechte Strafe, die wir verdient haben; dagegen müssen wir den Mund nicht aufthun.“ — Ich ging hierauf wieder in die Stadt zurück, und ein anderer Mann, der mich gut kannte und liebte, bat mich, seine Kuh aus der Stadt zu führen, damit sie nicht mit verbrennen möchte. Ich that dies sogleich, und führte sie zu den drei Scheunen, zu denen er mich hingewiesen hatte. — Herzlich wendete ich mich nun im Gebet zum Heiland mit dem Flehen, mir zu zeigen, was ich thun solle. Da hieß es in meinem Innern: „Lege dich hinter eine von den drei Scheunen, und das habe zum Zeichen, daß der Herr dich erretten will, wenn bis auf den Abend Niemand kommt und dich abholt.“ Ich zerriß sogleich die Lumpen, die ich um meine Füße gebunden hatte, machte einen Strick daraus, band die Kuh an einen Baum, sah mir ein Plätzchen bei

einer von den Scheunen aus und legte mich hin. Es gingen da zwar Leute um mich herum, die meine Ketten sahen, und Einer schalt mich, warum ich nicht beim Löschen hülfe? Ich sagte ihm aber, daß ich mich schon müde genug gearbeitet hätte; da ließ er mich. Als es ziemlich dunkel geworden war, machte ich mich auf, und ging über die Felder auf den Wald zu. Ich fühlte bald, daß ich mit den Fußeisen nicht weit kommen würde, nahm daher ein paar Steine und schlug sie mir herunter, und grub sie mit den klafterlangen zwei Ketten etliche Feldweges von einander tief in die Erde. Das geschah den 20. August 1735.

Wie mir in diesem Augenblick zu Muthe war, kann ich nicht beschreiben, und bis heute weiß ich noch nicht, wie ich dem Heiland für meine Errettung genugsam danken soll. Ich vergoß einen Bach von Thränen, und war sehr gebeugt vor dem Heiland, daß ich es Ihm nicht so ganz zugetraut, mir viele schwere Stunden dadurch gemacht hätte, und bat Ihn um Vergebung alles dessen, womit ich Ihm nicht zur Ehre gewesen war. Dann ging ich mit Freuden und Lobgesang die ganze Nacht meine Straße eilig fort, ward aber vor Hunger ganz matt, und wußte nicht, wie ich etwas bekommen sollte. Endlich kam ich gegen Tagesanbruch zu einer Buschschenke, ging hinein, und ließ mir Brod und Bier geben. Der Wirth sammt seiner Frau machten große Augen, und es war ihnen wohl mit Recht verdächtig, einen Menschen ohne Rock, blos in leinenen Unterkleidern und Brusttuch, mit langen Haaren und Bart vor sich zu sehen, der vor Sonnenaufgang Bier forderte. Sie blieben an der Thür stehen, als ob sie mich bewachen müßten, und examinirten mich

scharf, woher ich käme, und wohin ich wollte? weshalb ich in nicht geringe Angst gerieth, daß sie mich festhalten möchten. Ich seufzte zum Heiland, daß Er mir doch geben möchte, was ich den Leuten sagen sollte. Als sie mich nun zum dritten Mal fragten, so fragte ich sie meinerseits, ob sie nicht wüßten, was für ein großes Ding sich gestern zugetragen? Da veränderte sich auf einmal ihr ergrimmtes Angesicht, und sie erwiederten: „Was denn? wir wissen von nichts!" Ich fragte nach einer Weile wieder: So, wißt ihr wirklich nichts von der ungemein großen Sache, die sich zugetragen? und wiederholte das noch einmal. Da baten sie mich, daß ich's ihnen doch sagen möchte. Ich erzählte ihnen nun von dem großen Brande in Leutomischel, und als ich mein Brod und Bier verzehrt hatte, und sie ganz in Bestürzung und Verwunderung waren über dieser Nachricht, so fügte ich endlich hinzu: Nun, da komme ich her, und jetzt gehe ich wieder nach Hause; und damit schritt ich zur Thür hinaus, und sie ließen mich in Frieden gehen. Nun begab ich mich weiter in den Wald hinein, und dies Frühstück mußte mir auf zwei Tage ausreichen. Einigemal verirrte ich mich so, daß ich nicht wußte, wo ich war; aber der treue Heiland erhörte mein Seufzen und leitete mich auf den rechten Weg. Am dritten Tage stärkte ich mich wieder mit etwas Brod, eilte darauf wieder aufs Gebirge, und nachdem ich um Mitternacht den höchsten Gipfel mit zwei Krücken erklettert hatte, fand ich eine Quelle, bei welcher ich mich labte, und dann vor Müdigkeit fest einschlief. Da weckte mich mein Engel auf die schon etlichemal erwähnte Weise. Ich sah mich gleich furchtsam um, wurde aber angetrieben, mich unver-

züglich auf die Füße zu stellen. Kaum war ich aufgesprungen, so hörte ich durch den dicken Wald etwas auf mich zukommen, und bald sah ich zwei Wölfe gerade auf mich zuspringen. Sie stellten sich sogleich vor mich hin, und wir sahen einander an. Mich durchging freilich ein Todesschauer, und die Zunge klebte mir an dem Gaumen, daß ich keinen Laut von mir geben konnte. Alles zitterte an mir. Nach einer Weile erholte ich mich ein wenig, stieß mit meinen beiden Stöcken auf die Erde, und erhob ein Geschrei; da wurden sie aber böse, und wollten auf mich zuspringen. Es war aber immer, als wenn sie mit den Hinterfüßen angebunden wären, und sie kamen keinen Schritt näher auf mich zu. Als ich mir nun keinen Rath wußte, so blieb ich stockstille stehen, wandte mich einzig und allein zum Heiland, und bat Ihn flehentlich, daß Er mich doch nicht so elendiglich möchte umkommen lassen. Auf einmal kehrten die beiden Ungethüme um, und liefen eben so schnell fort, als sie gekommen waren. Da sah ich Gottes augenscheinliche Wunderhülfe, und lobte Ihn dafür. Er stärkte mich auch so kräftig, als wenn ich die beste Speise zu mir genommen hätte, und so ging ich um Mitternacht weiter, und kam, obschon es sehr finster wurde, glücklich und ohne Furcht fort. Den 24. August 1735 langte ich wieder in Gebhardsdorf bei Zittau an, und am 25sten kam ich vollends nach Gerlachsheim, wo der liebe Pfarrer Augustin Schulz und alle Geschwister herzlich froh waren, mich lebendig wiederzusehen. Jedermann kam mich besuchen. Ich kannte aber Viele nicht, denn es waren seit meiner Abwesenheit nicht Wenige dazu gekommen. Ich freute mich nun auch herzlich, daß mich der Herr glücklich wieder hergeleitet

hatte, aber so vergnügt, wie ich im ersten Anfang hier gewesen war, wurde ich nicht wieder, ob sie mich gleich ohne alle Frage für ihren Bruder erkannten und annahmen. Herr Schulz gab mir auch eine Gesellschaft zu halten, und als er eine Schule anlegte, in welcher alle Kinder den ganzen Tag sein sollten, so gab er mich dem Schulhalter Tobias Holub als Gehülfen zu. Diesen Auftrag nahm ich willig an, denn ich diente gern, wo ich konnte, wenn ich auch gleich keinen Gehalt dafür bezog. Es ging aber schwer; denn es gab doch auch viele Verhinderungen, und ich kam in solche Noth, daß ich nur ungesalzene Klöße von Kleie zu essen hatte. Doch dies achtete ich nicht. Nur mein Elend und Verderben, welches ich stark fühlen mußte, machte mich sehr betrübt. Wir hörten fleißig, wie man den alten Adam kreuzigen müsse; allein ich wußte nicht, wo ich die Kraft dazu hernehmen sollte. Da sagte ich: „Ach, wenn ich nur den Herrn Jesum hätte!“ Da gab's oft Widerspruch. Kurz, es war nicht mehr, wie ehemals, wenigstens konnte ich nicht so hineinpassen, und das machte mich oft untröstlich. — Es kamen dann auch bald die Verfolgungsumstände, und Pfarrer Schulz mußte die Schule aus einander gehen lassen und wegziehen. Wir folgten ihm bald nach, und ich kam den 25. März 1737 nach Berlin. Mir war beim Eintritt in diese Stadt ängstlich zu Muthe, wie mir's doch hier gehen würde. Und es hat sich auch bald gezeigt, daß meine Furcht nicht ungegründet war. Denn wir kamen unter die andern früher dort ansässigen Böhmen zu wohnen, und mußten mit ihnen arbeiten. Da gaben sie sich denn viele Mühe, uns zu

bereden, daß wir doch ganz eins mit ihnen sein möchten. Wir glaubten auch fast, daß wir Kraft und Wesen bei ihnen finden würden, und gingen in ihre Versammlungen; aber es war nichts Reelles unter ihnen. Und als vollends ihr Prediger, Herr Liberda, wieder aus dem Gefängniß in Waldheim zu ihnen kam, und in seinen Predigten zum Zweck hatte, sie zu geschliffenen Leuten zu machen, und so viel vom Schleifstein der Vernunft in seinen Predigten redete: so nahm die Widrigkeit der andern Böhmen gegen uns Gerlachsheimer von Zeit zu Zeit zu, und sie fingen an, uns zu verfolgen.

Unser lieber Pastor Schulz zog mit einem Theil der Gerlachsheimer nach Rixdorf, und wir hier Zurückbleibende hatten eine Versammlung beim seligen Bruder Ostry. An diesen schloß ich mich an, und ging auch nach Rixdorf. Es fehlte mir aber immer noch etwas. Als hernach böhmische Brüder von Zittau bei uns besuchten, und allhier Versammlungen hielten, auch ein und anderes von der Brüdergemeine in Herrnhut erzählten, mit der sie in Gemeinschaft ständen, und dadurch eine neue Anfassung in ihren Herzen bekommen hätten, und dabei bezeugten, daß sie in dem Leiden und Sterben Jesu Kraft zu einem neuen Leben und göttlichen Wandel gefunden hätten: so gab ich genau Achtung, und schöpfte gute Hoffnung, daß es besser mit mir werden würde. Das Gefühl meines Elendes und meiner Sündigkeit machte mir dazumal noch viel Kummer; aber der Heiland ließ mir eine vertrauliche Unterredung, die ich über diesen Punkt mit dem seligen Bruder Kraupa hatte, sehr gesegnet sein.

Im Jahr 1739 verheirathete ich mich nach dem guten Rath unsers lieben Pastors Schulz mit

Elisabeth Gitschinsky. Ich verlor aber diese meine liebe Frau bei ihrer dritten Niederkunft im Jahr 1743 wieder, wodurch ich sehr gebunden wurde, weil ich ein Söhnlein von 5 Tagen zurückbehielt.

Im Jahr 1740 schickten uns die böhmischen Brüder in Zittau übersetzte Briefe von den Mohren in St. Thomas, und auch andere ins Böhmische übersetzte Nachrichten aus der Brüdergemeine zum Lesen, welche uns zu großem Segen gereichten. Da hörte ich viel von dem verdienstlichen Leiden und Sterben Jesu. Mein Herz wurde ganz erweicht, daß ich oft in Thränen zerfloß, und es wurde mir völlig ausgemacht, daß dies die rechte Sache sei, an der es mir bisher immer noch gefehlt habe. Mein Herz fing an sehr darnach zu verlangen, und ich bat den Heiland, daß Er sich um Seines auch für mich vergossenen Blutes willen meiner erbarmen möchte, und übergab mich Ihm mit all meinem Elend und meiner großen Mangelhaftigkeit zu Seinem ewigen Eigenthum. Da offenbarte Er sich mir auf eine so ausnehmend kräftige Weise, daß mir's nicht anders war, als wenn ich Ihn leibhaftig am Kreuze vor mir hängen sähe, wie Er sich für mich und um meiner Sünden willen zu Tode geblutet hat. Nun erst konnte ich Ihn recht und ganz für meinen Seelenbräutigam und für meinen Herrn und Gott erkennen. Bei diesem Thomasglücke wurde mein Herz mit sanfter Freude erfüllt. Da fühlte ich neue Kraft, neue Gnade und neues, unaussprechlich seliges Leben, und es ward mir geschenkt, mich mit felsenfester Zuversicht an Ihn, meinen ewigen Erbarmer, zu halten. Nun ging ich auch mit den übrigen böhmischen Brüdern bei unserm lieben Pastor Schulz

in Kirdorf zum heiligen Abendmahl. Es kamen zwar manchmal Sichtungen über unser kleines Häuflein; aber der Grund, den ich einmal gefunden hatte, hielt meinen Anker unbeweglich fest, daß ich nicht nöthig hatte, mich hin und her wiegen zu lassen. Es gingen nun auch von Zeit zu Zeit Einige zum Besuch nach Herrnhut, und erzählten mir viel Gutes von der Brüdergemeine, wodurch der Eindruck, den ich von derselben bekommen hatte, jedesmal vermehrt ward. Ich wäre gern selbst auch einmal hingegangen, aber mein kleines Söhnchen hielt mich davon ab; wie ich denn auch deshalb im September 1744 genöthigt wurde, meinen Stand wieder zu verändern, da ich mit der Schwester Anna Kulhow in die Ehe trat, welche mir 1771 in die selige Ewigkeit vorangegangen ist.

Bald darauf (1744) hatte ich die Freude, die Brüder Jäschke und Busse aus der Brüdergemeine kennen zu lernen, worüber mein Herz großen Trost empfand. Ich ging sogleich mit einigen andern böhmischen Brüdern in die Stadt, sie zu grüßen. Bruder Jäschke aber sah mir so ernst aus, daß ich dachte: wie wird das hier mit dir gehen? Als er dann zu uns in die Wilhelmsstraße kam, redete ich ganz offenherzig mit ihm aus, und er sagte mir: „Das ist recht, daß du dich einzig und allein an das verdienstliche Leiden und Sterben des Herrn Jesu hältst; bleibe dabei: aber die wahre arme Sünderschaft fehlt dir doch noch, die muß dir der Geist Gottes auch erklären.“ Das verstand ich nun freilich nicht; er erklärte mir aber seinen Sinn schriftlich noch deutlicher, und der Heiland machte mir dies selige Geheimniß von der Zeit an immer klarer und faßlicher.

Als im Jahr 1745 der Graf Zinzendorf hier besuchte, hatte ich auch reichlichen Theil an der Gnade, die damals unter unserm böhmischen Gemeinlein waltete, und war am 27. December mit bei dem gemeinschaftlichen Abendmahl, welches der Pastor Schulz nach der Abrede mit dem Grafen Zinzendorf in der Spitalkirche hielt.

Im Jahr 1747 wurde ich zum Gehülfen beim Halten der Versammlungen angenommen, welches mich noch näher zum Heiland hintrieb. — Als im Jahr 1752 unser lieber ehrwürdiger Bruder Andreas Grasmann zu uns kam, regte sich wieder bei allen Gelegenheiten eine neue Gnade an meinem Herzen, vornehmlich aber bei dem ersten Abendmahl, welches er uns den 1. Januar 1753 nach der liturgischen Einrichtung der Brüdergemeine hielt. Ich bekam damals einen unauslöschlich tiefen Eindruck von diesem hohen Gut, und dieser sacramentliche Genuß ist mir seitdem stets das Allerwichtigste in dieser Zeit geblieben.

Wenn ich nun mein ganzes Leben überdenke, so bin ich nicht im Stande, alle die Treue und Barmherzigkeit, die der Herr an mir gethan hat, in Worte zu fassen. Mein stetes inbrünstiges Seufzen und Flehen ist: „Erbarme Dich mein, Du lieber himmlischer Vater, um des Todes und Blutvergießens Deines lieben Sohnes Jesu Christi willen! Und Du, für mich geschlachtetes Lamm Gottes, gib mir nur, was Du verdient, mehr ich nicht begehre! Du aber, o Gott heiliger Geist, laß Dein aus Gnaden in mir angefangenes Werk nicht liegen, und leite mich, bis Du mich vollendest, und bis mein Herz stille stehen wird!“ Dann werde ich ewig in der Harmonie aller vollendeten Gerechten in das neue Lied einstimmen:

„Eines hat mich durchgebracht, Lamm Gottes, daß Du biſt geſchlacht't! Ihm ſei Ehre und Macht und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Dies ſo ſehnlich von ihm gewünſchte und mit vielen Thränen oft erſehnte Stündlein ſchlug ihm zu ſeiner herzinnigſten Freude am 3. October 1780, da er ſanft entſchlief im 74ſten Jahre ſeines Alters.

Er ruhet nun nach überſtandenen großen Trübſalen und Schmerzen ewig in ſeliger Wonne. Im Gefängniß hatte er ſeine Geſundheit eingebüßt, und mußte, ſowohl in ſeiner letzten Krankheit, als auch ſonſt an inneren Schäden viele Schmerzen ausſtehen, und war ſeit anderthalb Jahren völlig bettlägerig. Da opferte er Tag und Nacht Gebet und Flehen oft mit lautem Weinen zu Dem, der ihm aushelfen konnte, und der ihm auch einen Tag und eine Nacht nach der andern ſein Kreuz tragen half, und ihm endlich die Erlöſungsſtunde ſchlagen ließ.

Er war ein weich gemachter Thon, ein exemplariſcher, legitimirter und geſegneter Arbeiter des Herrn bei ſeiner Nation, und ſtand in dem kindlichſten und zärtlichſten Umgang mit ſeinem Heiland. Nichts Erfreulicheres konnte man ihm ſagen, als daß er bald heimgehen werde: darüber vergaß er augenblicklich die heftigſten Schmerzen, welche er jedoch immer mit Geduld ertrug. Nun wird der Herr, der gerechte Richter, dieſem guten Glaubenskämpfer und Sieger die Krone der Gerechtigkeit geben, und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ſeinen Augen, weil in Freuden über Freuden ewig iſt verſenkt, was ihn hier gekränkt.

Lebenslauf

der ledigen Schwester Maria Dorothea Anschütz, heimgegangen den 26. December 1849 in Neudietendorf.

So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig und doch meistens wunderlich!
Wie könntest Du es böse mit uns meinen,
Da Deine Treu' nicht kann verläugnen sich.
Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
Darauf Du lässest Deine Kinder gehen:
Da pflegt's oft wunderseltsam auszusehen;
Doch triumphirt zuletzt Dein hoher Rath.

Ich wurde geboren den 23. Juli 1797 in Mehlis bei Suhl, wo mein Vater Schlosser war. Meine Eltern waren damals noch nicht erweckt. Der Vater war ein Streiter für Wahrheit und Religion, und lebte sehr gesetzlich. Die Mutter war von Kindheit an durch Trübsal und Armuth gewöhnt, kein Vergnügen zu finden an weltlicher Lust und Eitelkeit, sondern an Gottes Wort; so suchten denn beide Eltern auch ihre Kinder nach dem Willen Gottes in Zucht und guten Ermahnungen zu leiten und mit ihrem Schöpfer früh bekannt zu machen. Besonders machte die Mutter mich schon in meinem zweiten Jahre mit dem Neuen Testament bekannt, indem sie mir durch Kupferstiche einzuprägen suchte, was der Herr Jesus gelitten habe, obgleich sie Ihn als Sünderfreund damals noch nicht kannte. Auch lehrte sie mich

viele Lieder, die sie gern sang, wobei sie oft bitterlich weinte. So leichtsinnig und flüchtigen Geistes ich war, machte dies doch einen tiefen Eindruck auf mich, und ich weinte mit, wenn sie mir vom Herrn Jesu und Seinen schweren Leiden erzählte. Dies machte mich dann begierig, bald lesen zu lernen, um die Bibel selbst lesen zu können.

In meinem dritten Jahr bekam ich die Masern und bald darauf die Blatternkrankheit, an welcher ich 20 Wochen lang darnieder lag, mein rechtes Auge einbüßte und ohne die vom Herrn gesegnete treue Pflege des Arztes und meiner Eltern ein kurzes lahmes Bein würde bekommen haben. Mit Rührung bringe ich dem Heiland meinen gebeugten Dank dar, so oft ich daran mich erinnere.

In meinem fünften Jahr wurde ich in die Schule eingeführt; da ich dieselbe aber wegen Kränklichkeit vier Jahre lang nur im Sommer besuchen konnte, so machte sich's die Mutter zur Pflicht, mich so gut sie konnte zu unterrichten. Beim Lesen der heiligen Schrift wurde ich sehr betrübt, daß ich nicht zu der Zeit gelebt, da der Heiland auf Erden wandelte, um doch auch wie Seine Jünger (und Schwestern, deren ich zehn zusammen zählte) vertraulich mit Ihm umgehen zu können, da ich Ihn doch so lieb hätte. Oft äußerte ich meine Wehmuth darüber, und die Eltern, welche um diese Zeit erweckt wurden, suchten mich deshalb zu trösten.

Im Jahr 1804 fing mein Vater an Erbauungsstunden zu halten, zu welchen sich mehrere Männer und Weiber einfanden. Da aber kein erfahrener Christ sie zurechtweisen konnte, wurde die Sache sehr gesetzlich betrieben. Die Versammlungen währten drei Stunden, in welchen mehrere

Lieder gesungen und eine lange Predigt gelesen wurden. Nach und nach entstanden in vier Häusern dergleichen Zusammenkünfte. Wir erhielten Besuch von einem erweckten Mann aus Magdeburg, der eine Erbauungsstunde hielt und Lieder aus dem Woltersdorf'schen Gesangbuch anstimmte, unter anderm den Vers: „Wollt ihr zu Jesu Heerden, so müßt ihr gottlos werden ꝛc.," d. h. „ihr müßt die Sünde erkennen und empfinden." Dies verstanden jedoch die Wenigsten so, sondern meinten, man müsse erst gottlos und schlecht werden, nahmen daran Anstoß und trennten sich. Mein Vater aber erklärte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Es fanden sich auch bald Andere herzu, und die Versammlungen wurden in der früheren Weise fortgesetzt, bis uns 1806 zwei Tünchergesellen auf ihrer Reise nach Neudietendorf besuchten, und uns mit der Brüdergemeine und ihrem Grund der Lehre bekannt machten. Nun entschlossen sich Mehrere, in Neudietendorf zu besuchen; mein Vater ging auch mit, und sie kamen ganz begeistert und hoch erfreut wieder nach Hause. Sie brachten einen Psalm vom Großen Sabbath mit, der einen unbeschreiblichen und unaussprechlichen Eindruck auf mich machte. Jede Strophe ward ein Wohlgeruch für mich, und nie ist mir wieder ein Psalm so wichtig gewesen, wie dieser. Nun glaubte ich, daß dieses die Leute sein könnten, die den Heiland noch so nahe im Geiste haben und Ihn so liebten, wie einst Seine Jünger. Ich bat daher meine Eltern, mich auch nach Neudietendorf mitzunehmen. Sie erklärten sich aber dahin, ich sei noch zu jung und zu schwach, eine Reise von 5 Meilen zu Fuße machen zu können. Da ich aber vor Ostern 1807 hörte,

daß mein Vater wieder dorthin gehen wolle, watete ich an einem Orte, wo ein tiefer Schlamm war, durch denſelben, und bat den Heiland, es meinen Eltern gemüthlich zu machen, mich mitzunehmen. Hierauf hielt ich wieder dringend beim Vater darum an, und ſtellte ihm vor, ich hätte es probirt und ſei im Kothe nicht ſtecken geblieben, der gute Heiland werde mir forthelfen, da Er ja meine Sehnſucht wiſſe. Ich kam alſo mit. Die Luft war kalt und der Weg wurde mir ſauer; ich betete aber unabläſſig und kam glücklich in Neudietendorf an. Beim Eintritt in den Gemeinſaal ward mir himmliſch wohl, und die Eindrücke von meinem fünften und ſechsten Jahre erneuerten ſich mit großer Lebendigkeit. Ja, dachte ich, das iſt die Schaar des Lammes, das iſt ein Volk des Heilandes, zu dem gehöre auch ich, zu dieſem Volke hat Er auch mich ärmſtes Kind beſtimmt. Ich genoß unbeſchreibliche Segen, kehrte himmliſch vergnügt nach Hauſe zurück und beſuchte zu Pfingſten abermals mit meiner Mutter zu unſerm großen Segen in der Gemeine.

In meinem 13ten Jahre wurde ich confirmirt, und übergab mich dabei dem Heiland zu Seinem ewigen Eigenthum. Nur Seine wollte ich ſein und bleiben und unaufhörlich tönte es in meinem Herzen: Jeſus, Jeſus, nichts als Jeſus ſoll mein Wunſch ſein und mein Ziel! Er bekannte ſich auch ſo huld- und gnadenreich zu mir, daß ich Seine Stimme zu hören glaubte: „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit!“ Und in meinem Innern hieß es: „Keinem Andern ſag' ich zu, daß ich ihm mein Herz aufthu'! Keine Luſt iſt auf der Welt, die mein Herz zufrieden ſtellt.“ Häufige Liebes-, Dank- und Sünderthränen floſſen

bei Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu für Seine unnennbar große Sünderliebe. Ich war der seligste Mensch auf der Welt, und sehnte mich einzig darnach, bald bei meinem innigst geliebten Heiland zu sein. Einst als ich auf dem Felde in sehnlichem Verlangen Ihn bald leiblich zu schauen, und schon hier Ihn so nahe zu fühlen, vor Ihm niedergesunken war, fand ich einen Fingerring, so schön, wie eben vom Goldschmied gekommen. Da war's, als hörte ich eine mächtige Stimme: Den Ring sendet dir dein Seelenbräutigam als ein Zeichen deiner Verbindung mit Ihm. Schnell steckte ich ihn an den Finger, und rief aus: „Ja, ich will nur Dein mit Leib und Seele sein; Du aber sollst auch wieder meine sein." Diesen Ring behielt ich drei Jahre am Finger; so lange blieb ich auch in dieser seligen Herzenseinfalt und genoß unnennbare Seligkeiten im kindlichen Umgang mit meinem innig geliebten Heiland. In meinem 18ten Jahre aber erlosch die Liebesflamme allmählig. Ich gewann die Welt mit ihren eiteln Ergötzungen lieb, und zu meinem Erstaunen ward ich gewahr, daß ich meinen Ring verloren hatte. Ich wurde unruhig; bald aber lachte ich mich über meine Unruhe aus, und suchte mein junges Leben zu genießen wie alle natürliche Menschen. Mein Vater aber ließ mich zu keinem Tanz, und beide Eltern bemühten sich, mit herzlichen Ermahnungen mich auf den früheren Weg zurückzuführen. So wurde mir das Tanzen wieder zur Sünde; aber scherzen, lachen, leichtfertige Lieder singen und dichten, war mir das Liebste, und ich wünschte mir jetzt, solche Eltern zu haben, die mir Alles erlaubten. Die Versammlungen, denen ich aus Gehorsam noch beiwohnte, wurden mir immer lästiger. Der heilige

Geist aber ging mir nach, und suchte das verirrte Schaf dem guten Hirten wieder zuzuführen. Gar manche Nacht verbrachte ich unruhig über mein jetziges Leben und in Thränen, gleichwohl aber fuhr ich fort, dem Geiste Gottes zu widerstehen. Meine gute Mutter, die schon seit 8 Jahren an der Gicht leidend, ganz contract auf dem Bette lag, hörte ich oft für mich seufzen und beten. Das ging mir durchs Herz; gleichwohl aber verstockte ich dasselbe immer wieder, bis endlich der Heiland, den ich schon fast ein Jahr hindurch verlassen hatte, ein ernstes Mittel anwendete, um mich zum Besinnen zu bringen. Er legte mich an einem schweren Nervenfieber aufs Krankenbett. Die anhaltenden Phantasien gestatteten kein Nachdenken über meinen jammervollen Seelenzustand, was meinen Eltern schweren Kummer machte, da Jedermann und auch der Arzt alle Hoffnung zu meiner Genesung bereits aufgegeben hatte. Als ich mir endlich wieder gegenwärtig wurde, und jetzt hörte, wie nahe ich am Rande des Grabes gestanden, erschrak ich gar sehr und dachte: Gott Lob, daß ich noch am Leben bin; so wie ich mich fühle, wäre ich ewig verloren gegangen. Nun suchte ich das verscherzte Kleinod wieder; das ging aber nicht so schnell, wie der Rückfall. Ich wollte beten; der Feind aber sagte: das hilft dir nichts, du bist zu schlecht! Je mehr ich's versuchte, um so mehr fühlte ich mich gedrückt durch meine Sündenlast. Ach, hieß es immer, welche Untreue! welche Sünde! dem treusten Freund den Rücken zukehren, Ihn verlassen, eigene Wege zu gehen! Gleichwohl aber wollte ich mir schmeicheln, daß ich keiner groben Sünden mich schuldig gemacht. Ich kämpfte, aber vergebens; die Lieblosigkeit gegen meinen Heiland,

den ich verlassen, und das täglich mehr mir gezeigte Verderben meines Herzens raubte mir allen Muth zum Beten. In dieser traurigen Lage verbrachte ich ein halbes Jahr, zwischen Gnade und Ungnade, zwischen Himmel und Hölle schwebend, mehr auf die starke Stimme des Unglaubens, als auf die leise Stimme des heiligen Geistes hörend, die immerdar lockte: „Komm zu Jesu, nach Golgatha!" Nein, hieß es dann, ich darf nicht, ich habe Ihn verlassen! Keine tröstliche Stelle der heiligen Schrift konnte ich mir zu Nutze machen, keine Verheißung der Gnade konnte ich mir zueignen. Ich war und blieb verloren, und wollte doch gern gerettet sein.

Nun bat ich meine Eltern, mir zu erlauben, mich zur Brüdergemeine zu begeben, ob ich vielleicht dort zur Seelenruhe gelangen könnte. Die Mutter, die meiner Pflege bedurfte, mir aber von Herzen wünschte, bald Ruhe und Trost zu finden, erlaubte es mir mit Thränen, der Vater noch lieber. Ich begab mich also im Jahr 1816 nach Neudietendorf; allein meine Unruhe und Herzensangst verließ mich auch hier nicht, ja sie nahm noch zu, als der Heiland bei der Frage um Erlaubniß für mich, Nein sagte. In meinem unaussprechlichen Kummer suchte ich einen Winkel, warf mich hin, und weinte um Vergebung und Gnade. Als ich hernach im Brüdergesangbuch das mir von da an unvergeßliche Lied aufschlug: „Wie wohl ist mir in meiner Seele, wenn ich in Gottes Führung ruh' ꝛc." (Nr. 930), fand ich in demselben einigen Trost. — Ich erhielt Erlaubniß, das Chorfest der ledigen Schwestern am 4. Mai mitzufeiern; mit welchem Gefühl bleibt mir unvergeßlich. Weil in meinem Innern Alles finster war,

schien dies Fest für mich kein Freudentag zu sein, dessen Segnungen ich mir zueignen könnte, bis der Liturgus im Liebesmahl den Vers anstimmte: „Vielleicht seufzt heute manche Seel', wo finde ich das Freudenöl? wo find' ich Trost, wo find' ich Ruh'!" Da wurde mir, wie ehemals dem Petrus, als ihm Jesu Blick tief in das Herz fuhr; und als das Chor weiter sang: „Bei Jesu! tretet doch herzu!" Da fühlte ich einen mächtigen Zug zum Heiland hin, fühlte Sein: „Friede sei mit dir!" Mit diesem Gnadenblick wurde mir's leicht ums Herz. Aber mein ärgster Feind, der Unglaube, machte mir's bald wieder zunichte und raubte mir den Frieden gänzlich.

Hiezu kam dann noch ein starkes Heimweh, und da mir mein Vater schrieb: es scheine nicht der Wille des Heilandes zu sein, daß ich jetzt ein Mitglied der Brüdergemeine werden solle, und zugleich mir zu wissen that, die Mutter sehne sich schmerzlich nach meiner Pflege, so zog ich auf den Rath der Vorsteherin wieder nach Hause. Nun aber wurde mein Zustand noch unerträglicher. Ohne Seelenfrieden, ohne die in der Gemeine genossene Anfassung, fühlte ich mich gänzlich zu Boden gedrückt und seufzte Tag und Nacht um Gnade. Als aber einmal in der Versammlung davon gesprochen worden war, wie Alles nur auf ein einfältiges Kommen zu Jesu ankomme, ging ich nach derselben auf den Boden des Hauses, und warf mich mit dem Entschluß auf mein Angesicht, nicht eher wieder aufzustehen, bis der Heiland sich auch meiner erbarmt haben würde. Vor Trauer und Weinen schlief ich ein, und träumte, ich sähe meinen Versöhner vom Kreuze herab mich huldvoll anblickend und mir zurufend: „Sei getrost, dir

sind deine Sünden vergeben!" Jetzt erwachte ich, und fühlte Trost und Frieden im Herzen. Zwar fand sich der Unglaube bald wieder ein, und wollte mir einreden, es sei ja nur ein Traum gewesen. Da nahm ich mein Loosungsbüchlein zur Hand, und beim Aufschlagen desselben erblickte ich zu meiner unaussprechlichen Freude das nämliche Trostwort. Der Unglaube verstummte, und unaussprechliches Wohlsein erfüllte mein Innerstes. Mein Erbarmer gab sich mir schnöden Sünderin ganz zu eigen, und schenkte mir die Gnade, mich Ihm aufs Neue mit Leib und Seele zum Eigenthum zu weihen. Meine Eltern freuten sich mit mir, und dankten dem Heiland innigst für die mir erwiesene Gnade, ja alle Geschwister lebten gleichsam wie von Neuem auf. Jetzt genoß ich unnennbare Seligkeiten im Umgang mit meinem Heiland, und glaubte es Jedermann sagen zu müssen, was Großes an mir geschehen sei. — Doch kann ich nicht unerwähnt lassen, daß die Erzählung anderer Erweckten, die einer leibhaftigen Erscheinung des Heilandes bei ihrer Begnadigung gehabt zu haben versicherten, mich auf den Gedanken brachte, daß meine Begnadigung doch wohl noch nicht gegründet sei, sondern mir nur im Traum sei gezeigt worden. Ich fing wieder an, mich mit Zweifeln zu quälen, und wollte nicht eher glauben, bis auch ich eine solche Erfahrung gemacht und aus dem Munde meines Heilandes vernommen haben würde: Friede sei mit dir; du bist mein!" Doch nicht lange ließ der Heiland mich auf diesem Irrwege schmachten. In einer Versammlung wurden aus dem Buche des Bruders Loskiel's: „Etwas fürs Herz" die Sätze Nr. 154 und 155 gelesen, wobei mir auf einmal völlig klar wurde, daß eine solche Erfahrung durch-

aus nicht nothwendig sei zur Seligkeit, ja daß man sich durch das Bestehen darauf viele Gnadenzeiten verscherzen könne. O wie beugte mich nun mein Unglaube und meine Undankbarkeit; o wie schämte ich mich, und bat um Vergebung! Da neigte der König den Scepter wieder gegen Seine Esther und versicherte nochmals und aufs Neue mich Seiner Gnade, und ich lernte von da an Seine Geduld für meine Seligkeit achten.

So vergingen drei Jahre, in denen ich's im Aeußern sehr schwer hatte. Der Vater lag 18 Wochen hindurch neben der Mutter krank, und da er durch harte Zeiten genöthigt, einige Jahre vorher das Nachtwächteramt übernommen hatte, und jetzt große Theurung herrschte, so entschloß ich mich, mit Genehmigung der Ortsbehörden, die Nachtwachen zu thun, um den kranken Eltern das Nöthige zu verdienen. Dies hielt ich jedoch nur ein Vierteljahr lang aus, da mir dies Geschäft bei der Größe des Ortes allzuschwer wurde, indem ich den Tag über auch noch die kranken Eltern zu pflegen hatte. Aber der Umgang mit meinem Versöhner erleichterte mir während dieser gedrangvollen Zeit Alles, obgleich es mir öfters scheinen wollte, als könne ich's nicht länger mehr ertragen, sondern der Heiland müsse mich zu sich heimholen. Da dies aber nicht geschah, so wurde meine Sehnsucht nach der Brüdergemeine wieder rege, zumal da ich einigemal in Verlegenheit wegen Anträgen zur Verheirathung kam, wozu ich keine Freudigkeit hatte.

Im Jahr 1819 erlaubte mir die Mutter, mich hier in Neudietendorf auf das herrschaftliche Gut zu vermiethen. Darüber war ich sehr vergnügt, und es hieß in meiner Seele: „Der Herr hat Großes an mir gethan, deß bin ich fröhlich!"

Der Heiland aber hatte andere Friedensgedanken über mich, und legte mich am 15ten Tag meines Hierseins an einem heftigen Nervenfieber aufs Krankenbett. Kaum war diese harte Prüfung meines Glaubens überstanden, als ein Brustfieber nachfolgte, welches mich für meine ganze Lebenszeit sehr schwächte. Da man nun glaubte, daß ich für die schwere Arbeit zu schwach sei, so fand man für gut, mich zu den Eltern zur Erholung zurückzusenden. Dies wollte mir anfangs sehr schwer fallen, aber eine Loosung, die ich mir in meiner Bekümmerniß aufschlug, richtete mich wieder auf. Sie hieß: „Jakob soll wiederkommen und in Frieden sein, und Niemand soll ihn schrecken.“ Diese Verheißung linderte den Trennungsschmerz, und ich ging nach Hause, woselbst ich mich erst nach Jahresfrist wieder erholte. Ich machte nun mit vielen Erweckten in der Umgegend Bekanntschaft, stand mit Manchen in herzlichem Briefwechsel zum Segen für mich, gerieth aber auch oft auf Abwege, besonders durch zu große Anhänglichkeit an Menschen. Diese machte mir viele Noth und kostete mir gar manche Thränen, die ich besser um den Heiland geweint hätte. Doch mein treuer Seelenfreund ließ mich nicht allein; Seine Hand hielt mich fest.

Im Jahr 1824 hatte ich zum dritten Mal ein Nervenfieber zu überstehen, und abermals nahm mich mein lieber Herr nicht zu sich, sondern ließ mich wieder genesen.

Bald schien Er mich was harte anzugreifen,
Und bald fuhr Er mit mir gar säuberlich;
Geschah es, daß mein Geist sucht' auszuschweifen,
So wies die Zucht mich wieder hin auf Ihn.

Da ging ich denn mit blöden Augen hin;
Er küßte mich; ich sagte Beſſ'rung zu;
Drauf ſchenkt' Sein Geiſt dem Herzen wieder Ruh',
Und hielt im Zaum den ausgeſchweiften Sinn.

Im Jahr 1829 ging meine Mutter nach 22jährigem ſehr ſchmerzhaftem Krankenlager ſelig aus der Zeit, und nun glaubte ich, beim Vater bleiben zu müſſen; der kam aber von ſeinem Herzen ab und ergab ſich dem Trunk, wobei ich's ſehr ſchwer hatte, und der theuern Mutter, in deren Umgang ich viele ſelige Stunden genoſſen hatte, manche Sehnſuchtsthräne nachſchickte. Doch mein Verſöhner hatte andere Abſichten mit mir vor, die nicht die meinigen waren. Bei oft gar großer Sehnſucht nach der Brüdergemeine, glaube ich jetzt doch, ich würde nicht im Stande ſein, in derſelben mein äußeres Durchkommen zu finden, und ſagte dem Heiland immer vor: hätteſt Du mich doch in meinen jüngern Jahren zur Gemeine gebracht, um Dir in etwas zu Deinem Dienſt vielleicht nützlich werden zu können. Da ſcholl es aber immer wieder in meinem Innern: „Jakob ſoll wiederkommen u. ſ. w.," was mir indeß immer unglaublicher wurde, und dennoch war gerade jetzt die rechte Zeit da. Mein Vater zog nämlich zu meiner Schweſter, und Alles ſchickte ſich dazu an, daß ich ganz frei wurde. Da ich nun jährlich einmal mit der Gemeine das heilige Abendmahl zu genießen pflegte, ſo ging ich am 12. Auguſt 1833 deshalb wieder nach Neudietendorf. Als ich den Ort erblickte, war es mir, als riefe mir Jemand zu: „Hier hat der Vogel ſein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Neſt." Erſtaunt blickte ich um mich, aber Niemand war da; das war mir ſehr merkwürdig. Ich genoß reichen Segen für

mein Herz, redete mit der Chorarbeiterin gründlich über meine Lage, und erhielt Erlaubniß da zu bleiben. Ich eilte darauf nach Hause zurück, um meine wenigen Habseligkeiten abzuholen, und langte am 17. August wieder hier an, froh und dankbar gegen den Heiland, der jetzt dem Vogel in Seinem Hause Ruhe hatte finden lassen.

In der Oekonomie des Schwesternhauses fand ich Arbeit, die mir sehr lieb war, und ich fühlte mich überaus glücklich. Allerdings blieben mancherlei Proben nicht aus, und einigemal wurde ich sogar ganz irre an der Gemeine, bis ich durch des Heilandes Gnade von allem Andern abzusehen und blos bei mir selbst stehen zu bleiben lernte. Nach anderthalb Jahren nöthigte mich Kränklichkeit, von meinem Geschäft abzugehen, und auf eine Schwesternstube zu ziehen. Dies bekümmerte mich nicht wenig, denn ich besorgte, man werde mir anrathen, wieder nach Hause zurückzukehren, weil ich an andere Arbeit nicht gewöhnt, nicht im Stande sein würde, mein äußeres Bestehen zu finden. Dazu kam, daß ich wegen eines Schadens am Knie fünf Wochen lang die Krankenstube zu beziehen genöthigt war. Ich wagte es daher nicht mehr, um die Aufnahme in die Gemeine zu bitten; desto unerwarteter war es mir, als mir dieselbe am 13. November 1835 zu Theil wurde. Ach wie beschämt wurde ich, da es nun hieß: „Ehe sie rufen, will ich antworten;“ und ich sah dies als einen neuen Beweis und als eine Versicherung der Gnade und Liebe meines Heilandes an. Könnte ich nun auch immer fester Ihm vertrauen, daß Er mich nie verlassen noch versäumen werde. Zu Seinem Preise muß ich bekennen: Er hat Alles wohl gemacht!

Von den mancherlei erfahrenen Lebensbewahrungen will ich nur eine mir besonders eindrückliche erwähnen. Ich ging einst in den Wald dürres Holz zu holen, und da ich nichts fand, bestieg ich eine hohe Tanne, die bis in den Gipfel dürre Aeste hatte. Der Wind wehete heftig, ich wurde schwindlich, zwei Aeste, auf welchen ich stand, brachen, und so stürzte ich, die Axt in der Hand, die Höhe herab, und fiel mit dem Kopfe zwischen einen Baumstock und einen großen Stein auf weiches Moos ohnmächtig nieder. Im Herabfallen seufzte ich: Herr Jesu! Erbarmen, Gnade, mach' mich nur selig! Ach wie dankbar war ich für diese Bewahrung.

Was hat doch mein theurer Heiland für Barmherzigkeit an mir gethan! nur hinsinken, voll Scham und Beugung anbeten möchte ich über Seine weise Führung; dort, dort will ich es einst vollenden, wenn Er mich aus Gnaden selig macht. Als die größeste und allerärmste Sünderin weiß ich durchaus nichts Gutes von mir zu rühmen; aber größer noch als meine Armuth ist Seine Gnade und Sein Erbarmen. Doch hat mein Geist noch oft mit Kummer über mein äußeres Durchkommen bei der Schwächlichkeit meiner Hütte kämpfen müssen, und die trüben Sorgenwolken haben nicht selten die schöne Sonne dergestalt verdunkelt, daß es ganz finster in meinem Innern wurde, und der Unglaube mich dem Versinken und Verzagen nahe brachte. Ein schlagartiger Zufall im Juni 1841 erleichterte mir jedoch wenigstens den Kummer wegen einer befürchteten langwierigen Krankheit, indem er mir zeigte, wie schnell der Heiland mich von aller Erdennoth erlösen und zu sich heimholen könne. So muß ich denn immer mehr einsehen

lernen, wie denen, die Ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und bitte nur um ein recht kindliches Herz, um recht treue, anhängliche Liebe zu Ihm und zu meinen Mitmenschen, und daß Er mir Kraft und Geduld schenken wolle zum Leiden, wenn Er solches zuträglich für mich findet und daß Er mich gnädig bewahre vor Murren und Unzufriedenheit und Undank bei Seiner Führung.

Du kennst, mein Heiland! ja mich schwaches Wesen,
Die Ohnmacht, meiner Sinnen Unbestand;
Man kann mir fast an meiner Stirn ablesen,
Wie es um schwache Kinder ist bewandt.
Drum greifst Du zu, und hilfst und trägst gar sehr,
Brauchst Vaterrecht und zeigst auch Muttertreu';
Wo Niemand meint, daß etwas Deine sei,
Da hegst Du selbst Dein Schäflein je und je.

So weit der eigenhändige Aufsatz der Seligen. Aus ihren hinterlassenen Papieren fügen wir noch folgende Verse vom 12. August 1848 bei, welche ihre Sehnsucht, bald beim Herrn daheim zu sein, aussprechen:

Ich wanke zagend als wie ein Schilf,
Tröst' mich auch heute mit Deiner Hülf'
Und mit Deiner Gnade, vergib die Sünden;
Laß Dein erbarmend Herz offen finden
Mich früh und spät.

Laß uns auch morgen in Deinen Näh'n
Reichen Festsegen entgegen sehn,
Drück' uns an Dein Herze, an Deine Wunden;
Auch die Auswärt'gen mit uns Verbund'nen,
O segne sie!

O liebster Heiland, voll Gnad' und Huld,
Ach sei mir gnädig, schenk' mir Geduld!
Doch erhör' mein Seufzen täglich von Neuem;
Komm bald, mich seliglich zu befreien
Von aller Last!

Brächʼ doch die Schauenszeit bald herein,
Beim großen Abendmahl mich zu freu'n,
Dich im Wundenglanze nah' zu erblicken,
Wo Schmerz und Sünde mich nicht mehr drücken,
Das wär' zu schön!

Nachdem die selig Vollendete im Spätjahr viel an Engigkeit und Schwäche gelitten, nahmen diese Beschwerden so zu, daß sie am 18. December die Krankenstube beziehen mußte. Hier hatte sie noch manche bange Leidensstunden durchzukämpfen, da die Beängstigungen auf der Brust sie sehr peinigten. Ueber ihr Inneres äußerte sie sich dahin, daß sie allein auf das vollgültige Verdienst des Heilandes ihr Vertrauen und ihre Hoffnung setze. In der letzten Nacht forderte sie wiederholt und dringend ihre Wärterin auf, für sie zu beten, und stimmte, so viel ihre Schwäche solches zuließ, in die Verse und Stoßseufzer mit ein, die ihr vorgebetet wurden. Nachdem ihr der Segen des Herrn zu ihrer Heimfahrt am 26. December früh war ertheilt worden, schloß sie noch mit dem Seufzer: „Jesu, Du Sohn Gottes, erbarme Dich mein!" Bald darauf entschlief sie sanft nach einer Wallfahrt hienieden von 52 Jahren, 5 Monaten und 3 Tagen.

Lebenslauf
des verheiratheten Bruders Heinrich Klöppel, heimgegangen den 18. Juni 1851 in Gnadenfrei.

Ich wurde geboren den 3. October 1779 in Ellrich am Harzgebirge. Meine Eltern hatten daselbst ein Haus und mein Vater betrieb die Schuhmacherprofession. Ich kann freilich von ihnen nicht sagen, daß sie erweckte Christen gewesen wären, aber doch hielten sie mich und meine drei älteren Geschwister schon frühzeitig zum Gebet an. In meinem siebenten Jahre ging mein Vater aus der Zeit. Dies war für die Mutter und uns Kinder drückend und schwer, und zwar um so mehr, da meine jüngste Schwester erst im vierten Jahre war. Meine Mutter gerieth in Noth und wir vier Kinder, von denen das älteste 8 Jahr war, mußten der Mutter durch fleißiges Spinnen zu Hülfe kommen. Da nun die Noth noch drückender wurde, und sie sich und uns ehrlich ernähren wollte, hielt sie uns mit großer Strenge zur Arbeit an, so daß fast kein Tag verging, an dem wir nicht Schläge erhalten hätten. Dies ging eine Zeit lang so fort, bis endlich meinem älteren Bruder und mir die Strenge unerträglich schien und wir entlaufen wollten. Wir gingen in den Garten, und bald gab uns der böse Feind den unseligen Gedanken ein, unserm Leben ein Ende zu machen. Da ohnweit unsers Gartens ein ziemlich tiefes Wasser floß, so kam schnell der Entschluß zur

Reife, uns hineinzustürzen. Doch, als wir darauf zugingen, war es, als ob uns eine Stimme zuriefe, wir sollten wieder umkehren. Uns wurde angst und bange, und wir sagten zu einander, wir hätten von der Mutter gehört, daß auf diese Weise die Menschen zum Teufel und in die Hölle kämen. Wir kehrten also zur Mutter zurück. Sie war auch später nicht mehr so streng gegen uns und minder ängstlich wegen unsers Durchkommens, und der himmlische Vater hat ihr durchgeholfen bis an ihr seliges Ende, so daß nicht nur ich, sondern auch meine beiden Brüder die Schuhmacherei erlernen konnten. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie sehr sich unsre liebe Mutter um uns und für uns auf alle Art und Weise gemüht hat, so beschämt es mich recht sehr, daß ich nicht dankbarer gewesen bin. Während sie fleißig mit Spinnen beschäftigt war, mußten wir Kinder uns zu ihr hinstellen, und sie lehrte uns das Buchstabiren und Lesen; auch die fünf Hauptstücke der christlichen Lehre und viele Gebete und Liederverse und Bibelsprüche, wovon sie einen großen Schatz besaß, mußten wir auf diese Weise auswendig lernen. Sie sagte öfters zu uns: „Wenn ihr lesen und beten könnt, und euer Vertrauen auf Gott setzt, dabei fleißig arbeitet und sparsam seid, so wird Er euch durchhelfen.“

In meinem 15ten Jahr wurde ich confirmirt, und wiewohl ich mit Furcht und Zittern das erste Mal zum Tische des Herrn nahete, so hatte ich doch keinen Segen für mein Herz. — Bald nachher trat ich in die Lehre, und hatte das Unglück, zu einem ungläubigen Meister zu kommen, bei dem es so viel Arbeit gab, daß wir oft Tag und Nacht beschäftigt waren.

Nach überstandener Lehrzeit ging ich nach dem Willen meiner Mutter in die Fremde, kam aber schon im Winter 1798 auf 1799 ins Gedränge, denn ich wurde unter die damaligen Fußhusaren nach England angeworben. Mein ewiger Erbarmer nahm sich meiner an, daß ich wieder los kam, und brachte mich zu einem guten Meister, der, so viel in seinen Kräften stand, an mir that. So viele Unannehmlichkeiten mich auch trafen, ließ ich mich doch nicht bewegen, dem verderbten Wesen zu entsagen, sondern ging auf dem verkehrten Wege fort. Ich kann mir jetzt nicht denken, wie ein so erbärmlicher Mensch wie ich hochmüthig oder stolz sein konnte; nun aber sehe ich ein, daß Hochmuth nur Dummheit ist, und vor dem Fall hergeht. Dies habe ich schmerzlich erfahren müssen, bis sich der Vater im Himmel meiner erbarmte, und das geschah am ersten Pfingsttag Nachmittags in der dritten Stunde, da der Geist Gottes in mein Herz kam, und mir meine Sünden klar machte. Alles, was der Prediger in der Beichtrede damals sagte, war wie für mich gesprochen, und es kam mir vor, als wüßte er jede meiner Sünden. Er sprach auch viel von Buße und Besserung, was ich aber nicht verstand. Den andern Tag wollte ich zum heiligen Abendmahl gehen; ich kam mir aber ganz unwürdig vor, und glaubte, weil ich so schlecht sei, es nicht wagen zu dürfen. Da ich nicht schlafen konnte, so ging ich schon vor Tagesanbruch ins Freie, und flehte zu meinem himmlischen Vater so gut ich konnte; denn von einem Heiland, Erlöser und Sündentilger wußte ich noch nichts. Ich gelobte und versprach alles Gute, und glaubte, ich würde aus eigenen Kräften es halten können. O, ich elender Mensch! ich kannte mich noch gar

nicht. Aber mein treuer Gott und Heiland hörte mein Flehen. Ihm bringe ich noch jetzt meinen herzlichsten Dank dafür. Ich bin's nicht werth, ich Armer! die Lieb' ist allzugroß.

Nun war ich bemüht, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, kam aber bald in Verlegenheit, indem es mir bei meiner schlechten Gesellschaft nicht mehr gefiel, und ich keine bessere wußte. Dieser Zustand dauerte noch drei Jahre, bis sich der treue Erbarmer meiner annahm. Ich kam nämlich auf meinen Wanderungen, eine Stunde vor Erfurt, in ein Wirthshaus, um daselbst zu übernachten, und ob es gleich Sonntag war, so wurde doch eifrig getanzt. Da war nun meines Bleibens nicht, und ich wurde in ein Dorf zu einem Schuhmacher gewiesen; daselbst blieb ich. Dieser liebe Mann erzählte mir viel von der Brüdergemeine in Neudietendorf, und ich fühlte sogleich einen Zug in mir, dorthin zu gehen. Diesen Entschluß theilte ich dem Manne mit, und er ließ mich durch seinen Sohn hinbringen. Ich ging nun zuerst ins Brüderhaus, wo ich in der Pförtnerstube meinen Wunsch, da zu bleiben, aussprach. Aber wie sehr erschrak ich, als ich die Antwort erhielt, daß man hier einen fremden Handwerker nicht annehme. Beim Abschied sagte mir der Pförtner: ich möchte mich bemühen, in der Nähe Arbeit zu bekommen, damit ich manchmal hier besuchen könnte. Dies that ich, aber ohne den gewünschten Erfolg. Nachdem ich acht Stunden weiter gegangen war, kam ich an einen Ort, wo ich mich einem Meister gleichsam aufdrang. Hier wurde ich mit einem Prediger bekannt, welcher eine Stunde von da wohnte, und durch diesen lieben Mann lernte ich den Heiland als meinen Erlöser kennen. Am näch-

sten Gründonnerstag ging ich wieder nach Neudietendorf, und da mir der erwähnte Prediger einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte, so fand ich eine gute Aufnahme. Es waren viele ledige Brüder aus der Nähe und Ferne im Brüderhause, welche mich durch ihre Demuth freilich sehr beschämten, so daß ich meinen Hochmuth und meine Eigengerechtigkeit schmerzlich wahrnehmen mußte. Am Charfreitag besuchte ich die Predigt. Was für ein Gefühl mich da durchdrang, kann ich nicht beschreiben. O wie gern wäre ich da geblieben! aber es konnte nicht geschehen, denn ich mußte noch bis Johanni bei meinem Meister bleiben. Dann ging ich wieder nach Neudietendorf, und der damalige Pfleger der dortigen ledigen Brüder, Bruder Eichenberger, gab mir ein Empfehlungsschreiben nach Kleinwelke. Hier bekam ich zwar Arbeit auf meiner Profession, doch nur auf kurze Zeit. Nun erkrankte ich heftig, und als ich genesen war, reiste ich auf Empfehlung nach Gnadenfeld, wo ich im October 1809 ankam. Die erbetene Erlaubniß da zu bleiben erhielt ich, und am 26. December desselben Jahres wurde ich in die Gemeine aufgenommen. Nun war ich durch die Barmherzigkeit Gottes ein Mitglied einer Gemeine Jesu, und dankte Ihm vom Grunde meiner Seelen, daß Er nach Seinem ewigen Erwählen auch mich zu Seiner Blutgemeine brachte und selig machte. Mein treuer Heiland ließ es aber auch hier nicht fehlen, mich durch manches Schwere näher an sich zu ziehen. Als sich später manche Verdrießlichkeiten fanden, sah ich mich veranlaßt, um eine Versetzung in eine andere Gemeine zu bitten, und fügte hinzu, ich sei zu Allem willig, auch wolle ich alle Kosten tragen. Gleichwohl fand

meine Bitte kein Gehör, und der Pfleger sagte mir geradezu, er wolle mir ein Schreiben geben, und ich möge suchen, wo ich Arbeit für mich fände. Dies war mir sehr schwer, denn ich fürchtete, wieder in die Welt zu gerathen und auf die verkehrten Wege, auf welchen ich beinahe 14 Jahre lang umhergeirrt war. Da wendete ich mich im Gebet zu meinem ewigen Erbarmer, und flehte Ihn herzlich an, sich wieder meiner anzunehmen, und für mich zu sorgen, wobei ich Ihm Gehorsam und Folgsamkeit versprach.

Bald darauf wurde mir der Antrag gemacht, nach Gnadenfrei zu gehen und mich daselbst zu verehelichen. Ich betete inbrünstig zum Heiland, Er möchte mir Seinen Willen offenbaren, hatte aber keine Freudigkeit, diesen Antrag anzunehmen, und es hat mich auch nie gereut. Der Heiland hatte ganz anders über mich beschlossen, indem ich bald Gelegenheit bekam, mich mit meiner lieben Frau, der damaligen Witwe Elisabeth Irmer, gebornen Möse, wohnhaft in Oberpeilau bei Gnadenfrei, zu verehelichen. Wir wurden am 26sten Februar 1816 durch den Pastor Reiber in Diersdorf zur heiligen Ehe verbunden. Doch kann ich nicht läugnen, es machte mir viel zu schaffen, daß ich mich von der Gemeine trennte. — Wir fingen unsre Ehe mit dem Flehen an, daß unser lieber Heiland mit Segen uns erfreuen und sich stets in Gnaden zu uns bekennen wolle. Und das hat Er gethan: Er hat durchgeholfen; denn unsre Ehe war nach Seiner Leitung geschlossen. Im August 1820 erhielten wir auf unsre Bitte Erlaubniß zur auswärtigen und im Juni 1823 zur Ortsgemeine Gnadenfrei.

Wenn ich nun bekennen muß, daß mir der Herr durchgeholfen hat, und ich werfe einen Blick auf meinen 35jährigen Ehegang, so finde ich viel, sehr viel, womit ich Ihm nicht zur Freude gewesen bin, sondern Ihn auf vielerlei Weise betrübt habe. Ich flehe daher auch hier auf das herzlichste, mein Erbarmer wolle mir Alles verzeihen und alle Flecken mit Seinem heiligen Blute abwaschen, damit ich als ein versöhnter und durch Sein Blut gereinigter Sünder vor Ihm erscheinen könne. Er wolle mir auch die große Gnade schenken, daß ich die schwere und schmerzhafte Leidensschule, in die Er mich jetzt geführt hat, mir dazu dienen lasse, mich um so fester und inniger an Ihn anzuklammern, wobei Er auch mir und meiner Frau die nöthige Geduld verleihen wolle. Zum Schluß danke ich auch noch auf das herzlichste meiner lieben Frau für die Liebe, Treue und Sorgfalt, welche sie mir während meiner schmerzhaften Krankheit erwiesen hat, und wünsche, daß der Heiland sie reichlich dafür segnen wolle.

Seine Witwe fügt hinzu:

Mein seliger Mann genoß bis zum Jahr 1842 eine gute Gesundheit. In diesem Jahr aber hatte er eine bedeutende Krankheit zu bestehen, und obgleich er sich wieder erholte, so wurde seine Gesundheit doch nicht mehr dauerhaft. So lange es ihm möglich war, besuchte er fleißig die Versammlungen, denn er meinte es treu mit dem Heiland, und es war ihm sehr erwünscht, wenn sich Jemand mit ihm von Herzensmaterien unterhielt. — Seit dem Mai des Jahres 1850 litt er an der Brustwassersucht und war genöthigt, außer dem Bett

sitzend zu schlafen, was ihm Erleichterung verschaffte. Nun aber fingen seine Beine an, mehr und mehr zu schwellen, und als sie aufgingen, ergoß sich aus denselben eine große Menge Wasser, wodurch sich aber die Engigkeit auf der Brust sehr verminderte.

Da mein Mann ein sehr auffahrendes Gemüth hatte, so gab es während unsers 36jährigen Ehestandes für mich freilich manche sehr schwere Stunden. Doch auch darüber hat er sich in seiner langen Krankheit gegen den Heiland und gegen mich ausgesprochen, und um Vergebung gebeten.

Am Palmsonntag dieses Jahres glaubte er und ich, daß seine Vollendung nahe sei, und es wurde ihm der Segen des Herrn zu seiner Heimfahrt ertheilt. Der Herr aber hatte es anders über ihn beschlossen: er sollte noch mehr im Ofen des Elends geläutert werden. Da wurde ihm denn freilich die Wartezeit sehr lang, und er seufzte und weinte viel, bis endlich am 18. Juni 1851 die sehnlich erwartete Stunde kam, da es dem Heiland gefiel, ihn zu sich zu nehmen, im 72sten Jahr seines Alters.

Bericht
von Silo in Süd-Afrika vom Januar 1853 bis Ende Juni 1854.

In den ersten Monaten des Jahres 1853 verschwand allmählig das fremdartige, kriegerische Aussehen unsers Gemeinleins. Mit dem letzten Januar hörte die Militärstation in Silo auf, doch wurde den hier wohnenden Engländern erlaubt, ihren Aufenthalt bis zum 1. April zu verlängern, damit sie die von ihnen ausgesäeten Gartenfrüchte einernten könnten. Tages darauf verließ uns auch Herr Calderwood mit seiner Familie. Wir mußten es als eine besondere Wohlthat schätzen, daß wir einen so christlichen, einsichtsvollen Mann zum Civilcommissär unsers Districts bekommen hatten. Seine Predigten, die er bei seinen Besuchen hier an den Sonntagen hielt, sind gewiß nicht ohne Frucht und Segen geblieben.

Die Hottentotten, welche mit den Kaffern gemeinschaftliche Sache gemacht, kamen nach und nach zurück, sich freiwillig an das Gouvernement auszuliefern. Zwei von diesen waren von Herrn Owen, Assistent-Commissär des Gouvernements, nach Kafferland zurückgesendet worden, um auch die noch Uebrigen zur Uebergabe zu bewegen. Diese kamen am 1. Februar in der Nacht, ihrer Kleider beraubt, zurück. Sie erzählten, daß sie mit drei Anderen, welche ihrer Aufforderung, freiwillig sich zu ergeben, gefolgt wären, unterwegs eine Stunde von hier von Simon Paarl, dem

Kaffernanführer, überfallen seien. Er sei zu Pferd und mit einem doppelläufigen Gewehr bewaffnet gewesen. Nachdem er die waffenlosen 5 Hottentotten ihrer Kleider beraubt hatte, nahm er die drei, welche im Begriff waren, sich dem Gouvernement auszuliefern, wieder zurück, indem er sagte, die englische Regierung würde die Zurückkehrenden, wie er gehört habe, nach der Robbeninsel verbannen. Die beiden Anderen, die, wie er sich ausdrückte, schon allerhand Ränke mit dem Gouvernement geschmiedet hätten, könnten gehen, wohin sie wollten. In Folge dessen kamen jene Beiden mit anbrechender Nacht hier an.

Am 17. Februar wurde unsre Kirchenglocke, die im Kriege als Signal- und Allarmglocke gedient hatte, zum ersten Mal wieder gebraucht, um die Gemeine zur Versammlung einzuladen.

Die Hottentotten, welche früher hier gewohnt, und welche in der über sie verhängten Untersuchung nicht besonders gravirt wurden, kamen allmählig wieder hieher zurück, Einige aber waren zu zweijähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden.

Nachdem wir die Charwoche und das Osterfest ungestört und im Segen gefeiert hatten, ereignete sich am letzten März ein trauriger Vorfall. Herr Thompson, Officier der hier stationirten Landpolizei, verfolgte mit 5 Mann (3 Europäern und 2 Kaffern aus der Kama) die Spur gestohlener Pferde, und übernachtete im freien Felde, nicht weit von Mapasa's früherem Kraal. Er hatte sich mit vorerwähnten beiden Kaffern am Ufer eines ausgetrockneten Flußbettes schlafen gelegt, die andern drei Mann befanden sich ganz in der Nähe. Da schlichen sich einige Kaffern im Flußbett herauf, nahmen den Schlafenden ihre Gewehre und

ſtachen nach ihnen mit ihren Aſſagayen. Durch die andern drei Leute, welche auf das entſtandene Geräuſch hin Feuer gaben, wurden die Kaffern verjagt. Herr Thompſon und der eine Kaffer waren nicht gefährlich verwundet, dagegen ſtarb der andere am nächſten Morgen an den Folgen ſeiner Wunden.

In der Mitte April begannen wir unſre Leute von Neuem aufzuſchreiben, und bald darauf ging man daran, die zerſtörte Kirche wieder in brauchbaren Zuſtand zu ſetzen, ſo wie das abgetragene Dach wieder herzuſtellen, da unſer zeitweiliges Local für den Gottesdienſt zu klein wird.

Im Auguſt verließ auch die Landpolizei, die bis dahin in Silo ſtationirt war, unſern Ort und wurde nach Whittleſea verlegt. So nahm denn Silo immer mehr und mehr wieder ſein früheres Ausſehen an, obſchon die Spuren der Verwüſtung noch lange an jene ſchweren Prüfungszeiten erinnern werden.

Viel Sorge machte uns im Anfang des Septembers eine recht ernſtliche Krankheit des lieben Bruders Gyſin; doch ſegnete der Herr die von Schweſter Kſchieſchangk und von dem Herrn Shepſtone, Wesleyaniſchen Miſſionar von Kamaſtone, verordneten Mittel, ſo daß der Kranke wieder ganz hergeſtellt wurde und im Anfang November mit ſeiner Frau eine Reiſe nach Fort Peddie und Mamre antreten konnte, um den an letzterem Ort zurückgelaſſenen Hausrath abzuholen. Sie fanden in Mamre das Miſſionshaus unzerſtört, doch waren die Fenſterladen aufgebrochen und die Fenſter zerſchlagen. Die Küche war abgebrannt; wahrſcheinlich war ſie bei dem hier zu Lande üblichen Abbrennen des Graſes vom Feuer ergriffen worden,

und es ist ein Glück, daß das Wohnhaus, welches ganz nahe an der Küche stand, verschont geblieben ist.

Einer Aufforderung der brittischen Bibelgesellschaft zufolge hielten wir in Erinnerung an die von ihr am 7. März gefeierte Säcularfeier ihres Bestehens am 16. October eine Bibelpredigt, konnten aber nicht, wie es gewünscht worden war, auf eine Collecte antragen, des gegenwärtig allgemein herrschenden Mangels wegen.

Am 27. November war unser Kirchlein wieder so weit hergestellt, daß wir die erste gottesdienstliche Versammlung darin halten konnten. In das freudige Gefühl mischte sich freilich auch eine bittre Wehmuth beim Rückblick auf die Vergangenheit. Tröstlich war uns da das Wort in unserm Evangelium zu Anfang des Kirchenjahres, das wir beherzigten und welches uns, im Aufblick zum Herrn und im Vertrauen auf Seine unwandelbare Treue und Gnade, mit neuer Hoffnung für die Zukunft erfüllte: „Siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig!“ (Matth. 21, 5). „O Herr, hilf! o Herr, laß wohl gelingen!“ war dabei unser Aller Bitte. Möge der freudige Ruf: „Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!“ bei uns Allen einen freudigen Wiederhall gefunden haben! O daß die Uebergebliebenen unsers zerstörten und zerstreuten Gemeinleins kämen, den Herrn, ihren Gott, zu suchen, und sagten: „Kommt, laßt uns zum Herrn fügen mit einem ewigen Bunde, deß nimmermehr vergessen werden soll!“

Bruder Kropf von Bethel feierte mit uns die Christnacht und hielt selbst die Versammlung, in der unsre Schuljugend ein fröhliches Hosianna sang.

Die Ernte ist, dem Herrn sei Dank, eine gute, und Hunger und Mangel, kurz vor der

Ernte unter unsern Leuten allgemein, erreichten damit ein Ende. So konnten wir denn am Schlusse des Jahres mit dankbar gebeugten Herzen dem Herrn unsern Preis darbringen für alle Wunder Seiner Huld und Treue, die Er an uns gethan. Möge Er, der Heiland, uns helfen, alles das, was wir Ihm für das neue Jahr gelobt, auch getreulich zu halten, daß wir Ihm zur Ehre und Freude werden können!

Am ersten Tage des neuen Jahres 1854 kamen die Fingus und Hottentotten unsrer Gemeine, um uns ihren Neujahrsgruß zu bringen; die letzteren besonders waren sehr bewegt und sangen uns beim Abschied vor dem Hause noch einen Segensvers. Viele der Fingus brachten freiwillige Missionsbeiträge.

Die Constitution, welche im Laufe des Jahres in unsrer Colonie eingeführt werden soll, machte die Wahlen für die Mitglieder des gesetzgebenden Rathes nothwendig, und Herr Shepstone, Civilcommissär von Queenstown, kam in der Mitte Januar hieher, um die Stimmen einzusammeln. Unsre stimmfähigen Gemeinglieder gaben sämmtlich ihre Stimmen ab für Sir Andries Stockenström, einem eifrigen Vertheidiger der Rechte der Eingeborenen.

Am 22. Januar hatten wir die Freude, den lieben Bruder Breutel in Begleitung des Bruders Kölbing hier willkommen zu heißen *). Am 15ten

---

*) Ueber den Aufenthalt Bruder Breutel's und Bruder Kölbing's ist ausführlich berichtet in deren Reisebericht des Letztgenannten.

Februar verließen uns diese Brüder, um, von unsern besten Segenswünschen begleitet, ihre Heimreise anzutreten. Ein großer Theil unsrer Gemeine begleitete die Scheidenden bis auf die Höhe des nächsten Berges, wo wir uns unter dem Gesang einiger Verse nochmals von ihnen verabschiedeten.

Die Sonntagsschule für Erwachsene, die in Folge des Krieges eingegangen war, wurde Mitte Februar wieder eröffnet und zahlreich besucht.

Sehr erfreut wurden wir durch die Nachricht, die uns Herr Warner, Agent der Tambukkis, auf seiner Rückreise von einem Besuch beim Gouverneur mitbrachte. Als Herr Warner vor 14 Tagen durch Silo kam, um zum Gouverneur zu gehen, wurde er von Bruder Kölbing ersucht, mit Seiner Excellenz zu sprechen, ob nicht von den Tambukkis, welche früher in Gosen wohnten, ein Theil wieder zurückkehren dürfte. Jetzt brachte er uns die Antwort, daß der Gouverneur ihm erlaubt habe, etwa acht bis zehn Familien, die wir zu haben wünschten, Pässe zu diesem Behuf auszustellen.

Weniger erfreulich war die Antwort auf eine andere Anfrage beim Gouverneur. Das Land am rechten Ufer des Klipplaat, Silo gegenüber, ist in Bauernplätze vertheilt und ausgegeben worden, und das Vieh von unsrer Station darf nun nicht mehr dort auf die Weide gehen. Dadurch sind die Fingus gezwungen, ihr Vieh weit nach der westlichen Grenze unsers Gebietes hinzutreiben, was hinsichtlich der Kirche und Schule mancherlei Uebelstände und Versäumnisse nach sich zieht. Es wurde daher die Bitte an den Gouverneur eingereicht, für Silo noch einiges Weideland am rechten Ufer des Klipplaat zu bewilligen, doch erfolgte darauf eine verneinende Antwort. — Auch die Grenzbestimmungen

in Betreff Gosens sind keineswegs günstig für uns ausgefallen, und wurden auf unsre Eingaben und Einwendungen hin nicht abgeändert.

Das Sprechen unsrer sämmtlichen Pflegebefohlenen vor dem Eintritt in die Charwoche brachte eine neue Regung unter dieselben, und die Feier der Marterwoche und des Osterfestes war für Viele eine reich gesegnete.

Am Nachmittag des ersten Osterfeiertages fand die Taufe eines Kaffernmädchens Statt; diese heilige Handlung blieb nicht ohne gesegneten Eindruck auf die Gemeine.

Ende Juni kam ein getaufter Tambukki, der früher hier gewohnt, aus dem Kafferland zum Besuch hieher, in Begleitung der einen Witwe Mapasa's, welche bei uns anfragte, ob es ihr nicht erlaubt werden dürfte, in der Nähe von Gosen zu wohnen, um ihre Kinder in der Schule unterrichten zu lassen. Es wurde ihr gerathen, sich mit diesem Gesuch an das englische Gouvernement zu wenden, da wir sie nicht ohne Erlaubniß desselben annehmen dürfen, zumal da sie die Mutter des zukünftigen Oberhauptes und, bis zu dessen Regierungsantritt, die Gebieterin ihres Stammes sei. Ihr Sohn, Namens Sir, der in der Folge Capitän werden soll, ist jetzt etwa 10 Jahr alt.

In den letzten Tagen des Juni war es hier sehr kalt; auf den umliegenden, höheren Bergen lag Schnee, und in stehendem Wasser fror das Eis einen viertel Zoll stark. Es ist dies ja im Vergleich mit Deutschland keine große Kälte zu nennen, dennoch wird dieselbe hier, wo Niemand darauf eingerichtet ist, recht empfindlich und angreifend.

Im Laufe der anderthalb Jahre sind mehrere Glieder unsrer Gemeine vom Herrn heimberufen

worden. Wir hatten die Befriedigung, sie fast durchgängig freudig und getrost, im Vertrauen auf die Erlösung des Heilandes, aus diesem Leben scheiden zu sehen.

Oftmals wurden wir, wie unsre Pflegebefohlenen, erfreut durch die Besuche der umwohnenden Missionare, welche dann gewöhnlich eine Versammlung hielten, und wir sind gewiß, daß bei solcher Gelegenheit manches Wort des Trostes und der Ermahnung auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Wir erwähnen in dieser Hinsicht der Brüder Calderwood, Read, Missionar des Missionsgemeinleins in Katrivier, Liefeldt, Missionar von Bethel, einer Station der Berliner Missionsgesellschaft, Kropf, ebenfalls aus Bethel. Der Letztere war uns auch mit seinem ärztlichen Rath auf vielfache Weise behülflich.

Am Schlusse des Jahres 1853 bestand die Gemeine in Silo aus 41 Communicanten: 19 Hottentotten und 22 Fingus; 20 erwachsenen Getauften und Abendmahls-Candidaten: 6 Hottentotten und 14 Fingus; 119 getauften Kindern: 102 Hottentotten und 17 Fingus; 447 neuen Leuten und Ausgeschlossenen: 88 Hottentotten und 359 Fingus. Zusammen aus 638 Personen: 218 Hottentotten und 420 Fingus.

Ins Andenken und Gebet aller Geschwister und Freunde empfehlen sich mit ihren Pflegebefohlenen die Geschwister

A. Bonatz, S. Gysin, H. Kschieschangk.

Bericht
von Estridge auf St. Kitts vom Jahr 1853.

Das geistliche Leben in unsrer Gemeine findet sich zumeist unter den Aelteren und Bejahrteren. Viele von diesen sind zwar unfähig, ihre Gefühle, ihre Erfahrungen und ihre Zuversicht in Worten deutlich darzulegen; aber durch ihren Wandel legen sie es an den Tag, daß sie dem guten Hirten angehören wollen, und daß sie in Einfalt und Willigkeit Seiner Stimme folgen. Mehrere Brüder und Schwestern, die sich wenig aussprachen, und von deren innerem Leben man aus ihrem Munde nur wenig erfuhr, zeigten doch in Zeiten der Krankheit durch ihre Geduld und Ergebung deutlich, daß der Herr Sein Werk in ihnen angefangen hat. Unter dem jüngeren Geschlecht herrscht im Ganzen leider große Gleichgültigkeit und Unwissenheit, und nicht selten geben die Ausbrüche grober Sünden Gelegenheit zu bemerken, wie sehr sie noch Sklaven und Knechte der Sünde seien. Wir lassen indessen nicht ab, den Herrn zu bitten, Er selbst möge sich dieser armen Verblendeten erbarmen, und hören daneben nicht auf, ihnen das Wort Gottes vorzuhalten, das da lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. — Ein erfreuliches und erbauliches Beispiel der Wirkungen jenes Wortes durften wir an einem jungen Manne sehen, der in

der Blüthe der Jugend aus diesem Leben abgerufen wurde. Er hatte viel Talent und zeigte einen lobenswerthen Eifer, sich zu unterrichten. Deshalb kam er auch sehr fleißig und pünktlich zu uns, um Lesen, Rechnen und Schreiben zu lernen; für das Wort Gottes aber und für die süße Botschaft vom Heiland der Sünder schien er kalt und unempfänglich zu bleiben. Auf seinem Krankenlager jedoch deckte ihm der Geist Gottes seinen verlorenen Zustand so gründlich auf, daß er das Unzulängliche seines Lebens erkannte und aus tiefer Seele um Gnade und Vergebung schrie und flehte. Er bekannte nun ganz offen, daß er sich und Andere bisher selbst getäuscht, indem er selbst geglaubt, daß er ein wahrer Christ sei, jetzt aber sehe er deutlich ein, wie dies noch keineswegs der Fall gewesen sei. Endlich fand seine Seele in dem Blute und dem verdienstlichen Leiden und Sterben seines Heilandes Ruhe, Frieden und fröhliche Zuversicht, und von nun an ging sein Mund über vom Lobe und Preise des Herrn, der ihn geliebt, der für ihn gestorben, und der ihm nun Sein Verdienst so reichlich und herrlich zu schmecken gebe. Ich fragte ihn, als ich ihn in den letzten Tagen seines Lebens besuchte, ob er denn wünsche, wieder gesund zu werden, oder ob er lieber zum Heiland gehen wolle? Darauf erwiederte er: „Ich möchte wohl wieder gesund werden, um es all meinen Bekannten und Kameraden zu zeigen, wie ich nun ein ganz anderer Mensch geworden bin, wie ich jetzt den Heiland liebe, den ich früher vernachlässigt, und an den ich nicht gedacht habe; wenn ich aber an all die Versuchungen denke, welche mir in dieser Welt drohen, dann ist es mein sehnlichster Wunsch, denselben entgehen zu

dürfen, indem mich der Heiland aus dieser Welt zu sich nimmt. Sollte es jedoch dem Herrn gefallen, mich wieder gesund werden zu lassen, dann müßt Ihr mir bitten helfen, Lehrer, daß ich bei Ihm bleibe, und daß ich durch nichts von Ihm abgezogen werde.'' Wenige Tage darauf starb dieser junge Mann im lebendigen Glauben an seinen Heiland und in der fröhlichen Hoffnung des ewigen Lebens.

Eine andere tröstliche Ermunterung und ein Zeugniß, daß das Leben aus Gott unter den Gliedern unsres Gemeinleins noch nicht entschwunden, gaben uns die Zeichen von Theilnahme bei Gelegenheit unsrer zwei Missionsfeste im Februar und November. Beide Male waren die Kirchen angefüllt von aufmerksamen Zuhörern.

Auf unsern Tagesschulen ruht, wie wir dies mit Dank und Freude erkennen durften, der Segen unsers Herrn. Am Tage des Examens, welches in der Kirche abgehalten wurde, war dieselbe von Zuhörern angefüllt, und die Kinder gaben befriedigende Beweise davon, daß die Mühe der Lehrer nicht umsonst gewesen.

Beim letzten Sprechen in diesem Jahre, welches in die Weihnachtszeit traf, ermunterte ich die Glieder unsers Gemeinleins zur Bildung eines Missionsvereins, indem sie sich zu wöchentlichen Beiträgen zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden verpflichteten. Zu meinem freudigen Erstaunen fand ich bei weitem Mehrere, als ich erwartete, bereit, wöchentlich einen Beitrag von einem oder einem halben Penny zu geben. — Als ich mit einem Helfer darüber sprach und ihm jenen Vorschlag machte, da erwiederte er mir: ,,Ach ja, das ist eine gute Sache! das will ich thun, denn ich

weiß, daß, was wir dem Herrn geben, das ist nie verloren.“ Darauf erzählte er mir folgende Begebenheit: „Einmal bei einem unsrer Missionsliebesmahle,“ so berichtete er, „hatte ich zwei Einlaßbillets gekauft, eins für mich und das andere für meine Frau. Kurz darauf hatte die Wesley'sche Mission ihr Missionsfest; dazu kaufte ich von einem ihrer Lehrer gleichfalls ein Billet. Meine Frau aber, die davon nichts gehört hatte, hatte in meiner Abwesenheit von einem andern Lehrer ebenfalls ein Billet genommen. Als ich nach Hause kam, erzählte sie mir, was sie gethan, und da sie nun erfuhr, daß auch ich ein Billet gekauft, wurde sie unwillig und sagte: „Wir können nicht so viel geben! Das Ganze beträgt ja mehr als einen Dollar, und wir haben zu jetziger Zeit das Geld nicht übrig!“ Ich sagte: „Sei nur zufrieden, der Herr wird uns schon in den Stand setzen, Alles zu bezahlen.“ Bald darauf ging ich in den Garten, wo ich einiges pflanzen wollte. Als ich den ersten Schlag mit meiner Hacke in die Erde that, sah ich etwas glänzen, und als ich näher hinzusah, fand ich, daß es Geld sei; und beim Weitergraben entdeckte ich mehrere Münzen, so daß ich einen Dollar zusammenbrachte. Dies Geld nahm ich voller Freuden, zeigte es meiner Frau und sagte ihr, wie es ja so viel sei, als ich für die zwei Billets gegeben hätte. Seit dieser Zeit weiß ich, daß es für uns keine Last, sondern eine Gnade und eine Freude ist, die Missionare nach Vermögen zu unterstützen, und auch etwas thun zu dürfen, daß des Heilandes Reich auf der Erde sich immer weiter ausbreite.“

Das Jahr beschlossen wir mit innigem Dank gegen den Herrn, aus dessen Hand wir so viel

unverdiente Beweise Seiner Gnade, Huld und Barmherzigkeit empfangen hatten. Der auch in diesem Jahre mit uns handelte nicht nach unsern Sünden und uns nicht nach unsrer Missethat vergolten hat, sondern, der so hoch der Himmel über der Erde ist, Seine Gnade über uns hat walten lassen, der sich über uns erbarmet hat, wie sich ein Vater über Kinder erbarmet. Mit Dank und Beugung mußten wir Ihm zum Preise erkennen, wie Er unsre schwachen Bemühungen gesegnet, wie Er uns die Liebe unsrer Pflegebefohlenen erweckt und erhalten, und wie Er verhütet, daß all die Versehen und Mißgriffe von unsrer Seite das Vertrauen und die Liebe zerstörten. Mit Zuversicht auf Ihn und auf Seine fernere Durchhülfe konnten wir mit unsrer Gemeine dem neuen Jahr entgegen gehen, indem wir wissen: „Du, Herr, bleibest ewiglich und Deine Jahre nehmen kein Ende.“

Geschwister Daiber.

Bericht
von Elim in Süd-Afrika vom Juli 1853 bis Juni 1854.

In den ersten Tagen des Juli erquickten starke Regengüsse die durstenden Fluren und erweckten unsre Herzen zum Dank gegen den Herrn, der Regen und Sonnenschein gibt zu seiner Zeit, daß

die Felder ihr Gewächs und die Bäume ihre Früchte bringen. Mit noch größerem Dank aber wurden unsre Herzen erfüllt durch die Wahrnehmung bei dem allgemeinen Sprechen, daß der Herr nicht allein die Fluren der Erde bedacht, sondern daß Er nicht müde wird, auch die Seelen unsrer Pflegebefohlenen mit Seiner Gnade zu segnen, und Sein Erbe, damit es nicht verdorre, zu erquicken. Wir durften vielfach gewahr werden, daß die Arbeit des heiligen Geistes nicht umsonst sei in den Herzen der Meisten. Während uns solchergestalt das Sprechen der erwachsenen Mitglieder unsres Gemeinleins zur eigenen Erbauung gereichte, mußten wir bei der Jugend mit Bedauern eine beklagenswerthe Gleichgültigkeit bemerken, die uns zu der flehentlichen Bitte reizte, der Herr, der Lenker und Regierer der Menschenherzen, möge doch auch der heranwachsenden Jugend so vernehmlich zu Herzen reden, daß sie Ihm nicht widerstehen können. In Folge dieses Sprechens wurden 31 Personen in den Gemeingnaden gefördert.

Zu dem darauf folgenden Abendmahl hatten sich die Genossen desselben mit herzlichem Verlangen eingefunden, und unser lieber Heiland bekannte sich mit Seiner Nähe zu uns.

Die Einführung der Constitution brachte auch in unsrer Colonie jene unvermeidlichen Störungen, die mit den Stimmenbewerbungen der verschiedenen Candidaten für das Parlament verknüpft sind. Je mehr solche Zeiten Veranlassung zu Unannehmlichkeiten, Aufregung und Zwietracht darbieten, um so dringender lag es uns an, die Mitglieder unsres Gemeinleins zu ermahnen, über dem äußeren, politischen Treiben das Eine, was noth ist, nicht aus den Augen zu lassen.

Ein gesegneter, schöner Tag war der am 4. September zur Einweihung der neuen Kirche in Houtkloof anberaumte Tag. Geschwister Müller, Nauhaus und Lemmerz begaben sich dorthin und trafen daselbst die Geschwister Kölbing, Kühn, Schärf, Hartmann und Küster, welche von Gnadenthal zu jener Feierlichkeit sich eingefunden hatten. Am Vorabend des Festes versammelte sich Alles in dem Local, welches bis jetzt zu den Gottesdiensten, aber auch als Schule und zur Aufnahme besuchender oder durchreisender Geschwister gedient hatte, zu einer Abendversammlung. War schon diese Versammlung sehr zahlreich besucht, so vergrößerte sich die Menschenmenge noch um ein Bedeutendes am Morgen des 4. Septembers. Von allen Seiten strömten die Leute herbei zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, um Theilnehmer zu sein an diesem festlichen Tage. Das alte Local, wo man sich zuerst nochmals versammelte, um dem Herrn für die Segnungen zu danken, die Er hier aus Seiner Gnadenfülle denen hatte zukommen lassen, die, nach dem Worte des Lebens verlangend, hieher gekommen waren, um an der frohen Botschaft des Evangelii ihre Seelen zu weiden und zu erbauen, füllte sich beim Schalle der Glocken und konnte doch nur einen geringen Theil der Menge fassen. Bruder Müller erinnerte die Versammelten in einer gedrängten Ansprache an alle jene Segen, welche der Herr hier ausgespendet, und erweckte die Herzen zum Dank gegen den Geber alle des Guten. Dann erfolgte in einem langen, geordneten Zuge unter dem Schall der Posaunen der Einzug in die neue Kirche, welche durch Bruder Nauhaus in einem herzlichen Gebet zu einer Behausung Gottes und zu einer Stätte eingeweiht wurde, wo die

Herrlichkeit des Herrn an vielen Seelen offenbar werden möge. Bruder Kölbing hielt sodann über Pſ. 84, 2 die Predigt (Wie lieblich ſind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth), in welcher er den Zuhörern den rechten Gebrauch eines Gotteshauſes ans Herz zu legen ſuchte. Nachmittags war eine Verſammlung für die Kinder, zu welcher ſich aber auch die Erwachſenen einfanden; Bruder Kühn hielt eine eindringliche Rede über Pſ. 115, 12–15. Abends, nach einer ernſten Anſprache des Bruders Hartmann über die Frage des reichen Jünglings: „Was fehlt mir noch?“ (Matth. 19, 20), ſchloß Bruder Lemmerz mit einem inbrünſtigen Gebet die Verſammlungen dieſes Segenstages, in denen das Walten der gnadenreichen Nähe unſers lieben Herrn fühlbar war und ſich kund gab in der Andacht und Stille unter der zahlreich verſammelten Menge, die ſelbſt in der neuen Kirche nicht hinreichenden Platz finden konnte. Die Poſaunenbegleitung des Geſanges erhöhte nicht wenig die feierliche Stimmung, und der freundliche, auch vom Wetter begünſtigte Tag war uns ganz eigentlich ein Tag, den der Herr gemacht hatte. Viele der Anweſenden bezeugten hintennach, daß ihnen die Worte fehlten, um genügend auszudrücken, welch liebliches Gefühl ſie an jenem Tage durchdrungen habe.

Die jährlichen Schulprüfungen der Knaben-, Mädchen- und Kleinkinderſchule ließen uns zu unſrer Freude inne werden, daß die Bemühungen der Lehrer nicht umſonſt geweſen. Leider waren bei dem erſteren nicht alle Schüler zugegen, da ſich die Hälfte derſelben bereits bei den Bauern auf Arbeit vermiethet hatten. Zur Erntezeit müſſen die Schulen ganz geſchloſſen werden, indem in jener Zeit die Kinder ſämmtlich auf den Feldern beſchäftigt ſind.

Mitte October bekamen wir die betrübende Nachricht, daß der in Houtkloof als Schulmeister angestellte Missionszögling des Gnadenthaler Instituts, David Mosallah, Spuren von Geisteskrankheit zeige. Bruder Stolz reiste sogleich nach Houtkloof und fand den Zustand des Kranken so traurig, daß er genöthigt war, ihn sogleich nach Gnadenthal zu bringen, um ihn dort unter ärztliche Aufsicht zu stellen.

Am 4. Februar 1854 wurde an seine Stelle durch Bruder Nauhaus der Gnadenthaler Zögling Josua Plaisir in Houtkloof eingeführt.

Am 11. März drohte unsrer kleinen Niederlassung eine nicht unbedeutende Gefahr, die aber mit Gottes Hülfe durch vereinte Anstrengung unsrer Leute abgewendet wurde. Das dürre Gras auf den benachbarten Bergen war ohne unser Wissen in Brand gesteckt worden, und das Feuer griff so schnell und reißend um sich und näherte sich unserm Orte dergestalt, daß wir ernstlich besorgt wurden. Auf das Zeichen mit der Glocke strömte eine Menge Menschen herbei, deren Anstrengungen es der Herr gelingen ließ, den verderblichen Flammen Einhalt zu thun.

Im April hatten wir die Freude, Geschwister Breutel in unsrer Mitte willkommen zu heißen. Sie feierten mit uns die Charwoche, und am ersten Osterfeiertag wurde Nachmittags in einer öffentlichen Versammlung Bruder Nauhaus durch Bruder Breutel zu einem Presbyter ordinirt. Diese feierliche Kirchenhandlung machte einen sichtlich tiefen Eindruck auf die Gemeine.

Am 1. Mai verließen uns die lieben Geschwister Breutel wieder, nachdem Bruder Breutel am Tag vorher sich in einer Versammlung von der

Gemeine verabschiedet, und wir mit den lieben Geschwistern am Abend den Kelch der Danksagung genossen hatten.

Die Festtage, so wie die sonntäglichen Versammlungen, aber auch die Versammlungen in der Woche sind im Laufe des Jahres zu unsrer Freude gut besucht worden. Zu den sonntäglichen Predigten fanden sich auch nicht selten auswärtige Zuhörer ein.

Heimgegangen ist keine geringe Anzahl; bei den meisten Todesfällen aber hatten wir die Beruhigung, die Sterbenden, Erwachsene wie Kinder, nicht nur still und ergeben in den Willen des Herrn zu sehen, sondern sie bezeugten auch ihre frohe Gewißheit, als begnadigte, durch das Blut des Lammes erlöste Sünder zum Heiland gehen zu dürfen.

Der Fürbitte aller Geschwister und Freunde im Herrn empfehlen sich und ihr Gemeinlein

Geschwister Nauhaus, Müller, Lemmerz und Stolz.

Zum Schlusse des Jahres 1853 bestand die Gemeine zu Elim aus 348 Communicanten, 195 getauften Erwachsenen, 446 getauften Kindern, 89 Taufcandidaten, 142 neuen Leuten, 21 für die Zeit Ausgeschlossenen. Zusammen aus 1241 Personen. — Im Laufe des Jahres wurden getauft 80 Kinder und 18 Erwachsene, 29 wurden Abendmahls-Candidaten, 14 wurden in die Gemeine aufgenommen, 20 gelangten zum heiligen Abendmahl, 13 wurden Taufcandidaten.

Gnadau, gedruckt bei C. D. Hans Witwe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google